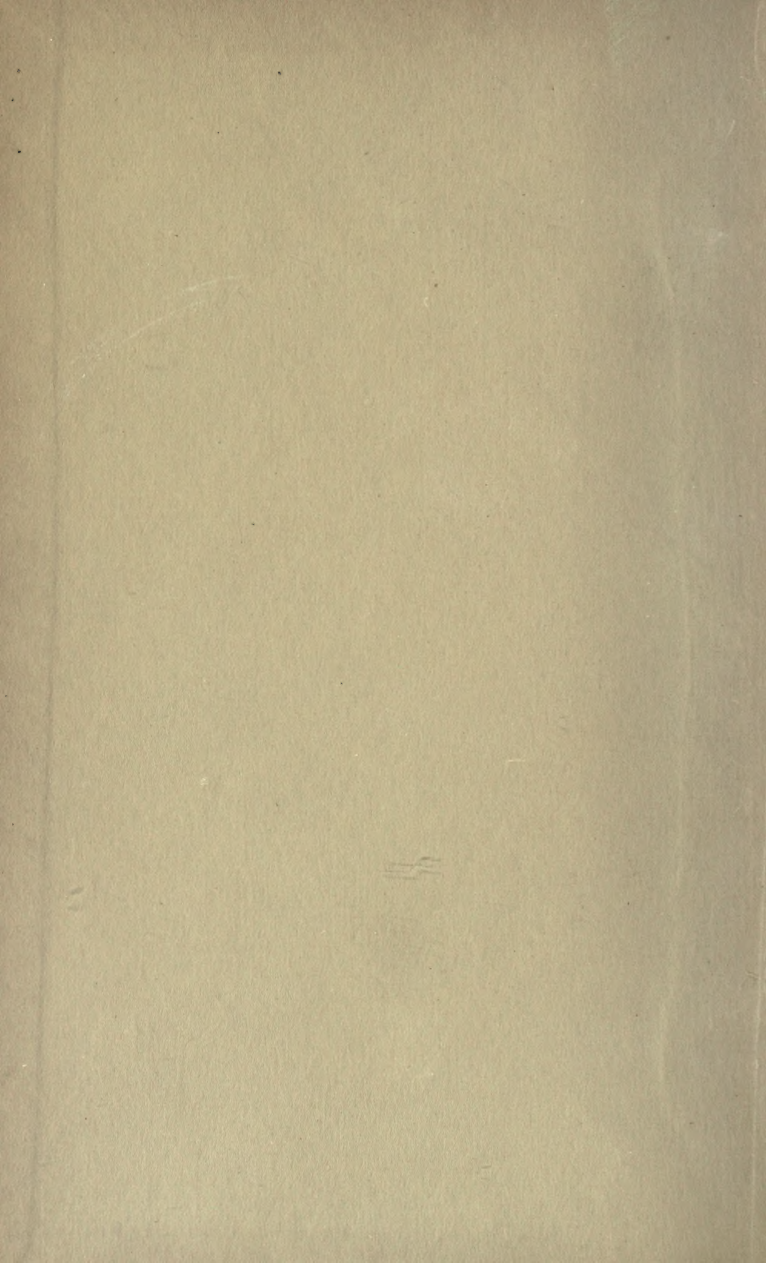
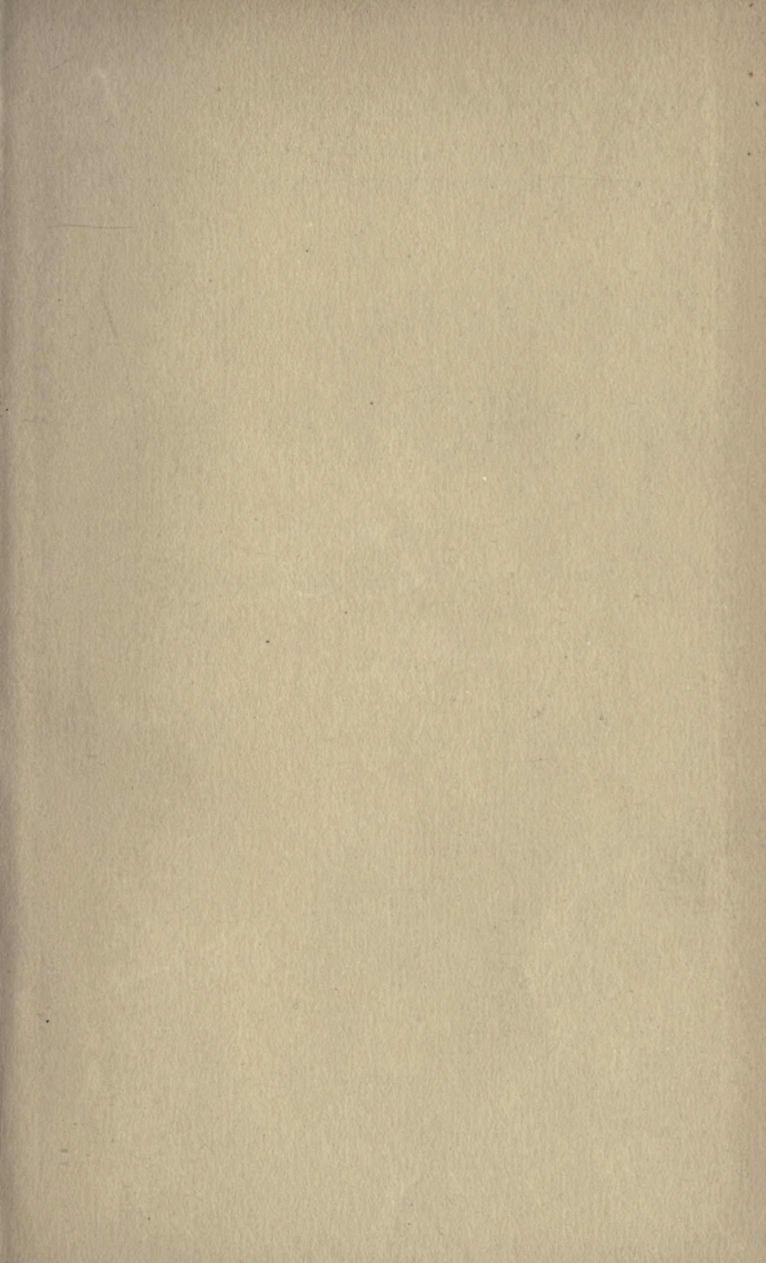
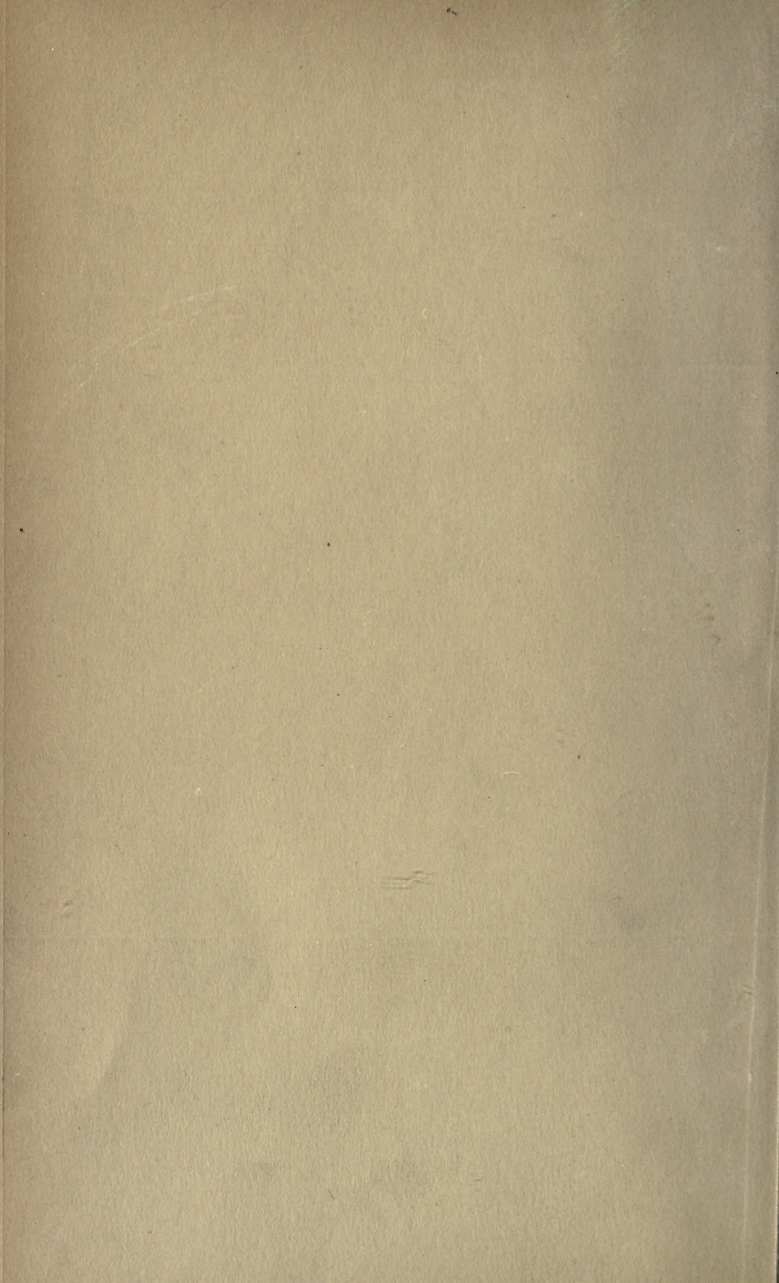






No. 129. Dritte Folge No. 9.

Deutsche Literaturdenkmale
des 18. und 19. Jahrhunderts

AUS DEM LAGER DER GOETHE-GEGNER

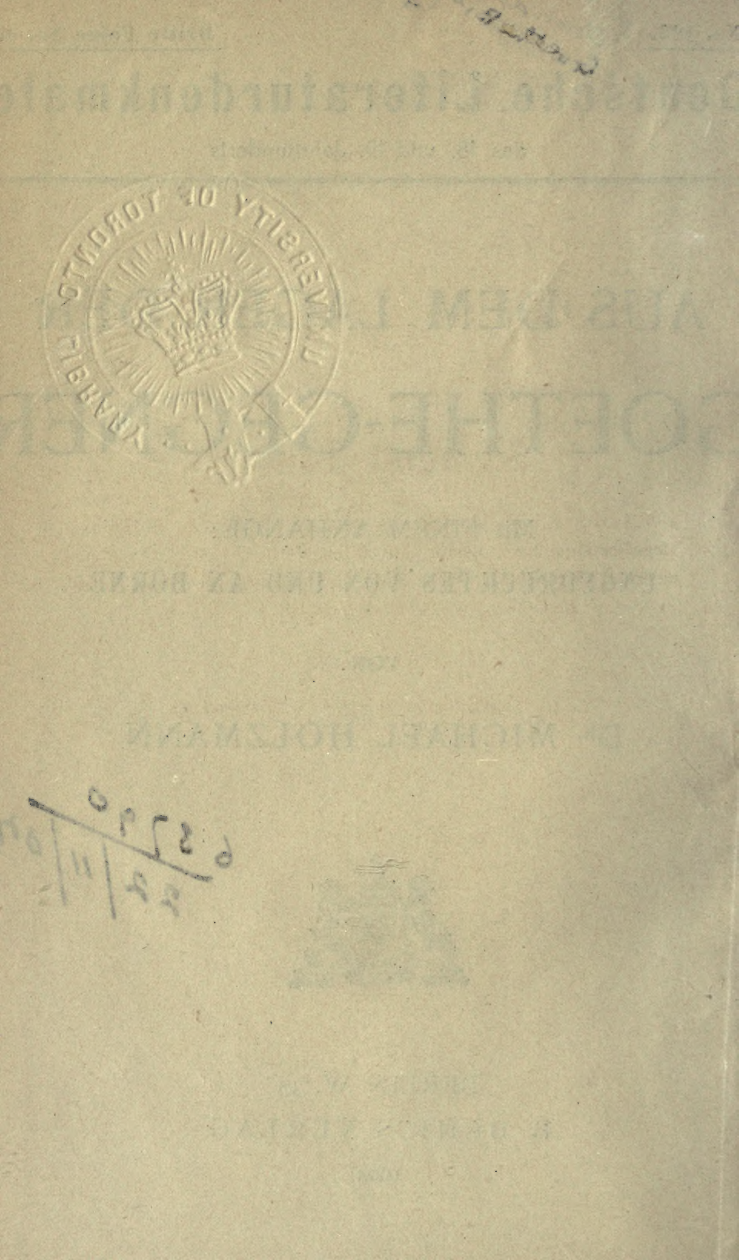
MIT EINEM ANHANGE:
UNGEDRUCKTES VON UND AN BÖRNE

VON

DR. MICHAEL HOLZMANN



BERLIN W. 35
B. BEHR'S VERLAG
1904



Herrn

Sigmund Taussig

k. u. k. Hofrat und Bau-Direktor der Abt. f. Hafenbau der Donau-Regulierungs-Kommission in Wien, Ritter des Ordens der eisernen Krone III. Kl., Ritter des Franz Josephs-Ordens, Bes. des gold. Verd.-Kr. m. d. Kr. u. s. w.

in Dankbarkeit und Verehrung.

Einleitung.

Die vorliegende in ihren Grundzügen bereits vor Jahren entworfene Schrift beabsichtigt, als Gegenstück zu Walter Robert-tornows Buch „Goethe in Heines Werken“ 5 (Berlin 1883) eine Lücke in unserer Goethe-Literatur auszufüllen, auf die bereits Ludwig Geiger[1]) hingewiesen hat. Lediglich das allgemein zugängliche Material benutzend, ohne den Ehrgeiz, neue Gesichtspunkte zu erschließen, beschränkt sich der Verfasser einzig darauf, den Goethestellen 10 in Börnes Werken eine übersichtliche Darstellung verschiedener Oppositionsbestrebungen vorauszuschicken, welche in dem leider unvollendet gebliebenen Buche von J. W. Braun[2]) keinen Platz gefunden haben, als Reaktion gegen frühere Übertreibungen mit Pustkuchens „Wanderjahren“ 15 anheben und seit Gutzkows „Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte“ als überwunden gelten können, eine Darstellung, die weder den Anspruch erhebt, sich der inzwischen erschienenen ausgezeichneten Schrift Walzel-Schüddekopfs „Goethe und die Romantik“[3]) als Er- 20 gänzung beizugesellen, noch darauf aus ist, eine Rettung zu vollbringen. Das Urtheil in dem Streitfalle „Goethe-Börne“ ist längst gesprochen; von einer Verurteilung

---

[1]) Vorträge und Versuche. Beiträge zur Literaturgeschichte. Dresden 1890 S. 280.

25 [2]) Schiller und Goethe im Urteile ihrer Zeitgenossen. Berlin 1882—1885.

[3]) Schriften der Goethe-Gesellschaft 13 u. 14. Goethe und die Romantik. Briefe mit Erläuterungen. Herausgegeben von Carl Schüddekopf und Oskar F. Walzel. Weimar 1898—1899.

kann nicht die Rede sein. Eine literarhistorische Betrachtungsweise, die jede Schriftstellerindividualität in ihrer zeitlichen Bedingtheit auffaßt, kennt weder Sieger noch Besiegte. Selbst wenn Börne in seiner Goetheopposition allein stünde, so würde gleichwohl der Beifall, den er gefunden hat, beweisen, daß er einer Stimmung seiner Zeit Ausdruck gab. Daß aber die Pustkuchen, Menzel, Müllner, Hengstenberg 2c. vor und neben ihm, jeder von einem anderen Standpunkte aus, Goethe bekämpft haben, daß ihr Standpunkt hinwiederum ein anderer war, als der Börnes, daß hinter jedem dieser Schriftsteller ein ansehnlicher Kreis zustimmender Leser gestanden ist, bezeugt, daß jene Autoren Organe einer mächtigen Zeitströmung waren, verwahrt sie gegen den Vorwurf subjektiver Willkür und erhebt ihre Streitschriften zu kulturgeschichtlichen Dokumenten, die ohne Voreingenommenheit beurteilt werden müssen.

Es ist doch mehr als ein bloßer Zufall, daß fast zur selben Zeit, wo im fernen Amerika die Ansichten Wolfg. Menzels Eingang gewannen, die Kanzelredner es liebten, gegen Goethe zu poltern und sogar Longfellow die „Wahlverwandtschaften“ als ein greuliches Buch verdammte,[1]) der Dichter des „grünen Heinrich“[2]) offen bekannte: „Börne ist ein ordentlicher Goethefeind. Von der Seite, wie er ihn angreift, muß man ihm freilich vieles zugeben. Es ist Goethen aber auch von keiner andern Seite beizukommen. Ich weiß nicht, was mich eigentlich an ihm ärgert. Ob, daß einer, der den „Faust“ „Tasso“ „Iphigenia“ 2c.

---

[1]) Longfellow, The poets and poetry of Europe. Philadelphia 1845; Hyperion. New York 1839. Knortz, Longfellow Hamb. 1879; Goethe und die Wertherzeit Mit dem Anhange: Goethe in Amerika, Zürich 1885; Geschichte der nordamerikanischen Litteratur Berlin 1891. Evans, Beiträge zur amerikanischen Litteratur und Kulturgeschichte. Stuttgart 1898.

[2]) Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Von Jakob Bächtold. Erster Band Berlin 1894 S. 217 ff.; vgl. u. a. I, 317 ff.

geschrieben, so ein egoistischer Kleinkrämer sein kann, oder daß ein solcher Hamster den „Faust“, „Tasso“ rc. mußte geschrieben haben? Ich weiß nicht, schmerzt es mich mehr, daß Goethe ein so großes Genie war, oder daß das große Genie einen solchen Privatcharakter oder vielmehr Privatnichtcharakter hatte. Ich weiß nicht, hasse ich Goethen und mißgönne ihm seine Werke, oder liebe ich ihn um seiner Werke willen und verzeihe ihm seine Fehler?“ [1]) Und noch in dem 1851 erschienenen „Vogt von Sylt“ läßt Mügge (3. Kap.) seinen Jens sagen: „Als Dichter gewiß (d. h. verehre ich G.). Der Minister geht mich nichts an. Daß er nichts für sein Volk getan, nichts für sein Volk

---

[1]) Sonderbar genug, daß auch der größte Lyriker Ungarns A. Petöfi in einem Briefe vom 6. Juli 1847 einen Gegensatz zwischen Goethes Kopf und Herzen findet:

„. . . Ich hatte Goethe's ‚Faust‘ in der Tasche. Was thun? rief ich bei mir, fluchen oder ohnmächtig werden? — Du weißt, mein Freund, und wenn Du es nicht weißt, so wisse es jetzt, daß ich Goethe nicht liebe, daß ich ihn nicht leiden kann, daß ich ihn verabscheue und er mich anekelt wie Meerrettich, der mit Crême angemacht ist. Dieser Mensch hatte einen Kopf von Diamant, aber ein Herz von Stein . . . ach, auch das nicht einmal, denn ein Stein giebt Funken. Goethes Herz war Ton, ganz gemeiner Ton, weiter nichts; feuchter, weicher Ton, als er seinen ‚blöden‘ Werther schrieb, seitdem aber trockner, harter Ton. Ich brauche so einen Gesellen nicht. Vor mir gilt jeder Mensch so viel, als sein Herz wert ist. Eher könnte ich mich mit jemand befreunden, der in irgend einer Leidenschaft tausendfaches Böse an mir gethan, als mit einem kalten Menschen, der mir tausend Wohltaten erzeigen möchte. Ein flammendes Herz! Ein flammendes Herz, aber eisiger Tod! . . . Goethe ist einer der größten Deutschen, Goethe ist ein Riese, aber eine riesige Statue; die Gegenwart huldigt ihm, wie einem Götzen, aber die Zukunft wird ihn stürzen wie alle Götzen. Wie gleichgültig er von der Höhe seines Ruhms herabsah auf die Menschen, so werden bald die Menschen gleichgültig herabsehen auf die in Staub gesunkenen Trümmer seiner Glorie. Wer andere nicht liebte, den können auch andere nicht lieben, sie können ihn höchstens anstaunen. Und wehe dem Menschen, den man bloß anstaunen und nicht lieben kann.“ [**Petöfi, Sandor. Összes költeményei** 5. (**Vegyes müvei** 2] Budapest 1895 S. 378—379; die Übertragung nach Blätt. für litt. Unterh. 1866 Nr. 43 S. 686).

gefühlt hat, seinem gnädigen Herrn immer aufwartete, wie und wo er konnte, und sich das Herz gewaltsam verknöcherte, um seine olympische Ruhe nicht an das Leid der Menschheit zu setzen, ist freilich traurig genug."

Karl Rosenkranz[1]) hat für die Gesichtspunkte, von denen Goethes Gegner in dieser Periode sich leiten ließen, die Bezeichnung „moralischer, politischer, und pietistischer Rigorismus" angewendet. Diese Terminologie wird aber nur einem Teile der Goethegegner gerecht. Goethe selbst hat seine Widersacher in fünf Klassen eingeteilt, insofern sie aus Dummheit oder aus Neid, oder aus Mangel an eigenem Erfolg oder aus Gründen, oder aus abweichender Denkungsweise sich gegen ihn zur Wehr setzten. Diese Einteilung umfaßt wohl alle Spielarten der Goethophoben, welche in der folgenden Schrift besprochen werden sollen. Gleichwohl empfahl es sich der leichteren Übersicht wegen, ohne Rücksicht auf diese meritorische Einordnung lediglich die Chronologie als Leitfaden zu benutzen. Hat ein Autor mehrere Schriften gegen Goethe verfaßt, so tritt er an jene Stelle der Reihe, welche ihm durch seine erste Publikation (Broschüre, Zeitungsartikel, Gedicht, Buch) zugewiesen wird. Auf Mißverständnisse seiner Absicht muß der Herausgeber wohl gefaßt sein, da jede derartige noch so objektive Schrift zwischen zwei Feuerlinien gerät. — — —

[1]) Goethe u. seine Werke. Königsberg 1847 S 16ff.; zweite Aufl. Königsb. 1856 S. 14ff.

I. Spaun.

Franz de Paula Ritter von Spaun, einer der erbittertsten unter den Gegnern Goethes, ist sowohl seiner Persönlichkeit als auch seinem Wirken nach wenig bekannt,[1]) obwohl er seinerzeit wegen seiner Polemik gegen Schelling, Bader, Joh. v. Müller, die Brüder Schlegel, Shakespeare, Calderon, Newton und — Goethe sehr gefürchtet war. Eine markante Probe seiner Goethe-Opposition giebt die Abhandlung „Über das Genie und Fatum"[2]): „Wage es zu behaupten, daß Göthes Faust kein Meisterwerk sey, und du hast die ganze transzendentale Clique auf dem Nacken. Beweise, daß der ganze Plan ein erbärmliches Gewebe frostigen Unsinnes sey, in dem bey jeder Seite der gesunde Menschenverstand auf dem Kopfe tanzt. Packe Dich, antwortet man dir, mit deinem frostigen Menschenverstande. Was hat der gesunde Menschenverstand in der Poesie zu schaffen? .... Im Drama, wie überhaupt in der Poesie, herrscht die Phantasie. Je toller die Bocksſprünge sind, die sie macht, desto erhabener ist das Gedicht. Im Faust

---

[1]) Vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen IV. Jhgg. Theil I. S. 123—127; Allgemeine Deutsche Biographie XXXV, 69—70, Wurzbach, Constantin, Biogr. Lexicon XXXVI, 75 ff.; Brümner; Franz, Deutsches Dichter Lexicon Stuttg. 1876—1877 II, 369; Ernouf, Maret Duc. de Bassano 2. éd. Paris 1884 p. 181 ff.; p. 235 ff. Die ergänzenden Daten verdanke ich dem frdl. Wohlwollen des Hrn. Sektionschefs Dr. Johann Ritter von Spaun, welchem ich an dieser Stelle meinen tiefsten Dank abstatte.

[2]) Politische und literarische Phantasien von Franz von Spaun. Germanien 1817 p. 91 ff.

herrscht eine riesenförmige Imagination. Der Mephistopheles ist .... ein armseliger, erzdummer, frostig deraisonnirender Teufel, den ja der Faust selbst verachtet. — Das ist er eben, so muß er des Contrastes willen seyn .... Er ist dumm und dennoch viel klüger und pfiffiger als der liebe Herrgott, dem er seine Wette abgewinnt. Ist das nicht ein Merkmal des Genies? Verräth es sich nicht dadurch, daß es das Unmögliche, das Unwahrscheinliche, das Widersprechende als wirklich setzt? — Ich verstehe! Das Genie kündigt sich immer dadurch an, daß es umgekehrte Welt spielt und die Gegenstände so darstellt, wie sie nicht seyn können; dieses ist der Bockfuß, an welchem man den Teufel — das Genie wollte ich sagen, erkennt — So ist es! Das Genie macht also auch absichtlich schlechte Verse, ohne Rythmus, die gröbsten Fehler gegen die Grammatik und Syntax? .... Wer machte die Gesetze? Das Genie. Wer die Gesetze macht, ist über die Gesetze erhaben. Wir schreiben Prosa, aber romantische; dann nehmen wir einen Zirkel und fahren darüber her. Was in die Öffnung fällt, giebt einen Vers, dieses nennen wir romantische Poesie — Romantisch! Was ist das? — Wenn man die Worte so zusammenkuppelt, daß jeder sich darüber wundert, neben seinem Nachbar zu stehen. Wie beym Pfänderspiele mal à propos? ....“

In der „Antwort auf das Schreiben des Grafen Karl von Arco an Franz von Spaun über die Thaumaturgen“ (1821) heißt es: „Wenn unsere Schlegel, Tieck, Novalis und andere Verhudler der neuesten Zeit Göthes infame Rhapsodie, den Faust als unnachahmliches Meisterwerk lobpreisen, den Verfasser dafür auf den Weimarischen Scherbenberg (norddeutschen Parnaß) setzen, soll man nach den von ihnen beliebten Gesetzen der göttlichen Grobheit mit Koth zurückwerfen? Was erübrigt also, als das Pfeifchen zu gebrauchen. Mein Pfeifchen, sagen Sie, wirke auf das Zwerchfell. Tant mieux für die Leser.“ Das stärkste aber leistet Spaun mit der Abhandlung:

„Protestation gegen die Staelsche Apotheose des Göthischen Faustus“.[1])

„Es hat sich (S. 162 ff.) auf unserm deutschen Parnaß eine Ministerial-Coalition gebildet, welche die Absicht zu
5 haben scheint, den gesunden Menschenverstand, den guten Geschmack und allen ächten Kunstsinn aus Deutschland zu verbannen, und dagegen die erbärmlichste Phantasterei, den unsinnigsten Aberglauben, den tollesten Mystizismus an die Tagesordnung zu bringen. Zu diesem löblichen
10 Entzwecke bedienen sie sich der deutschen litterarischen Journale, deren Redaktion sie an sich gerissen haben. In diesen posaunen sie die jämmerlichste Stümperarbeit als Produkte des erhabensten Genies aus, wenn diese Sudeleien von einem der Nostraten gefaselt worden
15 sind ..... Doch daran genügt ihnen nicht. Sie bemühen sich auch durch das expraktizirte Urtheil einiger Ausländer von Reputation zu imponiren. Die Frau von Stael schrieb über unsere Litteratur eine Schlegeliade, in welcher sie gleich einem wohlabgerichteten Canarien-
20 Vogel, das Lied unserer Transzendentalen meisterhaft singt. Sie stellt, wie alle diese Herren, Göthe auf den höchsten Gipfel des deutschen Parnasses, und rühmt alles, was er sudelte, die Wahlverwandtschaften, welche in Frankreich kein Glück machten, ausgenommen, als das von plus ultra
25 von Eleganz, blühender Einbildungskraft, Erhabenheit der Ideen etc.

In Niederdeutschland scheint es diesen Herren gelungen zu haben, den gesunden Menschen-Verstand unter den Fuß zu bringen und sein Stümpschen Licht
30 ganz auszutreten ..... Aber die Reklamationen der wenigen Gerechten in unserem litterarischen Sodoma kommen nicht zur Kenntniß des Publikums ..... Damit doch aber diese litterarischen Geschichtsforscher bei sorgfältigerem Nachforschen sich zu überzeugen Gelegenheit haben mögen,

---

35 [1]) Vermischte Schriften von Franz von Spaun. München 1822. Teil II. S. 159–226.

daß die Verfinsterung des Verstandes bei uns nicht allgemein war, und daß es doch rari nantes in Gurgite vasto gab, die ihre Stimme gegen die Tyrannei und Barbarei des Unsinns erhoben haben, so habe ich mich entschlossen eine Kritik des göthischen Meisterwerks, seiner 5 Tragödie Faustus, drucken zu lassen, in der Hoffnung, dadurch zu bewirken, daß doch wenigstens einige Leser von der Contagion des schlechten Geschmackes werden gerettet, und dahin gebracht werden mögen, nicht bloße Nachtreter der niederdeutschen Immortalitäts-Krämer zu seyn, 10 sondern die Augen zu öffnen, Selbstdenker und Selbstrichter zu werden.

Die Tragödie des Faustus ist, so versichern uns seine Ruhmstrompeter, was den Italienern die Comedia divina ist, nur in einer weit höheren Categorie. Der Held dieses 15 Trauerspiels ist nicht der berüchtigte Faust, sondern der Mephistopheles, der leidige Satan, doch kein gemeiner Teufel, kein Miltonischer, kein Klopfstockischer sondern ein Teufel eigener Art, ein mehr humanisirter Teufel, ein ganz eigenes Geschöpf der sublimesten göthischen Phantasie; 20 ein Zauberbild ganz neuer Art, von Meisterhand entworfen und colorirt. Alles ist göttlich in dieser magischen Darstellung, die eine unerschöpfliche Ueppigkeit blüthenreicher Imagination mit der erhabensten Diktion vereiniget und den Leser in immerwährender Spannung nie getäuschter 25 Erwartung erhält, und ihm das Wonnegefühl schauderhafter Bilder in vollem Maaße gewähret .... Rezensenten, denen es damit Ernst ist, begnügen sich nicht im Allgemeinen Blumen mit voller Hand auszustreuen, sie gehen ins Detail, und führen die schärfsten Stellen des Gedichts 30 als Belege ihres Kunstrichter-Urtheiles an. Nicht so die Lobredner des Faustus. Die Frau von Stael, welche mit äusserster Anstrengung in ihr französisches Trompetchen stößt, wagt es nicht, auch nur eine Stelle wörtlich zu übersetzen; weil sie wahrscheinlich fürchtete, daß die Belege das 35 Widerspiel von dem beweisen würden, was sie behauptet.

Als ich den Faustus zu Handen nahm, so wußte ich

schon, daß die Gesetzgeber unseres deutschen Parnasses alle Gesetze cassiret hatten, welche dem Auffluge unseres Genies Fesseln anlegten. Die drey Unitäten, die wirklich zu eng von den Franzosen angezogen worden waren, hatten sie proscribiret .... Ich will nicht untersuchen, ob man hierin nicht zu weit gegangen sey, und ob man nicht das Kind mit dem Bade ausgegossen habe. Nur will ich bemerken, daß sich unser Genie, seine Entfeßlung ungeachtet, dennoch nicht hoch aufgeschwungen habe ..... Wer zweifelt daran, daß die Gedichte unserer großen Meister den Fesseln des Rythmus ihren vorzüglichen Werth verdanken? ..... Allein auch diese Fesseln sind unseren Novatoren zu schwer. Die romantische Poesie hat sie abgeworfen, und ihre hinkende Prosa gilt für Jamben; auch die Gesetze der Grammatik wollen unsere Reformatoren des Parnasses nicht anerkennen und die gröbsten Sprachfehler gelten für poetische Lizenzen ..... Ich kannte alle diese Wehen unserer gesetzlosen deutschen Litteratur. Ich war vorbereitet eine romantische Schöpfung nach dem neuesten Geschmacke zu finden. Allein was ich fand, übertraf meine Erwartung, und ich hatte nicht sobald den Prolog im Himmel gelesen, als ich dieses Meisterwerk unter den Tisch warf.

Diese Scene ist aus dem Buche Hiob entlehnt, oder vielmehr parodirt ..... Die drei Erzengel treten vor und relationiren, daß in der Planeten-Welt alles gut gehe; aber in so gemeinen nonsensikalischen Ausdrücken, daß man über die Unbeholfenheit dieser himmlischen Hofkavaliere vor Ärger lachen muß. Raphael sagt: „daß der Anblick der Sonne den Engeln Stärke gebe, wenn keiner sie ergründen mag." Dieses ist ein ganz erbärmliches Gallimathias, in das kein Exegel ein Atom gesunden Menschen-Verstandes exegesiren kann. Auch kann er nicht Deutsch, und sagt im Ablativ am ersten Tag statt am ersten Tage. Ebenso kauderwelsch und platt ist die Dicerie des Gabriels, die der des Raphaels geradezu widerspricht, denn der erste sagt, die Sonne reise im Donnergange. Gabriel aber versichert, der

Erde Pracht drehe sich unbegreiflich schnelle (wegen des Reims mit Helle). Also ist entweder Raphael oder Gabriel ein Erzstümper im Weltsysteme. Er sagt, das Meer schäume auf in breiten Flüssen im Grund(e) der Felsen; dieses ist geradezu nicht wahr. Die Quellen, wenn sie auch durch Infiltration der Meere entstehen, schäumen nicht in breiten Flüssen, sondern in sehr kleinen und schmalen Bächen auf. Auch Gabriel begehet jämmerliche Schnitzer gegen die Grammatik, um des lieben Reimes willen.

Michael liefert auch Beiträge zu den Elegantiis des Martinus Scriblerus. Die Stürme, spricht er, bilden wüthend eine Kette.

„Da schlägt ein blitzendes Verheeren
„Dem Pfade vor des Donnerschlags.“

Es sollte heissen: (vor) dem Pfade des Donnerschlags, das Verheeren schlägt vor dem Donnerschlage? und das blitzende Verheeren geht vor dem Donnerschlage? Was ist ein Pfad des Donnerschlags? Seit wenn denkt man sich den Tag Gottes wandelbar? Die lieben Bothen reden so albern, daß der liebe Herr-Gott nichts klügers thun konnte, als sie in die Schule schicken, um etwas Grammatik und physische Astronomie zu studieren. Keiner von unsern Hofschranzen ist ein so jämmerlicher Ignorant, als die lieben göthischen Erzengel.

An diesem jämmerlichen Hofe ist Mephistopheles der Hofnarr, aber ein ganz erbärmlicher langweiliger Narr. Der liebe Herr-Gott, hätte er sich auch das Lachen nicht abgewöhnt konnte doch unmöglich über seine schlechten Späße und seiner auf allen vier Füssen hinkenden Vergleichung des Menschen mit der langbeinigten Cicade lachen. Der Kreis des Hofgesindes hat Recht, wenn es diesen dummen Teufel verhöhnt ..... Den lieben Herr-Gott ärgert es ein wenig, daß er dem Mephistopheles nichts zu Danke machen kann und fragt ihn dann, ob er seinen Knecht den Faust kenne. Nun erwartet man eine

charakterische Schilderung des Helden und seines unersättlichen Durstes nach überirdischen Kenntnissen; .....
allein dieses wird mit acht schlechten Versen abgefertiget,
und der Teufel sagt:

5 „Und alle Näh' und alle Ferne
„Befriedigt nicht die tiefbewegte
Brust".

Von solchem Kauderwelsch mag der Teufel ein Wort
verstehen.

10 Der liebe Herr=Gott ist auch in Gleichnissen unglücklich ..... Diese allerhöchste Conversation muß wohl
nach Tische statt gehabt und der liebe Herr=Gott sich am
Necktar ein Prälaten=Räuschchen angetrunken haben, denn
nun fängt er an so albernes Zeug zu schwätzen, daß Gott=
15 Vater im Tollhause es nicht ärger machen könnte .....
Hierauf folgt ein mystisches Gallimathias, mit dem sich
das Gallimathias im Medecinmalgrélui gar nicht messen
kann

„Wir gönnen euch, ihr ächten Göt=
20 ter Söhne,
Euch zu erfreuen der lebendig reichen
Schöne."

Wir schwache Erdensöhne verstehen nicht, wie das
Werdende die Göttersöhne umfassen könne mit den holden
25 Schwanken der Liebe, und wie man die schwankende
Erscheinung mit daurenden Gedanken befestigen könne.
Unserer beschränkten Fassungskraft erscheint diese elende
Reimlerey als ein sinn= und hirnloses Wortgedudel .....
Uebrigens wird jeder, in der Mechanik der Versifiaktion
30 auch nur halb Eingeübte, erkennen, daß Herr von Göthe
ein sehr schlechter Versifex sey. Bey jeder Zeile thut der
Vers entweder der Construktion, oder dem Gedanken, den
er hineinzuzwängen sich mühet, Abbruch. Dieser Prolog
ist ein wahres Muster, wie man nicht in Versen schreiben
35 soll. Die verflossenen Zeitalter haben nichts aufzuweisen,
das in Rücksicht auf anmassende Erbärmlichkeit mit diesem

Prolog zu vergleichen wäre ..... Ich muß mich aber kurz fassen, weil ich ein lang und leider auch langweiliges Stück Arbeit übernommen habe. Dem Leser soll ich beweisen daß der berüchtigte Faust eine usurpirte nnd unverdiente Celebrität genießet und sie nur dem verderblichen Gemeingeiste einer Associatio obscurorum virorum verdanke ..... Mich veranlasset keine Celebritäts-Rivalität über des Herrn von Göthe Faust die Lauge strenger Kritik auszugießen. Ich wandle nicht auf seinem Pfade zum Parnasse, und würde mich freuen, wenn er unsere deutsche Sprache mit einem Meisterwerke bereichert hätte ..... Unter der Menge von Bravorufern mag zwar meine Stimme verhallen, doch genügt mir mein Möglichstes gethan zu haben; und gelingt es mir auch nur einen Leser zu bekehren, und von Anbetung dieses Ungeheuers zurückzubringen, so soll mich meine undankbare Mühe nicht gereuen. Ich habe dem Herrn Verfasser schon gleich Anfangs die Verbindlichkeit, die aristotelische Regel der drey Einheiten erlassen; dennoch ist eine andere Einheit in der Vernunft und nicht in der Authorität gegründet, und dieses ist die Einheit des Zweckes ..... Der Charakter der Helden des Stückes muß Haltung haben, und muß in allen verschiedenen Situationen, in die er versetzt wird, derselbe bleiben. Jedermann wird eingestehen, daß ein Schauspiel, in welchem dieses natürliche Gesetz der Dramaturgie nicht beobachtet wird, Stümper-Arbeit sey.

Den Gesichtspunkt bestimmt der Titel, oder wie hier der Prolog. Der Teufel hat dem erzdummen lieben Herrgotte darüber eine Wette angeboten: Ob?

„Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Sich sey des rechten Weges wohl bewußt“

..... Gott sagt ja; der Teufel wettet auf Nein, und soll seine Wette gewinnen. Da erwartet man also mit Recht einen schweren Kampf zwischen dem dunklen Drange

zum Guten und den Lockungen des Teufels zum Bösen; und hier liegt ein unerschöpflicher Schatz moralischer Darstellungen, die ein Dichter, welcher die Weihe der Kraft erhalten hätte, sehr gut benutzet haben würde. Dazu war 5 nicht einmal viel hocus pocus nothwendig .....; aber der Göthische Faust ist ein armseliger Pedant, der in der gemeinsten Sprache die gemeinsten Ideen auskramt. Es lohnt gar nicht die Mühe, daß der Teufel seine Anstelligkeit aufbiethet, um ihn zu kapern. Er gehöret ihm ja 10 schon mit Seele und Leib zu, ehe noch der Bocksfüßler erscheint. Er ist ja ein Freigeist .....

Dafür, weil er sich nämlich nicht fürchtet, *ist ihm* auch *alle Freude entrissen*. Er will ein Selbstmörder werden ..... Allein ist dieser attentirte Selbstmord 15 wenigstens gut und erhaben motivirt? ..... Ach nein, der arme Faust spricht ein ganz unverständliches Kauderwelsch, in dem schlechtesten Gereimsel, das je in 5ta von irgend einem Studenten versifizirei worden ist. Mein Präzeptor hätte mir den Steiß vollgehauen, wenn ich so 20 schlechte Verse, wie die folgenden gemacht hätte

> O *sähst* Du, voller *Mondenschein*
> Zum *letztenmal(e)* auf meine Pein,
> *Den* ich so manche Mitternacht
> An diesem Pult(e) herangewacht.

25 Ein Kranker, der in der Fieberhitze phantasirt, schwätzt lange nicht so albern als unser oder vielmehr der Göthische Faust. Man höre:

> Erkennest Du dann der Sternelauf .....

So geht es durch den ganzen Monolog. Er findet 30 die Zeichen des Makrokosmus, die ihm das Herz mit Freude füllen ..... Doch gleich ist dieses neuglühende Glück erkaltet. Er will an den Brüsten der Natur saugen, und wird unwillig darüber, daß sie ihn dursten läßt; aber sieh! da kommt ihm ein neues Glück. Er sieht das Zeichen 35 des Erdgeistes; da fühlt er neue Kräfte und glühet wieder

wie von neuem Wein(e). Diesesmal hat es der Herr von Göthe getroffen. Er macht seinen Faust seinem Herr=Gotte ähnlich; beede schwätzen, als wären sie besoffen und zwar vom schlechten Weine.

Faust citiret also den Erdgeist, aber bei dessen Er= 5 scheinung verfliegen die Weindämpfe; Faust zittert wie ein Schulknabe vor der Ruthe. Der Erdgeist, welcher, man weiß nicht warum, brennend erscheint, spricht ein mystisches Kauderwelsch und sagt:

> Er schaffe am sausenden Webstuhle die Zeit, 10
> Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Der göthische Cronos führet also keine Sense, sondern eine Weberschütze; und webt das lebendige Kleid Gottes. 15 Solche knabenhafte Ideen werden uns als sublime Bilder zur Bewunderung aufgestellt. Faust ist ganz betroffen darüber, daß ihm der Geist sagt: Er Faust gleiche den Geschöpfen seiner Phantasie, und nicht ihm. Das Klopfen des Famulus macht sein schönstes Glück zu nichte . . . 20 Welches Glück? Etwa die selige Wonne tiefgekränkter Eitelkeit?

Die Scene mit Wagner . . . . . trägt nicht im mindesten zu den Fortschritten der Handlung bei. Doch möchte sie bestehen, wenn sie uns für ihre Unnützlichkeit durch die 25 Erhabenheit der vorgetragenen Maximen, und die Schön= heit des Vortrags entschädigte . . . . .

Er sagt oft erbärmliche Plattheiten, und wenn er irgend einen guten Gedanken aufschnappt, so weiß er ihn nie . . . . . in einem edlen gefälligen Style vorzutragen. 30 Nachdem sich Wagner entfernt hat, fährt Faust fort zu deliriren . . . . . fangt . . an mit einer Flasche Gift zu lieb= äugeln. Er wähnt, er schwimme schon auf dem hohen Meere, er fahre schon durch die Luft in einem feurigen Wagen. Er will zeigen, daß er sich nicht vor der Hölle, 35 dem Geschöpfe unserer Phantasie fürchte; den Göttern

will er gleich werden, und darum entschließt er sich heiter und, wäre es mit Gefahr, in Nichts dahinzufließen

Er setzt die kristallne reine Schale,
Die er zog aus ihrem allten Futterale,

5 an, und kredenzt sie, wem? dem Morgen. Da singt es .... Christus ist erstanden. Dieses tiefe Summen, und dieser helle Ton ziehen ihm mit Gewalt das Glas vom Munde. Er glaubt zwar nicht an Christus und die Auferstehung (also gehöret er schon dem Teufel) aber es erinnert ihn 10 an seine Knabenjahre. Er fängt an zu weinen, und die Erde hat ihn wieder. Worüber sie dann sehr froh ist. Die Jünger singen. (Welche Jünger?)

Hat der Begrabene
Schon sich nach oben (nicht nach
15 unten)
Lebend Erhabene
Herrlich erhoben.

Die Feder fällt mir aus der Hand! ... Diesen Augias-Stall zu reinigen ist mehr als Herkulische Arbeit.

20 Von dem unedlen der Diktion, von der Erbärmlichkeit der Versifikation, werde ich in der Folge schweigen; an dem, was der Leser sah, hat er Beweise genug, daß der Herr Verfasser in Beziehung auf den Versebau sich auch nicht mit den mittelmäßigen Dichtern der alten Schule messen 25 könne. Der Gegenstand unserer Kritik sey also nur die Reihe und der Zusammenhang der Scenen, die Maschinerie des Gedichtes, die Verkettung des Ideenganges.

Faust und Wagner gehen spaziren ..... Bauern beim Tanze und beim Gesange sehr gemeiner Lieder, er-30 kennen den braven Doktor, der mit seinem Vater sie in der Pest curirte, und danken ihm .... Sie gehen weiter, und Wagner meint, es sey herzerhebend den Dank und die Verehrung der Menschen zu erndten. Faust aber gestehet, daß er und sein Vater mit höllischen Latwergen, in diesen 35 Thälern, diesen Bergen weit schlimmer als die Pest ge-

tobt. Dieser Gedanke ist nicht schlecht aber sehr platt und gemein vorgetragen."

Da es unmöglich ist, das Ganze, so charakteristisch es auch ist anzuführen, möge das Folgende genügen.

„. . . . . Sie nehmen (S. 194 ff.) den Pudel mit nach 5 Hause. Es ist die Pflicht eines Kritikers, nicht bloß zu tadeln und die stümperhaften Fehler auszuheben; er soll auch das Gute ins gehörige Licht stellen. Allein ich biethe jeden auf in dieser oder irgend einer der vorigen Scenen auch nur eine gute Stelle aufzufinden, wo ein erhabener Ge- 10 danke in guten fehlerfreyen Versen ganz und edel ausgedrückt ist. Verse, wie die folgenden:

> Du hast wohl Recht, ich finde nicht die
> Spur
> Von einem Geiste und alles ist Dressur. 15

sind unter aller Kritik und so sind fast alle . . . . .

Der pudelnärrische Pudel ist nun niemand anders als der leidige Gott sey bey uns . . . . . Bey Faust (dem Freygeiste), der an keinen Teufel, keine Hölle, keinen Christus glaubt, regt sich die Liebe Gottes, der Pudel wird unruhig. 20

Er kriegt bey dieser frommen Stimmung lange Weile. Er sehnt sich nach Offenbarung.

> Die nirgends würdiger und schöner brennt,
> als in dem neuen Testament(e)
> Die Offenbarung brennt im Testament! 25
> Ohe!

Er will es ins Deutsche übersetzen und bleibt im Anfange stecken. Für: im Anfange war das Wort, übersetzt er: Im Anfange war die That! Da heulte der Pudel jämmerlich, vermuthlich über die schlechte Ueber- 30 setzung . . . . . zuletzt verwandlet sich der Pudel in einen fahrenden Scholasten, um dem Faust Gelegenheit zu einem albernen Spaße zu geben. Wer bist Du? fragt Faust —

> Ein Theil von jener Kraft,
> Die stets das Böse will und stets das Gute 35
> schaft.

Man merke nun dieses Apophtegma der allerneuesten
Schule. Nur das Widersprechende ist wahr; nur das
Ungereimte ist sublim. Bey allen seinen Hexenkünsten
ist Faust kein Oedip, und kann dieses Räthsel nicht lösen.
5 Er fodert den Schlüssel oder Auflösung desselben:

> Ich bin ..... der Geist der stets verneint.
> So ist denn alles, was ihr Sünde,
> Zerstörung, kurz das Böse nennt,
> Mein eigentliches Element.

10 Da ist dem Faust nun klar, wer er sey .....
Faust sagt ihm, er treibe da ein schlechtes Handwerk;
er solle sich auf ein besseres verlegen. Mephistopheles
bittet sich Bedenkzeit aus. Nun bittet er um Erlaubniß,
sich zu entfernen ..... Faust aber hält ihn fest.
15 Der Teufel macht bonne mine à mauvais jeu; und läßt
ihn von seinen Geistern durch ein erbärmliches Dideldumdey
in den Schlaf singen. Sobald Faust eingeschlafen ist,
commandiret Mephistopheles den Ratten das Pentagramma
wegzufressen und macht sich aus dem Staube .....
20 Ob es möglich ist, einen albernern, unzusammenhängendern
Traum zu träumen? ..... Uebrigens ist er ein dummer
Teufel; er sagt gerade zu, was er ist, und daß er seine
Freude daran hat, alles zu verderben. Wenn also Faust
sich mit ihm einläßt, so ist es seine Schuld. Wir können
25 mit ihm kein Mitleid haben.

Da erscheint wieder Mephistopheles ..... als galonirter
Junker. Er ladet den Faust ein, sich auch so zu costumiren,
um frey zu erfahren, was das Leben sey. Allein er findet
ihn in hypochondrischer Laune. Er schwätzt wie ein Narr,
30 und verflucht den Saft der Trauben, die Liebeshuld, die Hoff=
nung ..... dann macht er sich verbindlich, des Teufels zu
werden, wenn dieser bewirken könne, daß er (Faust) beruhigt
auf dem Bette faulenze, sich selbst gefalle, und mit Genusse
betrogen werde. Der Teufel geht den Acord ein .....
35 Das traurigste bey der Sache ist, daß der Sieg dem Teufel
gar keine Mühe macht, seine Schalkheit und Anstelligkeit

zu gar keiner schweren Arbeit auffordert. Da ist auch nicht der Schatten eines Kampfes zwischen Tugend und Laster. Faust ist vielmehr recht froh, daß der Teufel den Contract eingehet ..... Ihn eckle alles Wissen an. Er wolle sich im Meere der Sinnlichkeit ersäufen 5
Nun merke wohl, geliebter Leser, daß alle diese Thorheiten keine Eingebungen des Teufels seyen. Mephistopheles sucht ihn vielmehr durch ein ebenso plattes und langweiliges Kauderwelsch zur Raison zu bringen. Er widerräth ihm das Spekuliren 10

Der Mephistopheles erkennt selbst, daß Faust schon vor dem Contracte von einem Teufel besessen war. Wir aber glauben, daß er nicht in die Hölle, sondern in das Narrenhaus gehöre, mit allem, was sein ist, nemlich Händ und Füssen, Kopf und Hintern. Vom sublimen Gallimathias, 15 Unsinn in hochtönenden Worten, haben uns manche Dichter Muster gegeben, aber den göthischen Gallimathias mögte ich als ein genre nouveau, den popularen Gallimatheus nennen, denn er wird in der gemeinsten und schlechtesten Sprache vorgetragen ..... Das Gespräch zwischen dem 20 Schüler und Mephistopheles ist eine von der Haupthandlung ganz isolirte Episode, in der einige wahre und isolirte Bemerkungen in einem Meere platten Gewäsches ersäuft werden. Doch zeigt sich auch hier der Pferdefuß nicht des Teufels, sondern der neuen transzendentalen 25 Schule in dem Erbhasse gegen die Logik, die der Transzendental-Philosophie ebenso zuwider ist, als dem Teufel das Weihwasser ..... Faust will sich stürzen in das Rauschen der Zeit, in das Rollen der Begebenheit, und Mephistopheles führt ihn nicht in den Strudel der großen 30 Welt, sondern in einen Bierkeller, wo Mephistopheles ganz zwecklose Mirakel wirkt. ..... In der vorigen Scene sahen wir den Faust noch in der vollen Blüthe der Jugend und Kraft, mit vollen frischen Wangen ..... Gleich auf der folgenden Seite ist er 60 Jahre alt, und der 35 Teufel führt ihn zu einer Hexe, die in ihrer Küche den Trank bereitet, welcher dem Faust ..... 30 Jahre vom

Halse schaffen soll. Meerkatzen kochen den Brey zu dieser Universal=Tinktur.

Nun folgt eine ganz jämmerliche apokalyptische Konversation zwischen den Katzen und dem Teufel, während 5 welcher Faust einen weiblichen Engel in einem Zauberspiegel sieht, in den er rasend verliebt wird, ungeachtet er noch die Last seiner überflüßigen 30 Jahre trägt, die über das Normalalter der Liebe hinaus sind. Der Teufel verspricht ihm dieses Götterkind zu kupplen und amusirt 10 sich mit den Katzen, die breite Bettler=Suppe kochen ..... Mephistopheles verlangt für seinen Freund ein Gläschen vom Tranke der Unsterblichkeit. Er wird mit den hirnlosesten Ceremonien gereicht ..... Faust ist betrogen. Er hat ein Stimulans bekommen, statt des 15 Trankes der Unsterblichkeit, denn der Teufel sagt leise:

Du siehst mit diesem Tranke im Leibe
Bald Helenen in jedem Weibe.

.... Faust sieht Margarethen, ein gemeines Bürgermädchen, und wird rasend verliebt. Er sagt dem Teufel, daß wenn 20 er ihm das Mädchen nicht gleich schaffe, so kündige er ihm den Handel auf. Der Teufel versichert, dieses gehe nicht so schnell an. Indessen wolle er ihn noch an demselben Abend in ihr Schlafgemach introduziren, und übernimmt die Anschaffung von Präsenten. Der Teufel hält 25 Wort. Faust weidet sich in ihrem Dunstkreise ...

Zusamenkunft mit Faust im Garten: ... Liebes=Erklärung, die so zärtlich ist, daß die Schöne sagt:

Mich überläuft's.

Was überlauft denn dem schönen Kinde?

30 Zweytes zärtliches rendés-vous im Gartenhäuschen, wo geküßt wird, das aber Mephistopheles, man weiß nicht warum, unterbricht.

Nun wird Faust ein Einsiedler, aber der Teufel lockt ihn aus seiner Höhle, und führt ihn in Gretchens Arme 35 zurück. Er will mit ihr zu Grunde gehen ... Gretchen

sehnt sich nach dem geliebten Faust, kommt bei Martha mit ihm zusammen und fängt an ihn zu katechisiren. Sie fragt ihn, ob er an Gott glaube? Er antwortet ein transzendentales Gallimathias . . . Wie es mit dem Christenthum stehe? Er stockt! Sie warnet ihn vor 5 seinem Kameraden . . . Mephistopheles ärgert sich darüber, daß seine Phisiognomie dem Mädchen nicht gefalle. Er sagt zu Faust:

> Du übersinnlich sinnlicher Freyer!
> Ein Mägdlein naß führt dich . . . 10
>
> Du Spottgeburt von Dreck und Feuer!

antwortet Faust. Solche Elegantias Frucht bringet die allerneueste romantische Poesie.

Die Mama ist am Schlaftrunke gestorben. Gretchen bekömmt einen dicken Bauch und einen schlechten Leumund. 15 Sie bethet zur Mutter Gottes, aber die Mater dolorosa hilft ihr nicht aus der Noth . . . Gretchen gehet in den Dom, wo der Teufel ihr den Beichtspiegel vorhält . . . daß sie ohnmächtig wird.

In die Strafreden des Teufels fällt der Chor mit 20 dem lateinischen Dies irae, dies illa etc ein; aber Gretchen verstehet ja kein Latein, also muß diese Stroffe ohne Einwirkung auf sie seyn; warum ihr der böse Geist gerade in der Kirche zusetzt und ihr schlechte Verse ins Ohr orgelt? . . . Faust zieht mit den Mephistopheles auf den 25 Blocksberg in der Walpurgis-Nacht. Mephistopheles befiehlt einem Irrlichte ihnen den Weg zu weisen. Sie singen ein Terzet, welches jämmerlicher Nonsense ist. Sie sagen, daß sich die Klippen bücken, die Felsennasen, blasen; Fels und Bäume, die irren Lichter, 30 schneiden Gesichter; Mephistopheles räth dem Faust, des Felses Rippen zu packen. Wie langweilig dieser Schnickschnack sey, ist schon daraus abzunehmen, daß sogar die Wurzeln der Bäume zu gähnen anfangen. In diesem Hexenfeste ist nicht Ein Atom von Witz und Laune 35

So schöne Verslein zu machen kostet Mühe. Um wieder zu Athem zu kommen, sind die folgenden Scenen in Prosa. Gretchen hat ihr Kind ermordet, und sitzt im Kerker, während er auf dem Blocksberge tanzte. Ein großer herr-
5 licher Geist ist ihm erschienen. Er murret gegen diesen großen Geist, daß er ihn an diesen Schandgesellen schmiede, ungeachtet ihm sein (Fausts) Herz wohl bekannt sey.

Der Teufel beruhigt ihn, indem er ihm verspricht, den Gefängnißwärter einzuschläfern, die Schlüssel zu stehlen
10 und für Pferde zu sorgen.

Faust und Mephistopheles reiten bei dem Rabenstein vorbei nach dem Kerker. Faust horcht an der Thüre von Gretchens Kerker, hört sie singen

Meine Mutter, die Hur,(re)
15 Die mich umgebracht hat,
Mein Vater, der Schelm,
Der mich (gessen) hat.

Gretchen ist stocknärrisch. Er will sie aus dem Gefängnisse führen; allein sie will nicht oder kann ihm nicht
20 folgen. Warum? Mephistopheles schleppt den Faust mit sich fort.

Dem Himmel sey es gedankt; ich bin am Ende. Je mehr ich über diese lange Litaney von Unsinn nachdenke, jemehr wird mir wahrscheinlich, es gelte eine Wette,
25 daß wenn ein berühmter Mann sich einfallen lasse, den flachesten, langweiligsten Unsinn zusammen zu stoppeln, so werde sich doch eine Legion alberner Litteratoren, und schwindelnder Leser finden, die in diesem plattfüßigen Unsinne tiefe Weisheit und große Schönheiten zu finden, und
30 heraus zu exegisiren wissen werden. Die berühmten Männer haben dieses mit dem Prinzen Piribinker, und dem unsterblichen Dalai Lama gemein, daß man ihren Kaka als Confekt auftischt, und als Reliquien verehret. War dieses des Herrn v. Göthe's Absicht, so hat er die Wette ge-
35 wonnen ..... Auch wenn's eine Wette gilt, so hat es der Herr von Göthe doch übertrieben; wären seine Knittel-

verse auch nur halb so schlecht, so wären sie doch schlecht genug; wäre sein Herr Gott auch nur halb so albern, so wäre er dumm genug. Sein Faust ist ein gar erbärmlicher unbedeutender Schafskopf. Der Teufel hat gar keine Ehre von seinem Siege; der Göthische Teufel ist auch nur stark *im Gesichter schneiden*. Er thut nichts, das eines solchen Geistes würdig wäre. Er ist ein ganz gemeiner Teufel, der nicht einmal so viel im Vermögen hat, daß er sich einen Bock anschaffen könnte, um auf den Blocksberg-Ball zu reiten; ein frostiger Teufel, *dem ganz winterlich im Leibe* ist; die Kühlheiten, die er spricht, hätte Herr von Göthe doch hie und da mit Witz und Laune würzen können; er hätte doch seine Wette gegen den gesunden Menschen-Verstand gewonnen. Wenn ein Mann von Witz und Verstand den Narren spielt, so verräth er sich doch immer, so wie der Teufel sich am Pferdefuß verräth, wenn er auch den Heiligen spielt. Der Herr von Göthe spielt seine Rolle gar zu natürlich, und läßt uns auch nicht von Weitem errathen, daß sein Unsinn die Maske seiner Satyre sey .....

Es mögen wohl einige Intentionen im Faust seyn; allein ein guter Dichter muß sie nicht hinklekſen; er muß die Kunst verstehen, sie richtig zu zeichnen und zu illumniren. Ein reicherer Stoff für die Poesie ist nicht leicht zu finden, und man wird dem Dichter gram, daß er ihn so jämmerlich verhunzt hat .....

Diese Diarrhö von unverdaueten Ideen rühret nicht von einem übermäßigen Andrange von gesunden Flüssigkeiten, sondern von einer Relaxation des Sphinksers des Verstandes her, und ist ein Beweis einer schwachen Constitution. Es giebt Leute, von denen schlechte Verse wie Wasser fließen, aber diese Incontinentia urinae poeticae, diese Diabetes mellitus fader Reimlereyen befällt nie einen guten Poeten ..... Wenn sich Göthes Genie von allen Fesseln frey gemacht hat, so kann ja die Fluth seiner Ideen die Dämme der Kunst nicht durchbrechen; sie sind schon durchbrochen. Doch wenn wir auch nicht mißbilligen,

daß sich ein Author über conventionelle Regeln der Composition hinaussetze, so müssen ihm die Gesetze des gesunden Menschen-Verstandes, der Grammatik und des Rythmus heilig seyn; auch bey Dramen, wo der Zauberstab im
5 Spiele ist, erlaubt man ihm nur eine Hypothese als Maschinerie und dieser muß er treu bleiben. Es muß ein dignus vindice nodus geschürzt werden, die Hexereyen müssen zu grossen Resultaten führen. Bey dem Faust ist das Resultat, den Patienten zu ganz gemeinen Verbrechen
10 zu verleiten und seinem Verführer sind seine Zauberkünste nicht nothwendig; alles, was er thut, hätte irgend ein kupplerischer Schuft ohne Hexerey ebenso gut leisten können. Er ist filzig, wie ein Wucherer ungeachtet ihm die vergrabenen Schätze zu Gebothe stehen .....
15 Kurz ein miserabler Teufel, der bey Lessings Marinelli in die Schule gehen könnte. Diesem nach cassire ich im Namen des gesunden Menschen-Verstandes das Urtheil der Frau von Stael zu Gunsten des gedachten Fausts und verurtheile ihn nicht in die Hölle, die dieses frostige Produkt
20 abkühlen könnte, da sogar dem Teufel dabey winterlich im Leibe ist, sondern um in die Cloacam parnassi preziptiret zu werden. Von rechtswegen."

Diese heftigen Angriffe gegen Goethe erregten einen Sturm der Entrüstung, und veranlaßten in der damals
25 hochangesehenen, auch durch Döllingers scharfe Abwehr[1]) H. Heines bekannten Münchener Eos eine kräftige Erwiderung Amans.[2])

„Man dürfte einmal fragen, auf welchem Grade von literarischem Ruhm und wissenschaftlicher Würde ruht denn
30 jene hartnäckige Anmassung und Lüsternheit des Herrn von Spaun, einige von ihren Nationen so sehr geachtete und ausgezeichnete Denker und Schriftsteller mit einem unversöhnlichen Eigendünkel und Grimm zu verfolgen?

[1]) Friedrich, Johannes: Jg. v. Döllinger. München 1899
35 bis 1901. I, 206 ff. Karpeles, Gustav: H Heine. Aus seinem Leben und aus seiner Zeit. Leipzig 1899 S. 117 ff.

[2]) Jahrgang 1824 Nr. 36 vom 3. März S. 143—144.

Es scheint wahrhaft, als ob Herr von Spaun dadurch seinen Namen wichtig machen wolle, daß er sich auf den Rücken der größten Männer wirft, um auf diese Weise die Bahn des Rufes und der Würdigkeit zu wandeln ..... Es bleibt für die Apotheose des Herrn von Spaun nichts zu wünschen übrig, als daß er mit dem Mephistopheles in Auerbachs Keller von Faust zusammentreffe. Da sollte ..... dieser wie besessen durch die ganze Göthische Faustiade wieder durchfahrn und sie dergestalt spaunisirn, daß von nun an kein Hauch mehr von einem Göthischen Geist darin zu finden. — Welcher Sieg dann über alle die tausend und tausend Bibliotheken, in welchen bisher die Werke eines Göthe prangten und bis jetzt kein Blatt von einem Spaun zu finden war." Darauf antwortete Spaun in Nr. 38 der „Eos" vom 6. März 1824 unter dem Titel: „Herr von Spaun und Aman" (S. 151—152): „Der Verf. des Aufsatzes .... sagt daß ich nur darum auf Männer von großer Celebrität die Pfeile meines stumpfen Witzes abdrücke, weil ich dadurch hoffe, mir selbst eine Reputation zu erwerben. Allein der Erfolg entspreche durchaus nicht meinen Bemühungen ..... Der Weltheiland hat gar mancherley Mirakel gemacht, und sogar Todte erweckt; aber er hat nie versucht, einen Narren gescheid zu machen, und Sie sprechen mir alles literarische Verdienst ab, weil ich nicht bewirkte, was Er nicht zu leisten vermochte. Gar viele Menschen finden im Deliriren ein ungemeines Wohlbehagen und wollen sich nicht curiren lassen. Dazu kommt die ungeheuere vis inertiae der Köpfe, vulgo Denkträgheit genannt. Gute Verse zu machen kostet mehr Mühe, als schlechte zu diabolisiren und darum ist ihnen der willkommen, der die Gesetze des Reims, der Grammatik, und des gesunden Menschen-Verstandes aufhebt. Viele Menschen sind so faul, daß sie sich nicht einmal die Mühe nehmen wollen, die Augen zu öffnen, um selbst in die Sonne zu schauen ....."

———

II. Span.

Einer der wunderlichsten Pedanten war der ca. 1840 in Wien verstorbene Gymnasiallehrer Martin Span, der Verfasser des Aufsatzes „Göthe als Lyriker" (Conversations-
5 blatt. Zeitschrift für wissenschaftliche Unterhaltung Wien III. Jhg. I. Bd. 8. u. 9. Hft. 1821).[1])

. . . . „Herr v. Göthe metamorphosirte allererst an den jungen Leuten die altmodische Beschaffenheit der moralischen Urtheilskraft mit seinem Werther, indem er die gesetz-
10 widerige Sinnlichkeit, mit einer gefälligen Draperie ausgeschmückt, jungen Lesern zu empfehlen suchte. Hierauf folgte Götz von Berlichingen, welcher in der ersten Auflage ohne Aposiopese in völlig ausgeführtem Satze zum Fenster hinausschreyend: „Euer Hauptmann soll mich im —"
15 bey den jungen Leuten durch seine geschwätzige Derbheit als geniale Schilderung echt Altdeutscher Sitten hohen Beyfall gewann. In seinen lyrischen Gedichten wurde unter freudiger Zustimmung der jungen Welt den Dichterlingen handgreiflich gemacht, wie ohne intensiven Gehalt,
20 mittels schaler Reime, sowohl den allgemeinen Gesetzen des rationellen Denkens und Erkennens, als den auf sie gegründeten Regeln der Schriftsprache, und nebenbey in der ärgerlichen Dichtung: Die Braut von Corinth, wie auch dem Respecte des ehrwürdigsten Gegenstandes der
25 Wahlplatz könne abgewonnen werden . . . Leider war kein Lessing mehr vorhanden, dessen Riesenkraft allein hinreichend gewesen wäre, diese verderbliche Seuche von der Ehre der Deutschen Urtheilskraft entfernet zu halten. Die neuen Sectirer erkläreten den Herrn v. Göthe als ihren
30 Meister: . . . Wir wollen nun die goldenen Gedichte des Hrn v. Göthe nach den noch älteren Gesetzen der Vernunft

---

[1]) Vgl. Gräffer, Kleine Wiener Memoiren II. 82; Meusel, Gelehrt. Teutschland XX. 531; Wurzbach, Biogr. Lexikon XXXVI., 56—58; Gödeke Grundr. III, 846; Gegenwart XXI (1882),
35 182—183.

in den critischen Schmelztiegel bringen; meine Parallelen sollen den Dienst des Bleyes vertreten, und die fremdartigen Schlacken entfernen."

Und nun folgt die Umarbeitung des Gedichtes: „An die Günstigen". 5

An die Freunde meiner Muse.

Nach Herrn v. Göthe umgeändert
von M. Span.

Dichter, ungeneigt zu schweigen,
Wollen sich der Menge zeigen: 10
Denn nach Lobe streben sie,
Kündend vor dem Volksgewühle
Das Geheimniß der Gefühle,
Die der Musenhain verlieh.

All mein Irren und mein Streben, 15
Was ich fühlt' und dacht' im Leben,
Zeiget dieser Blumenstraus.
Wie mein Alter so die Jugend,
Wie mein Fehler so die Tugend,
Spricht in Liedchen hier sich aus. 20

Dazu die Interpretation:

„Die Proposition: „Ich habe die Verirrungen und Bestrebungen, die Leiden und Freuden meines ganzen Lebens in Lieder gebracht, deren Sammlung ich den Freunden meiner Muse als einen Blumenstraus überreiche," ist sehr unrichtig vorgetragen. Hr. v. Göthe will sagen, daß die Dichter nicht gern schweigen, d. i. daß sie ihre Gedichte nicht gern unbekannt lassen; sagt aber dafür; „die Dichter lieben nicht (um) zu schweigen"; und das heißt in der Deutschen Sprache nicht Les poétes n'aiment pas à se taire, sondern pour se taire, also ganz was Anderes als er sagen will. Das Vorwort „zu" mit dem Infinitive bezeichnet 1) den Bestimmungsbegriff („die Pflicht zu schweigen"); 2) den Zutheilungsbegriff („Geneigt zu schweigen"); 3) den Zweck und Absichtsbegriff („Ich komme zu hören, venio auditum, auditurus); 4) den Begriff der

Möglichkeit („Das Buch ist zu haben"); 5. den Begriff der Nothwendigkeit („Hievon ist zu schweigen"); aber niemahls bedeutet es den transitiven Begriff, zu dessen Bezeichnung gesagt werden muß: „Die Dichter lieben das
5 Schweigen nicht." Der dritte Vers soll dem vorhergehenden als Causal-Satz folgen, gibt aber gegen die Denkgesetze non causam ut causam; denn auch der erbärmlichste Reimer läßt seine Reimereyen nicht darum bekannt werden, weil nach seiner Meinung der Tadel seyn muß, sondern
10 um als witziger Kopf gelobet zu werden. „Niemand beichtet gern in prosa" ist eine falsche Metapher; weil bey den Christen und Juden und bey den Budhaisten kein Mensch in Versen beichtet. „Vertrau'n" ist erstlich eine zu harte Syncope, und ein syntactischer Fehler per defectum,
15 weil dieses Zeitwort als Transitivum einen Accusativ verlangt. „In der Musen stillem Hain(e)" ist nebst dem Sprachfehler mit dem Hauptsatze disharmonisch. Wenn der Dichter nur im Musenhaine den Gehalt seiner Lieder etwann den Göttinnen selbst oder einem begegnenden
20 Musensohne anvertrauet: so höret ja die Volksmenge nichts davon, und diese soll doch Laut des zweyten Verses der ersten Strophe sie vernehmen. In der zweyten Strophe sind die intransitiven Zeitwörter „irren, streben, leben" mit einem transitiven Accusative gefüget, welchen sie nicht
25 annehmen können. In dem dritten Verse ist das restrictive Bindewort „nur" außer seiner zweydeutigen Stellung auch aus dem Grunde fehlerhaft, weil hier keine Restriction Statt haben kann, ausgenommen wenn Herr v. Göthe sagen will, daß seine Gedichte nur Blumen und keine
30 assa foetida seyen. Statt „im" sollte in einem „Strauß(e)" gesagt seyn; weil hier nicht der Specialbegriff, sondern der Einheitsbegriff zu bezeichnen ist. Die drey Schlußverse würden minder unrichtig als Causal-Satz durch „denn" verbunden seyn, als durch „und" im copulativen
35 Bezuge. Auch „gut" kann in dem letzten Verse nur im ästhetischen, und nicht im moralischen Sinne eine Wahrheit geben. Moralische Fehler können niemahls in Liedern sich

moralisch gut ausnehmen, aber wohl zum Ärgernisse unverwahrter Gemüther ein ergiebiges Mittel des moralischen Verderbnisses werden; so wie im Gegentheile Gedichte, welche auf die Gottheit und ihre moralische Weltregierung einen lehrreichen Bezug haben, welche das Gemüth an die 5 Pflichten des Menschen und an das bevorstehende Schicksal seiner unsterblichen Seele erinnern, welche die Segnungen der Sittenreinheit, die traurigen Folgen der Laster, Mäßigung bey sinnlichen Freuden, Starkmuth im Unglücke, gottesfürchtige Besinnung im Glücke, mit der eindringenden 10 Anmuth echter Poesie dem Leser und Hörer an das Herz legen, gewiß Eines der ersprießlichsten Beförderungsmittel der Tugend und gesellschaftlichen Wohlfahrt sind. Dieß war die weise Ursache, wegen welcher Plato, nicht die poetischen Lehrer der Tugend, wohl aber die erotischen 15 und regellos sinnlichen Dichter aus seinem idealischen Staate mit vollem Rechte verbannte. Herr v. Göthe hätte in Plato's Staate keine Aufnahme gefunden, noch weniger Einer seiner Jünger mit seinen Frivolitäten . . ."

Aus dieser Kritik können wir ersehen, in welchem Geist 20 und mit welch feinem Gefühle für Poesie und poetische Sprache Span andere sechs Gedichte Goethes umgearbeitet hat; z. B. „An den Mond." „Aber dafür apostrophiret Herr v. Göthe allererst den Mond, und zwar in der Pöbelsprache, indem er nach der Art ungebildeter Menschen in 25 den drey ersten Strophen die Zeitwörter ohne ihre persönlichen Fürwörter d. h. ohne ausdrückliche Subjects-Bezeichnung setzet, welches doch nur in jenen Sprachen geschehen kann, welche das Subject mit seinem Zahl- und Personal-Verhältnisse durch die Endsylbe unverkennbar bezeichnen . . . 30 Was „die Seele lösen" heißen soll, bleibt dem Leser zu entziffern, es wird nur zu verstehen gegeben, daß der Mond bisher die übrigen Seelen ganz, die des Dichters seit langer Zeit nur zum Theile gelöset habe . . . Daß der Mond seinen Blick über die Gegend „lindernd" ver- 35 breitet, läßt muthmaßen, daß die Gegend an einer schmerzhaften Krankheit leide . . .

„An die Erwählte". „Herr v. Göthe weiß nie seine Gedanken in richtige Harmonie zu bringen . . . Kurz, es fehlet an Allem, was bey solchen Tändeleyen, wie bey ernsthaften Gedichten, den kunstgewandten Dichter kennbar
5 macht." . . .

Jägers Abendlied . . . „Die zwey Verse, in welchen der Jäger sein „schnell verrauschend (!) Bild" als einen durch rauschende Gesträuche davon rennenden Hirsch vorstellet, welcher seiner Spröden sich nicht in Schußweite
10 stellen will, sind wahrhaft lächerlich, indessen der Dichter etwas sehr Characteristisches zu sagen glaubt." . . .

Das Schlußwort Spans lautet:

„So wie die aufgestellten sieben Muster mit allen Gattungen der Fehler verunstaltet sind: ebenso sind die
15 meisten übrigen Poesien des Hrn v. Göthe beschaffen. Indessen findet das jetzige Deutschland sie ohne Ausnahme schön und die Scribbler ahmen nach Kräften nicht das Gute, das Vortreffliche des Dichters, sondern seine Fehler nach. Wenn einst durch die Gunst Apollo's und der neun Schwestern
20 die Deutsche Nachwelt aus Vernunftprincipien besser wird urtheilen lernen, als die Zeitgenossen des Hrn v. Göthe, so wird sie ganz gewiß sagen: At nostri proavi Goethinos et numeros et laudavere sales, nimium patienter utrumque, ne dicam stulte, mirati."

---

25 ## III. Pustkuchen.

Gewaltigen Einfluß haben die ersten drei Bände von Joh. Friedrich Wilhelm Pustkuchens Wanderjahre[1]) auf Zeitgenossen und Mitkämpfer ausgeübt.[2]) Bei Schütz, bei

[1]) Wilhelm Meisters Wanderjahre. Quedlinburg und Leipzig
30 bei Gottfried Basse. Erster und zweiter Theil 1821; Dritter Theil 1822 (mit den Beilagen: Gedanken einer frommen Gräfin und Wilhelm Meisters Tagebuch: beide 1822); Vierter Theil 1827; Fünfter Theil 1828.

[2]) Die Litteratur bei Goedeke Grundr. III, 728—730. Allg.

Menzel, bei Müllner klingt die Note aus, die hier angeschlagen wurde. Zur leichteren Übersichtlichkeit sind die wichtigsten Goethestellen nach dem Schlagworte gegliedert.

Zunächst erhebt Pustkuchen gegen Goethe den Vorwurf des Virtuosenthums, des vom Inhalt vollständig 5 unabhängigen Formtalentes. So heißt es von Wilhelm: „Besonders zogen ihn die letzteren (Goethes Werke) an, theils weil darin verschiedene seiner glücklichsten Rollen enthalten waren, theils weil die bloß formelle Bildung dieses geistreichen Schriftstellers ihm am müheloseſten zu 10 gewinnen und am allgemeinsten anwendbar schien. Er fand hier weder einen bestimmten Glauben, noch eine entschiedene Begeisterung für irgend etwas nöthig, um die Schriften zu verstehen, wie das bei Schiller, Klopstock und Herder der Fall war.“ ... (Wanderjahre I, 95f.) Des- 15 gleichen sagt der Hauptmann: „Wenn Göthe auch, wie sie selbst einzusehen anfangen, die großen Ideen, durch deren Verwirklichung die Welt in ihrer Ordnung und Schönheit dasteht, wenn er sie auch insgesammt nicht begriffen hätte, wenn er sie versteckt, wie der Weltmann den Glauben, 20 verneinte: so berechtigt uns das noch gar nicht, im Allgemeinen über ihn abzusprechen. Er kann deshalb gar wohl die Gedanken, welche keine innere Erhabenheit haben, auf eine Weise verknüpfen und fortleiten, er kann die poetische Melodie so sehr in seiner Gewalt haben, er kann 25 überdies eine technische Fertigkeit in Anordnung des Ganzen, in Ausscheidung des Überflüssigen, in Verhältnißgebung für alle Theile und Ingredienzien besitzen, welche ihm einen sehr bedeutenden Rang unter den Dichtern sichern.“ (Wanderjahre I, 212f.) ... „So lange ein Fenelon nicht sagt, daß 30 er in Göthen Andacht, oder ein Sokrates, daß er sittlichen Ernst in ihm finde, so lange ein Lessing ihm nicht Wahrheit, ein Luther Kraft und Patriotismus zuerkennt:

Deutsche Biographie XXVI, 736–738. Bezüglich K. Immermanns Verh. zu Pustkuchen vgl. Kürschners Deutsche Nationallitteratur 35 159/2 S. 293ff., Goethes eigene Äußerungen vgl. Goethe (Hempel) II, 386, 387, 388. III. 307.

so lange darf es Sie nicht irren, wenn hundert und aber hundert Andre in ihm die treue Copie von Originalen zu finden behaupten, die sie selber nie zu Gesicht bekamen. Die Welt will Götter haben, wenn sie dieselben auch nicht hat; sie will ihnen zu dienen das Ansehn haben, wenn ihr auch der rechte Dienst nicht gefällt. Es ist so schmeichelnd, den Patriotismus aus Versen in Hermann und Dorothea, die Begeisterung für die Natur aus Werthers Leiden, die Liebe aus Tasso und Egmont sich in Miniatur abbilden und ohne Raumverlegenheit in einem Winkel des Herzens aufstellen zu können; es ist so viel bequemer, als wenn das gigantische Göttliche selbst hineindringt und, mit allem vorhandenen Raum nicht zufrieden, das Herz weitet und drängt und zuletzt in dem Strome kühner Thaten Luft sucht, daß man es schonend beurtheilen muß, wenn die Menge nach jenem greift, das für sie schon genug Erhabenheit besitzt." (Wanderjahre I 215 f.)

Von solcher Auffassung ausgehend, kommt Pustkuchen zu dem Schlusse, daß Goethe, da es ihm nur um die Wirkung seiner Formalkunst, ohne Rücksicht auf Wert oder Unwert des Stoffes zu thun war, zum Modedichter werden mußte, der den Mantel nach dem Winde drehe: „Denn Wenige (sc. Dichter) haben so wenig Stätigkeit, oder, wenn Sie lieber wollen, soviel Geschmeidigkeit des Organs, um bei jeder Tonveränderung glücklich und folgsam einzustimmen. Dieses Talent aber besitzet Göthe in einem ausgezeichneten Grade. Da er bestimmt war, fast ein halbes Dutzend solcher Perioden zu erleben, so gelang es ihm nur durch dieses Talent, sich in einer jeden geltend, ja selbst bedeutend zu machen. Es läßt sich ohne Weiteres behaupten, daß der Verfasser des Werther gegenwärtig fast vergessen seyn würde mit sammt seinem Werke, und eben so der Verfasser des Götz von Berlichingen; aber daß dieser Verfasser gleich einem vorsichtigen Partheigänger zur rechten Zeit sich zu einer neu aufkommenden Schule schlug, wenn sie noch um ihr Glück verlegen und ohne Partheihaupt für seinen Beitritt dankbar war, das sicherte ihn

vor dem Schicksale größerer Dichter, die sich weniger gefällig finden ließen, und erhielt ihm in jeder Periode einen Anhang. So war es nicht der Werther, womit die sentimentale Periode anhub; Klopstocks unsterbliche Jünglings-Oden hatten ihren Geist weit früher und, was man jetzt erkennt, 5 weit reiner angegeben, und die Übersetzungen von Yorick's Schriften verbreiteten den Geschmack daran endlich allgemeiner. Es gab viele sentimentale Schriften vor Werthers Leiden, die nun vergessen sind. Da trat der talentvolle Jüngling, der früher in seinem Göß von Berlichingen und 10 im Faust dem mit der Gottschedischen Schule in Streit getretenen Hallerschen Kraft-Geschmack nach bestem Vermögen hülfreich gewesen war, zu der neu verstärkten Parthei über. Seine schon gefaßten Vorsätze wurden aufgegeben, selbst Faust blieb ein Fragment. Es folgte eine Reihe 15 von empfindsamen Schriften aus seiner Feder dem Werther nach, die indeß nicht gleiches Glück machten. Der Streit beider Partheien ermattete beide, und man fing an, nach der Regel der Schönheit von neuem zu suchen, da weder die erzwungene Begeisterung, noch die affectirte Natürlich- 20 keit mittelmäßige Talente zur Ausführung von Meisterwerken befähigen wollte ... Selbst Schiller in seinem Dom Carlos trat für immer zu der Regel über. Dieses Mal hat sich Göthe etwas verspätet, und man fing an zu glauben, daß er hinter der Zeit zurückbleibe. Indeß 25 holte er alles wieder ein, indem er in einer Reihe von Werken es bewies, daß er auch wohl eine Regel ehren könne. Die derbe Natürlichkeit, nach der er anfangs strebte, und die leidenschaftliche, die er zuletzt dargestellt hatte, schien er aufgegeben zu haben; er gehörte der neuen 30 Periode zu, und man kann nicht sagen, daß er sie weiter führte ... Indeß nahmen andere Schriftsteller einen anderen Gang. Heinse widersetzte sich der weinerlichen Empfindelei, ohne eine Regel zu erkennen, und Musäus verspottete jene, indem er zugleich in seinen Volksmährchen 35 etwas versuchte, was bisher fast zu keiner Zeit und in keinem Volke war versucht worden. Gleichwie die Gott-

schedische Schule edler wieder aufgelebt war, so stellte sich
ihr auch die Bodmersche verjüngt wieder gegenüber. Die
Minnesinger wurden mit andern altdeutschen Werken
hervorgesucht, Tasso, Ariost und Cervantes wiederholt über=
5 setzt und der tolle Styl der frühern Ritterbücher in den
vielen nach Musäus erscheinenden Volkssagen und Er=
zählungen genießbarer gemacht ... Indem man um einen
bezeichnenden Ausdruck verlegen war, nannte man diese
neue Schule die romantische, die sich wieder in die
10 humoristische und die ernste theilte.

Auch dieses Mal trat Göthe wieder über und er=
freute dadurch die romantische Parthei, die bisher vor
der Critik noch als eine unterdrückte erschienen war ...
Die Versuche der jungen Männer, selbst Sternbalds
15 Wanderungen und den Heinrich von Osterdingen nicht
ausgenommen, waren doch zu schwach, um das Bessere,
was man versprach, anzudeuten. Um desto glücklicher zu
streiten, kam man überein, die eigene Schwäche einzu=
gestehen und dagegen Cervantes, Shakespeare, Camoens,
20 Ariost und unter den deutschen Göthen über alle Dichter
zu erheben. Nie war Göthe höher gefeiert worden; aber
nie, darf man wohl sagen, mußte er selbst in einer un=
angenehmern Verlegenheit seyn. Er war gar nicht der
Meinung gewesen, sich so entschieden und für immer zu
25 erklären, am wenigsten für eine Parthei, deren Häupter
ohne Namen und ohne Talent zu Meisterwerken auftraten.
Statt, wie früher, eine Reihe schwächerer Werke dem ersten
Versuche nachfolgen zu lassen, schwieg er ...

Nur einmal bewies sich Göthe gefällig, ohne große An=
30 strengung, und auch dieses Mal erst spät ... Er nahm den
einst unvollendet gelassenen Faust wieder vor. Früher, da
den Götz arbeitete, hatte er auch die gleichzeitige Sage er
kennen gelernt ... Sie diente den frühern Jahrhunderten
als Vorbild des menschlichen Vorwitzes, der die ewigen
35 Schranken seiner Natur nicht ehrt. Göthe gab sich an
die Behandlung des Ganzen, und die ursprünglich ersten
Scenen scheinen zu zeigen, daß ihm der Sinn der Er=

zählung einleuchtete. Zwar ist die Critik alles menschlichen Wissens, die Faust ausspricht, nicht sowohl die eines Mannes, der wie Alexander, in Indien an den Gränzen steht und nach dem Unmöglichen langt, als die eines Studenten, der über seine Professoren spaßt; indeß that sie den Bedürfnissen der Meisten ein Genüge. Im Fortgange aber schlug die Behandlung den Weg aller Götheschen Poesie ein. Der ungeheure Frevler, der alle Verhältnisse niedertrat, alle Regeln höhnte und als ein Riesengeist selbst den Teufel an wilder Kraft überbot, dieser furchtbare Mensch, in welchem der gezähmte Tieger wieder aus den Schranken bricht, der nach der Volkssage mehrere Länder mit seinen Gräueln füllt — er wird bei unserm Dichter ein Held, wie alle seine Helden. Ein Liebeshandel wird angesponnen, wie es tausend giebt, aus der italiänischen Gräfin der alten Erzählung wird ein gutmüthiges, aber beschränktes Bürgermädchen nach der Weise der Klärchen im Egmont; ein Liebhaber wird umgebracht, und so geht Alles den marklosen Gang eines bürgerlichen Trauerspiels. Der Dichter hatte das selbst gefühlt und das Fragment weggeworfen. Jetzt aber schien es ihm brauchbar, um seine Bewunderer auf eine nicht sehr mühsame Art zufrieden zu stellen. Er that ihnen den Gefallen, das Fragment ein wenig zu runden; es kam ein Prolog voran, der nach der Einleitung des Buches Hiob copirt ist, vermuthlich, weil der Dichter sich nicht anders zu helfen wußte. Der Gegensatz dieses Prologs mit dem früheren Fragmente ist schreiend für jeden, der nur Gefühl hat. Offenbar hatte der Dichter selbst den Sinn der Sage vergessen, und war dem Faust darin gleich geworden, daß er keine Scheidewand zwischen dem Heiligen und Profanen mehr kannte. Indeß hinderte dieses seine Bewunderer nicht, diesen Faust nun als das Bild des menschlichen Lebens anzupreisen, eine Behauptung, die jedem Besonnenen verrückt erscheinen muß ...

Hiermit aber ... scheint mir die Zeit, wo Göthe mit Glück in den vorherrschenden Grundton des Geschmacks

einstimmte, abgelaufen. Er hatte sich im Faust nur accommodirt; es schien ihm, als ob sich die Partheien vervielfachten. In den Wahlverwandtschaften und in der natürlichen Tochter versuchte er später auch diejenigen,
5 welche das Familienleben zum Stoff ihrer Darstellungen wählen, zu sich hinüber zu ziehen; aber selbst die Gebrüder Schlegel fingen an zu ahnden, daß sie eine andere Poesie für die höchste hielten, als Göthe. Um sich vor dem Vorwurfe zu retten, der immer lauter gemacht wurde,
10 daß es ihm an einem rechten Mittelpunkte fehle, und um nach seinem Gleichnisse den rothen Faden nachzuweisen, der seine Werke untereinander vereine, unternahm er die Beschreibung seines Lebens. Aber auch dieser Versuch gelang nicht, wie er hoffte. Die Behaglichkeit und Be-
15 quemlichkeit, die er statt der Begeisterung zum leitenden Prinzipe des Lebens und der schriftstellerischen Thätigkeit aufstellte, konnte doch nicht allgemein dafür anerkannt werden ... Auch des Epimenides Erwachen, womit er den auflebenden Nationalsinn der Kunst sich anzueignen
20 suchte, erschien neben Körners Leier und Schwerdt unbedeutend ... (Wanderjahre I 225 ff.) Für einen Mann aber, der sich selbst zur Festigkeit und Klarheit bilden, für einen Dichter besonders, der das Geistige in seiner Schönheit fassen will, ist das Lesen der Götheschen
25 Werke, wie ich glaube, anfangs gefährlich. Dann, wenn er das Wichtigste gewonnen zu haben sich selbst gestehen darf, dann ist es Zeit, daß er von Göthen im Styl, in der Anordnung, in der Technik der Kunst zu lernen suche, und dann wird sein Gewinn um so be-
30 deutender seyn, weil er ohne Gegenrechnung bleibt." (Wanderjahre I 242 ff.)

So der Mode dienend, wird Goethe nach Pustkuchens Meinung der Typus einer sittenlosen Zeit. „Göthen eben beschuldige ich mehr als alle Andere, daß er das
35 eigentlich deutsche Wesen verkennt, daß er nur Repräsentant der schlechten, formlosen, zügellosen neuern Zeit, nicht aber des deutschen ursprünglichen Sinnes sey. Was Treue

sey, das hat er nie begriffen; selbst sein Götz bricht das ritterliche Wort, und alle seine Helden haben weder äußerlich noch innerlich etwas, das sie mit germanischer Treue heilig fest hielten. Wer von ihnen gesagt hat, daß irgend einer von allen Charakter habe, der hat zuverlässig selbst keinen; denn er verwechselt die kenntliche Abzeichnung eines haltlosen Gemüthes mit seinem innern, festen Kern. Und nicht bloß den Personen, nein es fehlt auch allen Ständen in seinen Schriften an der durch das Gelübde bezeichneten Grundform. Nur das treu- und ehrlose Zwitterleben, das die Ungebundenheit führt, versteht er mit lebendigen Farben zu malen; das ist der Reiz, der seine ersten Werke, den Götz und Werther, wie seine letzten, seine Schauspiele wie seine Lieder, seine Biographie, wie seine Romane dem Kitzel der Entarteten so wunderbar macht. In dem einzigen Werke, wo er sich davon enthält, in der Iphigenie, sind doch sein König, sein Held, sein Freund, seine Priesterin, sein Diener dem Stande wie der Zeit nach so rein charakterlos, daß ich nicht wüßte, was uns im Lesen stören sollte, wenn wir mit den bloß außerwesentlichen Veränderungen alle Personen umtauften, und die Scene in die neueste Zeit, etwa nach Weimar, setzten. Nicht zufrieden aber, in dieser Charakterlosigkeit die neudeutsche Untreue zu repräsentiren, ist er es auch vornämlich, der das alte, deutsche Familienheiligthum mit seinen Gelübden zu profaniren sucht. Fast alle seine Werke sind darauf angelegt, den Werth der Jungfräulichkeit und der Ehe seinen Lesern zweifelhaft zu machen. Wo er nur kann, sucht er die Unmöglichkeit, den ehelichen Schwur zu halten, die Gefahren eines ewigen Gelübdes, die Unbequemlichkeiten der Gebundenheit auf's beredteste und von immer andern Seiten darzustellen. Und dagegen hat er keine Personen fleißiger bearbeitet, keine mehr zu empfehlen gesucht, als eben die Mädchen, die das innere Gelübde der vollsten Jungfräulichkeit, und die Frauen, die das Heiligthum der Ehe nicht kennen. Gerade die Ottilien sind es, die er kanonisirt, gerade die Klärchen, welche die

Glorie umgibt, gerade die Bajaderen, welche der Gott zu sich emporhebt." (Wanderjahre III 34 ff.)

Ja es wird Goethen bereits „neufränkische oder deutsch-großstädtische Zügellosigkeit" vorgeworfen (W. III 47), was an „das Sumpfgewächs der großen Städte des Nordens" des Herrn von Treitschke vordeutend gemahnt.

Daher kann es nicht fehlen, daß Goethe der Anwalt der freien (Pustkuchen nennt es „römischen") Liebe wird.

„Was ein entartetes, nie rein künstlerisch gebildetes Volk im Gegensatz gegen alle andern Völker in's Reich der Poesie einschwärzte, ... das sollte man doch billig mit Mißtrauen ansehn. Wie ein fauler Körper in einer ihm feindlichen Natur, so ist diese Sinnlichkeit zuweilen in spätern Zeiten wieder aufgegohren, aber die neueste Kunst hat sie erst von neuem recht breit und empfehlend hervorgehoben. Rousseau mit seiner Heloise scheint dazu den Anstoß gegeben zu haben. Wieland war einer seiner ersten Nachfolger; doch zeigt er wenigstens noch eine ironische Mißbilligung. Göthe aber hat es übernommen, die Sache der römischen Liebe gegen die deutsche, der Herzensschwäche gegen die Treue als ein geschickter Anwald zu vertheidigen. Und hier wenigstens hat er sich nicht von der Zeit fortführen lassen, sondern entschieden auf ihre neuere Kunst eingewirkt. Er leitet hier die Opposition, welche diese gegen das Urtheil des Volkes behauptet." (Wanderjahre III 55 ff.)

„Und darum," läßt Pustkuchen seinen Helden sagen, „ist es auch meine Überzeugung worden, daß Jeder, dem deutsche Kunst noch werth ist, der götheschen Poesie beharrlicher Feind seyn müsse." (Wanderjahre III 57 ff.)

Aber selbst die Vorzüge des Talentes werden Goethe zum Teile abgestritten. Die Familienähnlichkeit seiner männlichen Hauptcharaktere wird ihm zur Last gelegt.

„In allen verschiedenen Werken unsers Dichters finden wir einen Charakter wiederkehren, der unter anderem Namen doch nur dasselbe Wesen zu seyn scheint. Sowie ein Schauspieler vielleicht zwölf und mehrere Rollen hat,

in welche er sich leicht hineindenken kann, und die ihm ein ebenso vielfach verschiedenes Costüm geben, ohne doch die bestehende Gleichheit seines Wesens aufzuheben; so sehen wir dieselbe Person in den größeren Dichtungen des Verfassers unter andern Umständen regelmäßig wieder erscheinen. Mangel an einem eigentlichen Charakter, an innern Gesetzen, an Treue und Consequenz in dem zuerst leidenschaftlich ergriffenen, starke Passivität gegen Einwirkung der Umstände, besonders eine leidenschaftlich unklare Vorstellung von der Liebe, eine totale Umänderung innerhalb des Zeitraumes, welchen die Dichtung schildert, und eine Beschränktheit, welche die Gränze des Erlaubten und Unerlaubten weder durch Grundsätze, noch durch Glauben festzuhalten weiß, sondern durch die Erziehung anfangs gezogen überkommt und nachher durch Sophismen ganz aufhebt: . . .

Und nun frage ich Sie, ob Sie im Werther, Clavigo, Tasso, Egmont, Hermann, ja auch selbst in Götz, Faust und Orest nicht alle jene angegebenen, die Identität beurkundenden Züge, und dann zugleich auch den Eduard unsrer Wahlverwandtschaften wiederfinden? . . . (Wanderjahre I 140 ff.) . . ."

Ähnlich heißt es in den „Gedanken einer frommen Gräfin":

„Wenn mir irgend Männer bis in den tiefsten Grund ihrer männlichen Natur verdorben geschienen, so sind es Werther und der Baron Eduard in den Wahlverwandtschaften. In ihre Haltlosigkeit, welche sie zuerst am Herzen, dann durch die furchtbare Sünde des Selbstmordes auch am Leben verderbt, sieht man schwindelnd wie in einen Abgrund hinunter. Ihr Mißverständniß des heiligsten Gefühls, der Liebe, ist so entsetzlich, daß es gewiß nur in einem ganz gottverlassenen Herzen möglich ist . . . Uebrigens mag es sehr gut seyn, daß ein gewandter und bei so Vielen beliebter Dichter zwei so abschreckende Menschen recht anschaulich geschildert hat. Wenn irgend eine Mutter nöthig fände, ihren ins Leben tretenden

Sohn vor den Gefahren der innern Verderbniß zu warnen, so könnte sie ihm nur diese zwei Beispiele vorstellen und sprechen: siehe da, was aus dem Manne werde, wenn er Glauben, Muth und Unschuld verliert." (Gedanken einer
5 frommen Gräfin S. 113.)

Etwas besser kommen Goethes Frauengestalten weg. Zwar wird die Vorstellung getadelt, „als ob das weibliche Wesen seine Güte, seine Vortrefflichkeit nicht durch Bildung, durch Streben, sondern aus der Hand der Natur als eine
10 Vorbegünstigung empfange"; immerhin wird zugestanden: „das weibliche Wesen gedeiht besser, wenn es nach Göthe's Lieblingsgedanken seinem Herzen folgt, als das männliche, und wir finden hier weniger Sophisterei der Leidenschaft, weniger Untreue gegen sich selbst, weniger Unglauben, als
15 bei den Männern." „Aber" läßt der Verfasser den Hauptmann, seinen Sprecher, fortfahren, „ob mit diesem Naturgewächs von Einfalt oder Unschuld das eigentliche Ideal der Weiblichkeit aufgestellt sey, und ob bei dem ganzen Gedanken, daß die Vortrefflichkeit ein durch Passivität zu
20 gewinnendes Gut sey, die ewigen Rechte des Göttlichen ungekränkt bleiben, das bezweifle ich sehr ... Und eben so wenig wage ich zu behaupten, daß das Göttliche, wonach der Mensch auch im Weibe streben soll, etwas anderes sey, als dasjenige, wonach die männliche Begeisterung zu
25 ringen hat. Und das ist etwas Höheres, als Sie bei den Lotten, Gretchen, Klärchen, Ottilien und so weiter finden." Worauf dann endgültig abgeurteilt wird: „So wäre es ja entschieden ..., daß Göthe wenigstens in der Charakteristik kein Meister sey, daß er mindestens Schillern und noch
30 mehr Shakspearen darin nachstehe." (Wanderjahre I 200 ff.)

Goethe wird ein „poetischer Geistesläugner" genannt, „der nicht die unsichtbare Gottheit des Schönen verehre, sondern nur ihrer Erscheinung huldige" (Wanderjahre I 206). Der „bewunderte Götz" ist Wilhelm „gar nicht mehr ... ein
35 rechter Held"; auch er „hat einen deutlichen Anflug von der innern Schwäche" ... „Und wie ich nun vollends zum Werther komme, so empfinde ich zum erstenmale, daß

mir selbst Göthe Langeweile machen kann". (Wanderjahre I 198.)

Von den römischen Elegien heißt es:

„Wen werden des fast funfzigjährigen Göthe's römische Elegien täuschen, daß er wahre Jugendlichkeit oder kräftige Liebe darin fände? Man frage rechte Jünglinge, ob ihnen die lieblose Kälte der Geilheit nicht wie ein Brechmittel thue, dessen laulichsüßliches Gift aus dem gesunden Organismus kaum genossen schon wieder fort verlangt? (Wilhelm Meisters Tagebuch S. 98.)

Den „Wahlverwandschaften" wird „eine völlige Unklarheit in Absicht der höchsten Grundsätze" vorgeworfen, und „daß man in [ihnen] keine andre Idee nachweisen könne, als eine Ansicht von der Liebe, die, wenn sie gegründet wäre, diese selber zu einer physischen Nothwendigkeit entadeln, ja zu einer, dem nach aller Dichter natürlicher Ansicht auf Schönheit berechneten Weltplane feindseligen Gewalt herabwürdigen müsse." (Wanderjahre I 139.)

Das Schlußergebnis all dieser Betrachtungen aber hat man in den Sätzen zu suchen, daß Goethes Werke „wohl ein Haupt, aber nicht einen Geist haben . . . sie gehören zusammen, wenn man die Poesien nach den Autoren ordnet; stellt man sie aber nach dem Charakter, so trennen sie sich und schließen sich an verschiedene Gebiete an". (Wilhelm Meisters Tagebuch S. 146.) Sollte es lediglich romantische Ironie sein, wenn Pustkuchen[1]) in den Meisterjahren (II S. 149f.) pater peccavi sagt?

„Da wir nun einmal angefangen haben, in diesem Kapitel unserm gepreßten Herzen, unserm beängstigten Gewissen Luft zu machen, so wollen wir nur noch fortfahren zu beichten, vielleicht finden wir Erleichterung und Verzeihung."

„Welche Kühnheit," so lautet es überall, „ein Un-

---

[1]) oder der wirkliche Verfasser der Meisterjahre, die Robert F. Arnold (Chronik des Wiener Goethe-Vereines XVI. S 43—45) Pustkuchen unbedingt abspricht; diese Ansicht wird er in einer ausführlichen Arbeit über Pustkuchen näher darlegen.

bekannter, ein — absolutes Nichts, wagt es da unseres göttlichen Göthe göttliches Werk fortzusetzen? Ist es erhört? Das ist unverzeihlich!"

„Ach Gott ja, meine Herren, Sie haben Recht, es ist
5 eine unverzeihliche Kühnheit; aber wer am meisten darüber aufgebracht ist, das können Sie mir glauben, das sind wir, der Verfasser, selbst; wir bitten den großen Göthe, wir bitten das ganze Lesepublikum um Verzeihung, schlagen reuig auf unsern vor Angst klopfenden und pochenden
10 Busen und rufen:

„Wir sind allzumal arme Sünder!!"

IV. Grabbe.

Daß Grabbe, der Unstete, der am 2. September 1836 zu Detmold ein frühes und trauriges Ende fand, dem
15 stetigen und gelassenen Riesengeiste des harmonischen, allumfassenden Olympiers nicht gerecht zu werden vermocht habe, dürfte wohl Niemanden befremden. Schon in dem 1822 vollendeten Lustspiele: „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" werden der westöstliche Divan und
20 Wilhelm Meisters Wanderjahre mit Van der Velde, Louise Brachmann zusammengestellt und ihnen der Titel „faule Häringe" beigelegt. Stolzer und hoffärtiger heißt es dann in einem an Kettembeil gerichteten Briefe vom 13. Mai 1829 „Mich freut's, daß der Barbarossa Dir immer mehr ge-
25 fällt. Ich will ihn lieber gemacht haben, als den Götz v. B. nebst Shakspeares sämmtlichen historischen Stücken."[1]) Leidenschaftlich aber und verblendet wird Grabbes Haß erst mit dem Erscheinen des Schiller-Goetheschen Briefwechsels. Seine ersten Äußerungen darüber hat Hermann Uhde-

30 [1]) Chr. Dietr. Grabbe, Sämmtl Werke. Hsg. von Ed. Griesebach, Berlin, B. Behrs Verlag. 1902. Bd. IV, 268—269. Citate nach dieser neuesten vortrefflichen Ausgabe, obgleich sie mir erst kurz vor Abschluß des Ms. zukam.

Bernays kürzlich im IV. Jahrgang des „Litterarischen Echo“ (Sp. 301 ff.) unter dem Titel „Grabbe und Goethe“ veröffentlicht.[1]) Die betreffenden Stellen — der Brief ist an Karl Theodor Winkler (Theodor Hell) gerichtet — lauten: „Ich kann's nicht lassen, mein Herz zu lüften: 5 Sie kennen den Goethe persönlich — — er ist klug und ungeheuer eitel — furchtbar! — Ich lese aber erst den Briefwechsel zwischen ihm und Schiller, und, auf mein Wort, er schmerzt mich mehr als mein Arm.[2]) Hat Goethe dessen Herausgabe befördert — nun! — Der arme, nicht 10 Menschen, nicht Hof, nicht Volk kennende Schiller, der übersichtigere Goethe, sonst nicht viel besser oder geistreicher. Und läßt die an ihn gekommenen Briefe publizieren! Ich möchte darein zu schlagen versuchen, aber es ist sehr nützlich, auch die Schwächen großer Geister zu sehen. Ob der 15 Goethe am Ende auch das bezweckt hat? Seine Anhänger müssen es sagen ... Dies bloß meine Herzensergießung, denn persönlich bin ich weder Goethe noch Schiller böse.“

Am 14. Juli 1830 schreibt er an Kettembeilius:[3]) „Die Zeiten von Goethes, Wielands Auferstehen, wo man 20 Jahre lang sich um Bürgers Balladen stritt, sind dahin ... Selbst Selbstausposaunen (womit der alte Narr Goethe vorausgeht) hilft wenig.“ An denselben Freund 4. August 1830: „Ueber Goethes und Schillers Briefwechsel denke ich mich irgend wo in einem Journale nebenbei zu lüften. 25 Diese Hemdauszieherereien!“ — Als Verwirklichung dieser zuletzt kundgethanen Absicht müssen wir die im Briefe an Kettembeil erwähnte, aber nicht abgeschickte Recension über die Schiller-Goethe'sche „Briefsch ..... rei“ betrachten. In dem an Immermann am 26. Febr. 1835 abgesendeten 30 Briefe wird allerdings „Sir Goethe“ etwas glimpflicher

1) Wiederabgedruckt a. a. O. IV, 283 ff.

2) Grabbe war damals in Folge eines gebrochenen Armes längere Zeit zu unfreiwilliger Muße verurteilt.

3) A. a. O. IV, 288; vgl. u. A. I, 347; I, 441—442, 170, 35 198, 211, 212, 213, 292, 295, 311, 330, 410—411, 444, 446, 447, 459, 470, 491, 493.

behandelt. Zwar wird der „Stella“ eine „Empfindelei-jauche“ zugeschrieben, „welche es mir kaum möglich gemacht hat, je das Original anders, als unter großen Pausen zu lesen“, aber wir finden hier zugleich die bemerkenswerte Äußerung, die Vorstellung habe „das echt Goethesche, das Feine, Natürliche der Charaktere“ frisch hervortreten lassen, und den jetzt (1835) bereits stereotyp gewordenen Vorwurf wieder, daß sich Goethe oft nach der Zeit gerichtet habe. „Goethe hatte den Sentimalitätston durch Werther verherrlicht und ... wollte die ossianisch-werther-deutsch-hausväterliche Stimmung benutzen und klimperte mit einem fünfsaitigen Drama nach — es ist seine Cabale und Liebe, wie sein Clavigo Schillers Fiesko“. Grabbes Verhalten zu „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ hat Robert Hallgarten im „Euphorion“ (VII, 758 ff.) eingehend behandelt. Indem wir die zahlreichen goethefeindlichen Stellen, die daselbst angeführt werden, übergehen, beschränken wir uns auf die wortgetreue Wiedergabe weniger Auslassungen aus der von Hallgarten hier zuerst aus dem Nachlasse Hartenfels' veröffentlichten zusammenhängenden Kritik, die für den Phönix, allerdings wahrscheinlich in der gemäßigten Hartenfelsschen Ausgabe bestimmt war.[1]) „... Ich muß dir zuförderst sagen, wie es mit der Bewunderung des Goethe ist. Jedes reine jugendliche Gemüth liebt den Schiller mehr, ist's aber dumm und eitel, zieht's nachher den Goethe vor, weil ihm das piquanter scheint. Wer lobte Sonnenlicht, wo er sich in Nachtdunkeleien zum Himmel erheben kann? ... Herr Klein hat ... die poßenhafte Titulation „Frau Rath“ immer stehen lassen. Ich bin ihm böse. Er hätte auch die eingelegte widerliche Novelle von der Günderode streichen sollen. Doch Novellen gehören einmal zu langweiligen Werken, wie Goethes Wanderjahre beweisen ... Das Unglück ist, daß Goethe auf deine Schmierereien antwortet, gar selbst sagt, die „Schmeicheleien“ gefielen ihm. Und

[1]) Wiederabgedruckt a. a. O. IV, 133 ff.

noch mehr scheinen ihm deine Präsente, mit denen du deine Weisheit unterstützest, zu gefallen und ihm in seinem trockenen Ton eine kurze Antwort, aber kein Gegenpräsent entlockt zu haben. Daß Goethe mit Schmeicheleien zu kirren, daß ihm die Frau von Staël ekelhaft war, weil sie ihm nicht genug flattirte, weiß Bettina ... Goethes Antworten sind kurz. Gut das, aber beßer, diese berechneten Briefe des zum Höfling gewordenen Kaufmannssohns wären ganz kurz, wären gar nicht ... Goethe betitelte seine Lebensbeschreibung: Wahrheit und Dichtung: Das ist ein Titel, der das Intereße des ganzen Buchs vernichtet, eine Doppelthür ist's, durch welche man Lüge oder Geschichte eingehen läßt, ohne sie unterscheiden zu können. Es ist die vornehme poetische Halbheit ... Bettina spielt hier, wie überall, die Mignon ... Sie irrt sich aber, wenn sie vermeint, etwas von Goethe's Mignon, seiner besten Charakterzeichnung, zu sein. Goethe ließ sich leider gerne die Hand belecken, auch von Schooshündchen. Er dankte auch, indeß nur mit Dank, der ihm nichts kostete, oft noch Honorar einbrachte. Er hatte sich förmlich zu einem Gott einnimbusirt, denn selbst wohlthätigen Tadel ließ man zu ihm nicht kommen ..."

Und noch kurz vor seinem Tode hat er dem abgeschiedenen Großen Worte der häßlichsten Abneigung gewidmet. So die bekannte Stelle: „Was ist das für ein Gewäsch über den Faust! Alles erbärmlich. Gebt mir jedes Jahr 3000 Thlr. und ich will Euch in drei Jahren einen Faust schreiben, daß Ihr die Pestilenz kriegt." Desgleichen Schiller gegen Goethe ausspielend: „Schiller anbei mit Dank zurück ... Er ist doch besser als Goethe und seine Flecken sind unvermeidliche, ehrliche, nicht mit einem nassen Borstwisch dem Leser ins Gesicht geschleudert!" Grabbe war allzeit ein ehrlicher Hasser. Den Haß gegen Goethe hat er bis in die letzten Stunden liebevoll gehegt.

V. (Müllner.)

Adolph Müllner hat sich in seiner Tätigkeit als Kritiker oft und eingehend mit Goethe beschäftigt. Zwei Gesichtspunkte — soweit man bei ihm von solchen sprechen 5 kann — beherrschen seine Kritik. Er wandte sich gegen die Übertreibungen der „Goethe-Coraxe" und tadelte die — vermeintliche — Nonchalance des alternden Dichters gegenüber dem Publikum. Er erkennt die Dichtergröße Goethes, aber er verurteilt den Bausch- und Bogen-10 Enthusiasmus der Nachtreter. Den Goethecoraxen gilt das 1821 entstandene Gedicht „Göthisch und Göthlich"[1])

„Zwei Schulen hangen Einem Meister an,
Und folgen ihm in allem, was ästhetisch.
Die ein' ist brav und werth des Titels: Göthisch
15 Ihr Sinnbild ist ein silberweißer Schwan;
Nicht alles zwar ist gut, was sie gethan,
Doch ihr Bestreben dünkt uns nicht befehdlich,
Allein die andre langeweilt uns tödtlich;
Sie stolpert auf des Meisters ebner Bahn,
20 Hängt an sein Schiff den wasserlecken Kahn,
Und diese, billig, nennt der Satyr: Göthlich.
Den Unterschied erklärt die Farbenlehre,
Denn grünlich nennen wir, was grün gern wäre,
Und was ins Rothe spielt, das heißet röthlich.

25 Auf die angebliche Rücksichtslosigkeit Goethes gegenüber dem Publikum und sein Verhältnis zu Cotta bezieht sich das Gedicht

Auf jetzige deutsche Dichter.
Göthe.

30 Ein Gastwirth schenkte klaren Wein
Mit kräftig stäten Händen ein;
Begierig soffen die Gäste,
Und riefen immerfort: „Schenk ein!"
Und suchten nach Geld in der Weste.
35 Da stand denn die Wirthschaft auf's Beste.

---

[1]) Vermischte Schriften von Müllner. Stuttg. u. Tübingen. J. G. Cotta 1824. I. 53—54.

Nun wurd' er alt, der Krug begann
Zu wackeln in der schwachen Rechten,
Und mählig merkten, die da zechten,
Daß Bodensatz mit in die Gläser rann.
Da schnitten die Einen zwar saure Gesichter, 5
Die Anderen aber — sie nannten sich Dichter —
Die schwuren: es wäre der trefflichste Wein,
Er könne nicht reiner, nicht kräftiger sein.
Jetzt wußte der Schenke fast selber nicht mehr,
Woran er mit seiner Weinwirtschaft wär' . . . 10

Die Kritiken Müllners über Goethe sind zusammengestellt in der Schützischen Anthologie.[1]) Wir geben daraus einige der wichtigsten im Auszug! . . . Göthe träte plötzlich auf und spräche zu der erstaunenden Welt wie folgt: „Mit meinen Schriften wollte es einmal im lieben Publicum 15 nicht recht fort, als ich noch Göschen zum Verleger hatte. Der Rausch der sogenannten Empfindsamkeit, in welchen mein Werther die lesende Welt versetzt hatte, war größtentheils ausgeschlafen. Mein Götz hatte pedantische Gegner und diese hatten Anhänger gefunden. An der Genialität 20 meiner wissenschaftlichen Bestrebungen fanden die trockenen Männer vom Fache keinen Geschmack. Göschen trug sogar Bedenken zu verlegen, was ich von dergleichen ernsten Schriften im Kopfe oder auf dem Papiere hätte." (Die Thatsache berührt Goethe in seiner Selbstbiographie.) 25 „Der Mann war mir zu flau, zu gleichgültig für meinen Ruhm, er wollte, oder er konnte nichts Rechtes dafür thun, da ihm kein eignes Tagesblatt, keine in- und ausländischen Volkszeitungen, keine gefälligen Blätterschreiber zu Gebot standen, um ihn gehörig zu verbreiten. Was war 30 zu thun? Ich warf mich dem rüstigen, aufstrebenden, gewandten, unternehmenden, weitbekannten und weit hinausspeculirenden Cotta in die Arme, und in Zeit von circa 15 bis 20 Jahren war ohne mein sonderliches Zuthun, die Luft, die aura popularis um mich her auf das Aller- 35

[1]) Müllners Werke. Dritter Supplementband Meissen bei F. W. Goedsche 1830. Anthologie aus Müllners Schriften. Zweites Bändchen S. 152—250.

günstigste verändert. Ich mochte schreiben, was ich wollte, so war er da, es zu verlegen. Ich durfte mir nur merken lassen, wie ich es gern angekündiget, becorrespondenzt, beurtheilt lesen wollte, so geschah es. In allen seinen Zeitschriften stand ich oben an; deren Nummern prangten meistentheils mit Motto's aus meinen Werken, Privatbriefe voll Lob, Bewunderung, Vergötterung meiner Werke und all meines Thuns und Wesens, nahm er auf und honorirte sie auf das Anständigste. Ja er ging sogar soweit, den etwaigen Tadel und die Zweifel gegen meine Alleinzigkeit zu unterdrücken, wo er nur konnte, und als es ihm selbst bei gehäuften merkantilischen Geschäften nicht mehr möglich war, in Person über den Inhalt seiner Zeitschriften zu wachen, nahm er sogar einmal einen jungen bedürftigen stillen Unter-Redacteur unter der ausdrücklichen Verpflichtung an, nichts gegen Göthe aufzunehmen oder gar selbst zu schreiben. So wurde das In- und Ausland meines Namens, den ich vor länger als 50 Jahren rühmlich bekannt gemacht hatte, nach und nach voller und immer voller; mein Rang in der bürgerlichen Welt, mein Einfluß auf manche Literaturzeitungs-Unternehmer, die Vielseitigkeit und Biegsamkeit meines Geschmackes und meines Talentes, meine Zurückhaltung von den Meinungskämpfen, meine Duldsamkeit und Gefälligkeit gegen talentlose Autoren, die mir die Füße küßten — alle diese Dinge thaten das ihrige und so stehe ich nun da, an der Neige eines glücklich durchlebten Jahrhunderts, mit dem einzigen bescheidenen Zweifel in der ruhigen Brust, ob ich den weit verbreiteten Ruhm mehr meinen Werken oder meinem Verleger, mehr meinem Genius oder meiner Lebensklugheit zu verdanken habe." Gesetzt — sagen wir — Göthe legte solch ein Bekenntniß ab und gesetzt (man verstehe wohl! wir setzen hier etwas, ohne die Möglichkeit davon zuzugeben) gesetzt, es wäre Alles daran buchstäblich wahr; würde es Göthen etwas schaden in der öffentlichen Meinung? Würde es nicht vielmehr seinen Ruhm erhöhen? Ein Theil des Publicums würde vielleicht gar nicht daran

glauben. Der übrige würde denken und resp. sprechen: „Verbanne jenen allzu bescheidenen Zweifel aus deiner Brust. Hast du es zu machen gewußt, daß wir gleichsam mit der Nase auf deine Vortrefflichkeit gestoßen worden sind; so sind wir dir Dank dafür schuldig, daß du es also gemacht hast. Denn du hast den Werther, den Egmont, den Faust, den Hermann und die Dorothea, du hast viel herrliche Gedichte aller Art geschrieben, welche dich unsterblich gemacht haben werden bei der Nachwelt. Alles, was du gethan haben kannst, dich zum Götzen deiner Mitwelt zu machen oder machen zu lassen, läuft auf den gelungenen Versuch hinaus, die Huldigungen, welche jene dir unmöglich versagen kann, von dieser im Voraus zu entnehmen, um sie bei Lebzeiten zu genießen. Dabei ist für uns, deine Mitwelt, nur Gewinn (an Vergnügen) und haben wir vielleicht ein wenig zu viel für die Nachwelt bezahlt, so mag sie es aus den literargeschichtlichen Schatzkammern, wo du es zurücklassen wirst, wieder nehmen“ ...

Sprachfürst Göthe.

Einige und zwanzig deutsche Gelehrte in Paris haben am 28. Aug. 1825 bei einem Mittagsmahle Göthe's Geburtstag gefeiert, und dabei hat Einer der Gäste unter andern gesprochen: „Wir sind Deutsche, als solche verschieden von Münz und Gewicht bis zu Gesetz und Fürsten, den wir lieben. Aber wir haben eine Sprache, diese hat einen Fürsten und ein Gesetz; dieser Fürst ist Göthe; dies Gesetz sind seine Werke.“ (Frankfurter Oberpostamtszeitung 1825, Nr. 267, Spalte 5). Man muß bekennen, daß die Aristophanischen Frösche der deutschen Literatur sich ihren Sprachkönig nicht übel gewählt haben, denn sein Beispiel gestattet ihnen alle nur ersinnlichen Freiheiten, prosaische sowohl als poetische. Aber sie sollen bedenken, daß das Thun des Herrn kein Erlaubnißgesetz ist für die Knechte und daß die Sprachnachlässigkeiten, die man einem Göthe gern nachsieht, weil er sie durch

Schönheiten deckt, zu Sprachschnitzern werden, wenn die Teichquacker sie nachahmen . . .

Göthecoraxe.

Der Dr. Ehrenfried Blochmann ist schon im Danziger Aehrenleser 1823, Nr. 23, und mithin früher als die Hekate Nr. 81 auf den Einfall gekommen die Göthisten zu classificiren. Als erste Eintheilung läßt er die von Müllner im Literaturblatte 1821, Nr. 94 gelten: Zwei Schulen hangen einem Meister an u. s. w. Aber diese Göthlichen theilt er wieder um in zwei ästhetisch-naturgeschichtliche Gattungen ab. Die eine ist ihm ein Insekt aus der Ordnung der Hemipteren: Mantis panegyrica, die Göthesanbeterin oder das fliegende Blatt. Die andere ist ihm ein Vogel aus der Ordnung der Coracen: Goethocorax, der Götheschreier und hier unterscheidet er wieder recht witzig den Goethocorax rector, den Goethocorax nobilis (der ungefähr mit dem Ministeriellen, in der Hekate Nr. 81, übereinstimmt, und nur unter den Vornehmen gefunden wird) den Goethocorax stentor (Göthebrüller, unter Soldaten und Studenten), den G. pipiens (Göthepfeifer, unter den Dilettanten), den G. ejulans (Göthewinseler, zahlreich im schönen Geschlechte) und endlich den Goethocorax Echo, Simia den Göthaffen. Streng genommen hat Müllner mit den Göthlichen wohl nur den Goethocorax simia gemeint . . . Es ist verdienstlich, mit satyrischem Vogeldunst, der den Adler in seiner Höhe nicht erreichen, und den heimziehenden Schwan nicht verwunden kann, Jagd zu machen auf die Göthecoraxe; denn sie schreien jetzt eben toller als je . . .

Mehrere Zeitschriften haben folgende wunderliche Verse mitgetheilt: [1])

---

[1]) Schütz a. a. O. III, 207 ff. Daran knüpft Müllner den scheinheiligen Zweifel, ob nicht eine Mystification vorliege!!

Göthe's vielfacher Dank für die Feier seines Geburtstages in Berlin.

„Meinen vielfach hochbedingten,
Tiefbegabten, langbedachten,
Hebe vor und Liebe nach, 5
Daß das Mahl, das sie vollbrachten
Mit den Bechern ausgelagten,
Stets und ewig habe Dank.

Gebe vielfach steter Wechsel
Große Lust, sanft süßes Leiden. 10
Theure Freunde! Geistgenossen!
Schroffen Züglern unverdrossen,
Selbst sich und den Schein der Zeit,
Größern Dank zur Ewigkeit.

Dies der vielfach breitgerührten, 15
Thränerweichten Dankeskräftigung.
Ich! dem vieloft mehrsam Bilder
Heißer Zukunft zu erscheinen,
Süßer Lust dabei zu weinen,
Meinen Dank Euch, ewig Euch. 20

VI. (Glover.)

Im Anfang des Jahres 1823 erschien das berüchtigte Pamphlet „Göthe als Mensch und Schriftsteller. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Friedrich Glover „Garstiger Mensch, wie erschrecken 25 Sie mich" Braunschweig 1823. Gedruckt und verlegt von der fürstlichen Waisenhausbuchdruckerei."[1]) Dazu brachte das folgende Jahr eine „zweite rechtmäßige, vermehrte Auflage", Halberstadt 1824 „Gedruckt und verlegt von der Vogler'schen Buchhandlung." Als Verfasser gelten 30

[1]) Vgl. Düntzer, Heinrich „Die Schmähschrift: „Göthe als Mensch und Schriftsteller" (1823) und die Goethe zugeschriebene „Abhandlung über die Flöhe." (Blätter für litt. Unterh. Nr. 7 vom 15. Febr. 1866). Goethe-Jahrbuch VII, 1883 S. 309.

Christian Heinrich Gottlieb Köchy[1]) und Joh. Heinr. Christoph Vogler.[2]) Diese zweite Auflage ist dem „Herrn Generallieutenant und Ritter von Klinger in St. Petersburg ergebenst zugeeignet.“[3]) Den Kern der 5 Schrift bildete die Übersetzung eines englischen Aufsatzes in „The Edinburgh Review vol. XXVI., June 1816 No. 52, bestehend aus 38 Paragraphen, welche unabhängig von der bereits 1817 in den Numern 42—48 von Okens Isis erschienenen Bearbeitung von Köchy neu 10 geliefert wurde. Beiden Auflagen gemeinsam ist ferner der Prolog, den Düntzer auf Vogler (1—26) und Köchy (27—76) aufgeteilt hat. Die zweite Auflage bringt endlich von S. 153—195 einen Epilog, der Vogler zugeschrieben wird ... Vom § 10 an beschäftigt sich der 15 englische Kritiker mit Goethe. „Goethe ist ein treuer Spiegel des allgemeinen Charakters seines Vaterlandes. Er besitzt große und gewandte Talente, ungeachtet er weit entfernt ist, sie auf die gehörige Weise vortheilhaft anzuwenden ... Schiller allein hatte Kraft, sich zu einer 20 reinern Sphäre zu erheben. Goethe's Zeichnungen der Leidenschaft und des Charakters sind beinah immer gespannt und unnatürlich ... Seine Novellen haben größeres Interesse, als seine Dramas. Sie sind gleich künstlich; aber die Stelle gespannter Begriffe vertreten in jenen 25 lebhafte Schilderungen, so wie kraftvolle und originelle Meinungen, welche er anbringt, ohne sich sehr um die Gelegenheit zu bekümmern, bei der er sie anbringt. Am glücklichsten ist er unstreitig in seinen minder ausgearbeiteten und weniger hervorstechenden Partien, — in dem Neben-

30 [1]) Vgl. Allg. Deutsche Biographie XVI, 414: Gödeke. Grundr. 2. Aufl. v. Götze IV, 766 ff.; Grimm, Jacob. Kleine Schriften IV, 178; Burkhardt, C. H., Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Müller Stuttg. 1870 S. 85.

[2]) Vgl. Gödeke, Grundr. III, 141; Neuer Necrolog XIV, 35 140—142.

[3]) Vgl. Klingers Erklärung im „Literarischen Conversationsblatt“ vom 27. Februar 1824.

spiele seiner Dichtungen . . . Im Verlauf der Entwickelung von Goethe's Leben zeigt sich's, daß die Alterthümer der mittleren Zeiten seine Einbildungskraft mächtig ergriffen, und daß die Geschichte und die Gebräuche des Mittelalters sein Lieblingsstudium wurden. Eben daher vielleicht sind seine romantischen Dramas die besten und seine legendenhaften Balladen die anziehendsten [1] . . . Selten ist er sehr matt, so lange er sich bei Handlungen aufhalten kann: aber unglücklicher Weise wähnt er ein besonders großer Menschenkenner zu sein. Ängstlich ist er in seinen Werken immer bemüht, zu zeigen, daß er die Kunst verstehe, Herz und Charakter zu zergliedern . . . Dieser Vorliebe für die Philosophie der Leidenschaften verdankt man die aus einer abwechselnden Reihe stundenlanger Reden und spannenlanger Sentenzen zusammengesetzten Gespräche, womit seine Dramas angefüllt sind: und die sinnreiche, mit besonderm Fleiße gearbeitete Struktur seiner Novellen, wie z. B. der so genannten „Wahlverwandtschaften" . . . Zart fühlend philosophirt er, wenn er die Gefühle schildert, welche in Wilhelms Brust durch die Puderquaste, Kämme und Schminktöpfe seiner Geliebten aufwallen: — aber um sich in seiner ganzen Kraft zu zeigen, muß er Blutschande, Ehebruch und Kindermord haben. Seinen Schriften nach zu urtheilen, ist er unfähig einzusehen, daß es Gegenstände gibt, die so possierlich sind, daß man über den Schriftsteller lachen muß, der sie ergreift; und daß es wiederum andere giebt, die so ekelhaft sind, daß man in Versuchung geräth, sie mit Abscheu von sich zu stoßen".

Der Rest der englischen Kritik besteht in Auszügen aus Wahrheit und Dichtung, untermischt mit hämischen Glossen. Ab und zu verschärft eine boshafte Anmerkung der Heraus-

[1] Hiezu wird in einer Anmerkung des Übersetzers gesagt: Von den Dramas mögte es vielleicht gelten, nur bestimmt nicht von den Balladen; in Ansehung letzterer gebührt Goethen nur ein untergeordneter Rang, und wie längst anerkannt ist, kann er sich darin mit unserm Bürger durchaus nicht messen.

geber — ihr gegenseitiger Anteil wird sich wohl schwer feststellen lassen — den Text. „Andere Verfasser ihrer eigenen Memoires schränkten sich darauf ein, solche von ihren Zeitgenossen zu zeichnen, die irgend gegründete Ansprüche auf
5 Notorietät hatten . . . Bei Goethe ist das nicht der Fall. Er huldigte den ernsten Aufforderungen der Verwandtschaft und Freundschaft mit einer so löblichen Folgsamkeit, daß er sein möglichstes that, jeden zu verewigen, der die Ehre hatte ihm anzugehören — alle seine Bekannte — alle Bekannte
10 seiner Bekannten — und jeden Mann, jede Frau und jedes Kind, die zu seiner Bekanntschaft gehört haben mogten, konnten, sollten oder wollten (§ 13) . . . Es bedarf mancher Hand- und Kunstgriffe, um die Wiederholung des häßlichen Vorwortes zu seinem Werke dem Leser überall
15 nur erträglich zu machen. — Wer sein eigenes Leben beschreibt, dem muß es ohne Zweifel erlaubt sein, sich auf den Vordergrund zu stellen: und er ist verbunden, eine große Menge seiner Geheimnisse, um die er nur allein wußte, zu entdecken. Goethe macht aber gar keine Aus-
20 wahl von solchen, die der Aufzeichnung werth sind . . . Er erzählt mehr, als man hören mag. Aber bei all seiner Geschwätzigkeit ist er doch nicht aufrichtig. Der wahre Egoist drehet sich fortwährend um sein liebes Ich, unbekümmert, das Thema mag dem andern angenehm
25 sein, oder nicht. Goethe hält sich weitläufig bei Kleinigkeiten auf, weil er sich für so überaus wichtig hält, daß er überzeugt ist, es könne nichts, was ihn angeht, als unbedeutend angesehen werden . . . Er verliert sich in eine häufige prunkhafte Erörterung von Betrachtungen, welche
30 dann und wann sinnreich, nie aber sachdienlich sind. Seine Gedanken verlieren ihren Werth durch den Stand, welchen er ihnen anweiset . . . Obgleich indessen das Werk durch eine äußerst kindische Eitelkeit und Ziererei entstellt ist, so gewährt es doch Unterhaltung. Die gränzenlose Weit-
35 schweifigkeit über höchst unbedeutende Sachen, ist gelegentlich mit Belehrungen verbrämt, die an sich nicht unangenehm sind, und sich uns wenigstens durch Neuheit

empfehlen. Die Schreibart ist im Allgemeinen fade und matt. Er hat einen kleinen Vorrath von Favoritphrasen, die er bei allen Gelegenheiten zu Markte trägt. Wie im Cirkel dreht er sich um die Ausdrücke „Dichtung und Wahrheit“ und „Wahrheit und Dichtung“, um „Zu- 5 rechnung“ und „Einfluß“, um „Erinerungen“ und „Eindrücke“, und um seine „große Neigung zum Superlativ“ . . . Seine jugendlichen Schwärmereien und früheren Eindrücke, die ersten Gegenstände, welche er sah, und die ersten Bücher, welche er las, beschreibt er mit poetischer Lebhaftigkeit; 10 aber je älter er wird, desto träger wird er, grade wie der kleine Engel im Arme seiner Amme zu einem tölpischen Schulknaben heranwächst. (§ 14.) „Der erste Band beschäftigt sich beinah ganz mit der Geschichte seiner Kindheit, und enthält größtentheils nichts als Possen und 15 Absurditäten.“ (§ 15.) Bei Erwähnung des Puppenspiels heißt es: „Die Leser von Wilhelm Meister werden sich erinnern, daß der Verfasser diese Possenspiele und Schwänke in die ersten Kapitel jener Novelle aufgenommen hat. Der Held, ein Pendant zu Goethe, muß seinen Hang 20 zum Theater einem ähnlichen Puppenspiele anschmiegen; Saul und Goliath, und der Schubkasten, in welchem die Mutter sie verschließt, bezaubern ihn dergestalt, daß er gar nicht gewahr wird, wie Mariane während der Erzählung eingeschlafen ist — ein Umstand, der uns längst 25 schon als der wahrscheinlichste und natürlichste im Buche vorgekommen ist“ (§ 18). . . . „Zunächst stößt man auf eine breite Erzählung von des Verfassers frühern Meinungen über Religion und Reitschulen, die füglich ungelesen bleibt — dann auf eine weitläuftige Lebensbeschreibung 30 aller adlichen und bürgerlichen Familien, in denen er bekannt war — mit einer ausführlichen Schilderung ihrer Wohnungen, ihrer Nasen und Schlafröcke“ (§ 21). . . . „Aber“ fährt der Kritiker fort — „schon gehn wir zu tragischern Sachen über“. Gemeint ist die Gretchenepisode und die 35 Schilderung der Krönungsfeierlichkeiten. Namentlich die erste ist unserm Engländer ein Dorn im Auge und er

macht sich im Anschlusse an Göthes Worte: „Ich sah Gretchen gefangen — verhört — verurtheilt — an einen Klotz geschmiedet — und auf Lebenszeit im Zuchthause Hanf schlagend“ auf das herzhafteste Luft: „Gretchen war
5 seine erste Liebe; und wir fürchten, daß die „inneren Gefühle“ und die „äusseren Eindrücke,“ welche durch diese ihm stets vorschwebende Katastrophe hervor gebracht wurden, es sind, denen man den größten Theil seiner Heldinnen verdankt, die im Allgemeinen den interessanten Damen
10 sehr ähneln, welche von unsern grausamen Gesetzgebern so gern jener strengen Zucht übergeben werden“ (§ 23).
. . . Bei Wiedergabe der Friederikenepisode arbeitet der Text mit Anführungszeichen, daß es seine Art hat; jeder ungewöhnliche Ausdruck, oft das harmloseste Charakteristikon
15 wird unter Gänsefüßchen genommen und schier zu Tode gepreßt.

Die deutsche Anmerkung darf natürlich hinter dem Texte nicht zurückstehen, und nachdem die Schilderung Friederikens wortgetreu citiert wurde, fährt nach dem letzten
20 Satze: „Der Strohhut hing ihr am Arm, und so hatte ich das Vergnügen, sie beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit zu sehen und zu erkennen“ der Glossator fort: „Warum Goethe das letzte Wort „erkennen“ hinzufügte, darüber wollen wir
25 nicht mit ihm rechten; aber besser wäre es gewesen, er hätte dasselbe weggelassen, da man dadurch unwillkührlich an die elegante lateinische Redensart carnaliter cognoscere erinnert wird. Wirklich findet man auch . . . bei den alten Schriftstellern den Ausdruck „ein Mädchen erkennen“
30 für dasselbe beschlafen (§ 31). . .

Der Engländer schließt seine Kritik mit den Worten: „Nach dem Umfange der drei Bände, welche wir durchgegangen sind, läßt sich hinreichend erachten, auf wie viele schöne Sachen wir noch rechnen dürfen, wenn das Werk,
35 wie wir zuversichtlich hoffen, nach demselben weitschweifigen Plane ausgesponnen wird . . .“

Der 76 Seiten umfassende Prolog rechtfertigt zunächst

die Übersetzung der englischen Kritik: „Da ihr Gegenstand ein Gelehrter ist, welchen das gebildete deutsche Publikum allgemein verehrt und bewundert, so glaubte der Uebersetzer sich um seine Nation ein Verdienst zu erwerben, wenn er das englische Original in deutschem 5 Gewande auftreten ließe, um einsichtsvolle Männer vielleicht zu einer genauern Würdigung der Verdienste Goethe's zu veranlassen. Zwar wird man etnerseits dem Kritiker nicht überall beistimmen können, besonders da, wo er sich Ausfälle auf die deutsche Nation und deren 10 Literatur im Allgemeinen erlaubt; aber ebenso wird man doch andererseits zu geben müssen, daß der herbe Tadel, welchen Goethe erfährt, weder unüberlegt und absprechend, noch durchweg unverdient sei. Scheinen manche Urtheile etwa zu beißend, so vergesse man nicht, daß Goethe seine 15 Gegner durch verschiedene Aeusserungen zum Unwillen gereizt haben mag" ... Nun folgt eine silbenstechende Kritik von Goethes Stil, die sich getrost neben Spans geniale Leistung stellen darf. Goethes eigene Worte: „nicht einem jeden mögte es verliehen sein in gewissen Jahren 20 Jahren mit unerwarteten, mächtig wirksamen Erzeugnissen von Neuem aufzutreten" müssen herhalten, um die Angriffe dieses neuen Aristarch zu verfertigen. Ein Musterpröbchen perfider Textinterpretation liefert gleich der Anfang. Goethe sagt „es sei in späteren Tagen höchst er- 25 wünscht, wenn irgend eine Theilnahme uns aufregen und zu einer neuen Thätigkeit bestimmen mag;" woraus denn der Schluß gezogen wird: „also gleich viel (Prolog S. 3), welche Theilnahme, sei sie verständig oder nicht, sei sie falsch oder wahr, geheuchelt oder ungeheuchelt". „Irgend 30 eine Theilnahme darf er sich gewiß versprechen", selbst für seine poetische (sc. lederne) Schilderung des Lissaboner Erdbebens ... Als Muster werden zwei Stellen aus Seneca über den Tod und die Sintfluth angeführt und dann folgende Nutzanwendung gezogen: „Wer sieht nicht, 35 wie dürftig und elend Goethe's Zeichnung des Erdbebens von Lissabon gegen diese kräftigen Gemählde von Seneca

erscheint! Ob aber wohl Goethe die Schriften eines Seneca eben mehr, als höchstens dem Namen nach, kennen mag? — solche alte verlegene Waare suche man jetzt nur in schmutzigen Schulstuben, nicht in den geputzten Prunkzimmern vornehmer Dichter unserer Zeiten", eine Albernheit, die schon Düntzer zurückgewiesen hat.

Alles das ist aber nur Präludium zu einer Generalabrechnung mit Goethe.

„Alle Fehler übrigens, welche die früheren Arbeiten Goethe's charakterisiren, fallen auch bei dieser invita Minerva begonnenen Biographie nur zu sichtbar in die Augen. Wir rechnen dahin zuvörderst die überall hervorschimmernde leichtsinnige Verachtung der Religion und Moralität, wodurch er bekanntlich unendlichen Schaden angerichtet hat . . . Wer solche gefährliche Grundsätze vor das große Publikum bringt, der ist ein verabscheuungswürdiger Mensch . . . Schlecht und unmoralisch sind die politischen Maximen, welche Goethe hie und da äußert . . . Nun werden Goethe „fade, tändelnde" Wortspiele aufgemutzt, worin er sich von jeher so wohl gefallen habe (S. 7 ff.) . . . Goethe sei „durch zu schmeichelhaften Beifall und übertriebene Lobeserhebungen seiner Freunde und Klienten verwöhnt und verdorben; er verlange und erwarte unbedingte Huldigung (S. 11) . . . „In welcher Achtung das Publikum bei ihm stehn müsse, kann man leicht aus den vielen gemeinen pöbelhaften Ausdrücken abnehmen, die er sich erst neuerlich wieder in seiner Biographie erlaubt (S. 12) . . . Getadelt werden Sätze oder Redewendungen wie z. B. „sie gab mir eine Ohrfeige, daß mir der Kopf summte;" „Schläge und Püffe;" „eine Art von naseweisem Nestquackelchen;" „ein täppischer Mensch" u. s. w. Neben diesen „gemeinen pöbelhaften Ausdrücken" werden noch „unzählige" „Nachlässigkeiten" im Stil gerügt . . . Den Höhepunkt erreicht der Prologist mit dem Abdrucke der Goethe unterschobenen frivolen Abhandlung über die Flöhe (S. 27 ff.) . . . Nun folgen die 43 Paragraphen dieser angekündigten lateinischen Abhand-

lung welche die Seiten 29—76 des Prologs ausfüllt und von der Düntzer (a. a. O. S. 104) schreibt: . . . Die Goethe auf so kecke Weise zugeschriebene Abhandlung erschien schon zwei Menschenalter vor seiner Geburt; ihr Verfasser war der Rechtslehrer Otto Friedrich Zaunschliesser, der sie 5 1685 unter dem Namen „Opizius Jocoserius. J. U. Lic. et Practicus Veronensis“ herausgab. Später ward sie noch mehrfach gedruckt außer der Frankfurter Ausgabe von 1768, die Veranlassung zu dieser Mystification gab, obgleich gerade das Jahr 1768, da Goethe bekanntlich 10 erst im Frühjahr 1770 Straßburg besuchte und Friederiken erst im October desselben Jahres kennen lernte, schon die Täuschung entlarvt . . .“ Mit dem Hinweise auf die mangelhaften juridischen Kenntnisse Goethes schließt der Prolog. Der bereits erwähnte Epilog besteht aus 15 23 Paragraphen, wovon der vorletzte eine dramatisierte Satire auf Müllner enthält. Er beginnt mit einer parodistischen Schilderung des literarischen Chaos vor dem Auftreten Gottscheds und Goethes, die beide mit Worten aus Wahrheit und Dichtung charakterisiert werden und 20 wendet sich nun gegen die von letzterem angeblich gegründete ästhetische Universalmonarchie. In dieser teilten sich die deutschen Gelehrten in zwei Parteien, in Göthisten und Antigöthisten. „Die Göthisten zerfallen wiederum in zwei Phalangen; denn sie sind theils simple Göthisten, 25 theils sogenannte Ultra's welche auch die Göthlichen[1]) heißen.

. . . Unter den erstern versteht man im Allgemeinen die Bewunderer, Freunde und Anhänger des großen Göthe, im Gegensatz der Antigöthisten, die auch Rebellen genannt 30 werden. Ultra's oder Göthliche sind insbesondre alle die,

---

[1]) Dazu die Anmerkung: „Durch die sinnreiche Erfindung dieser schönen Terminologie hat sich Herr Müllner sehr verdient gemacht. Deutschland konnte sich in neuern Zeiten keiner großen, wahrhaft nützlichen Erfindung rühmen . . . Also ein Glück für 35 Deutschland, daß Herr Müllner seine Terminologie zu Tage förderte; er hat die Ehre seiner Nation gerettet.“

welche öffentlich als Wortführer für Göthen auftreten, und gegen die Rebellen zu Felde ziehn. Wie die Türken kämpfen sie mit der größten Erbitterung gegen den Feind, und keine Waffe ist ihnen zu schlecht, keine Kriegslist zu niedrig und zu gemein, um sie nicht zur gänzlichen Vertilgung der Rebellen zu benutzen. Gebricht es ihnen an andern Waffen, so schämen sie sich nicht, selbst zu den pöbelhaftesten Schimpfreden ihre Zuflucht zu nehmen (§. 9) . . . Nach einem Exkurse über die Vernachlässigung der altklassischen Literatur (§. 10) . . . wird hervorgehoben, daß Goethe seine Gegner, wozu natürlich der Epilogist gehört, selbst mit Ammunition versehen (§. 11) . . . Gemeint sind die Werke seines Alters „Kunst und Alterthum“ (§. 12), die Wanderjahre und die Fortsetzung der Autobiographie (§. 13). Am ausführlichsten ist die Kritik der Wanderjahre. „Wilhelm Meister ist unlängst so vielseitig gewürdigt worden, dass es schon in dieser Hinsicht kaum der Mühe lohnen mögte, bei dem saubern Patron lange zu verweilen. Wollen wir ihm daher auf seiner Wanderschaft nur ein kurzes Geleite geben, und ihn bloß mit einem kleinen Viatikum versehn, damit sich der Lotterbube nicht in die Arbeitszimmer der Gelehrten, oder wohl gar in die Lesezirkel der Damen einbettele, sondern lieber vor den Kramläden und Häringsbuden Halt mache, für die er von seinem würdigen Vater, dem Herrn von Göthe, bestimmt zu sein scheint, um darin sein Leben zu beschließen“ (§. 14) . . . Dieses Viatikum besteht darin, daß die einleitenden Verse einer Kritik unterzogen werden, die lebhaft an die von demselben Geiste getragenen Auslassungen Spauns und Spans erinnern. Es wird Goethen vorgeworfen, daß die Zahl seiner sprachwidrigen Verse Legion sei, daß selbst Hermann und Dorothea von Sprachfehlern wimmle, daß die meisten Hexameter unerträglich schlecht seien, daß grobe Verstöße gegen die Sprache sich selbst in dem hochgepriesenen Faust fänden. „Der ganze wandernde Wilhelm . . . geht . . . in einer aus unsäglich vielen alten Lappen zusammen geflickten, Harlekinsjacke, die nicht zureichen

will, seine Pudenda zu bedecken" . . . „Er giebt jene alten Lappen in der vorhin angezogenen Strophe für alte Schätze aus, die, wenn auch kein Gold, doch immerfort Metalle sein sollen. Man lasse sich aber nicht betrügen. Alte Schätze sind es nicht, die hier feil geboten werden, sondern alter Schutt ist es, den er aus Cotta's Taschenkalender zusammen getragen hat, um wo möglich auf einmal in Bausch und Bogen los zu werden, was einzeln niemand kaufen wollte. Wir sehn hier weiter nichts, als eine gemeine Finanzspekulation; längst gedruckte, höchst mittelmäßige und triviale Produktionen, — die Flucht nach Aegypten, das nussbraune Mädchen, der Mann von funfzig Jahren, und mehrere ähnliche Sächelchen — sollten unter einem trüglichen Aushängeschilde aufs neue in Kurs gesetzt werden . . . „Das Merkwürdigste im Buche ist eine Philosophie über Pädagogik, Religion und Kunst . . . Wer Lust hat, diesen Unsinn näher kennen zu lernen, der nehme das Opus zur Hand (§. 16) . . . Aber schreibe Göthe, was er wolle, sei es auch noch so schlecht, er ist und bleibt der Stolz seiner Nation; denn durch ihn, und nur durch ihn allein, wähnt sie unter allen Völkern die höchste Stufe von Bildung erklommen zu haben". (§ 17.) Hierauf wird eine Reihe von Schriften über Goethe, darunter die erste Auflage des eigenen Werkes, besprochen (§. 18), gegen die Recensenten der ersten Auflage angekämpft (§§. 19, 20) besonders gegen Müllner, dem die folgenden zwei Paragraphen und darin die erwähnte dramatische Satire:

Hekate
oder
das literarische Wochenblatt,
redigirt und glossirt von Kotzebue's Schatten.
Ein
Schauspiel mit glossirtem Gesang
in zwei Akten.

gewidmet sind.

Nach einer beißenden Satire auf Kotzebue und Müllner, deren Schatten beschworen werden, mit gelegentlichen Hieben gegen Goethe, verlangt Hekate von Müllner: „Singe mir eins von Göthe, dem Großen". Müllner
5 singt das Flohlied[1]) aus Faust, das in den Anmerkungen durchgehechelt wird. Nachdem noch als Zweites, Drittes, Viertes von „Göthe dem Großen" Stellen aus Faust[2]), dem „Neueröffneten Puppenspiel"[3]), dem „Fastnachtspiel"[4]), gebracht worden sind, wird „Galantes" von Goethe dem
10 Großen geboten[5]), „Philosophisches"[6]) von „Göthe dem Großen", „Naturgeschichtliches"[7]) von „Göthe dem Großen" und „Prosa"[8]) von „Göthe dem Großen".

Die letzte Stelle gleichsam als Quintessenz des Ganzen mit dem gesperrt gedruckten Schlusse und als abschließendes
15 Urteil über Goethe: „Es kanns kein ehrlicher Mensch genießen, da der Unflat die Schnauze drüber gehabt hat".

VII. (Schütz.)

Das Erscheinen der ersten Bände von Pustkuchens
20 „Wanderjahren" veranlaßte die Schrift: „Göthe und Pustkuchen," oder: über die beiden Wanderjahre Wilhelm Meister's und ihre Verfasser. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Poesie und Poetik; herausgegeben vom Professor Schütz[9]) zu Halle. Halle 1823. Eduard Anton"
25 mit den Goetheschen Versen: „Nicht die Leier nur hat

---

[1]) Goethes Werke (Hempel) XII. S. 71—72.

[2]) a. a. O. XII. 51, 12. und 13. Zeile v. o.; XII. 135 3.—7. Zeile v. o.

[3]) a. a. O. VIII. 151, 19.—22. Z. v. o.

30 [4]) a a. O. VIII. 185, 1.—2. Z. v. u.; 186, 3.—5. Z. v. o.; 186, 15.—16. Z. v. o.; 187, 37. Z. v. u.; 188, 6. Z. v. o.

[5]) a. a. O. I. 114, 14. 15. 18. 19. Z. v. o.

[6]) a. a. O. VIII. 227, 10.—16. Z. v. o.

[7]) a. a. O. VIII. 219, 3.—1. Z. v. u.; 220, 1.-2. Z. v. o

35 [8]) a. a. O. X. S. 240, 2.—6. Z. v. o.

[9]) vgl. Gödeke III, 691—692; A. D. Biogr. XXXIII, 117 bis 120.

Saiten, Saiten hat der Bogen auch." Von diesem auf zwei Bände berechneten Werke ist nur der erste Teil: „Ueber die Wanderjahre Wilhelm Meister's von Göthe, und die Tendenz seines Wilhelm Meister überhaupt" erschienen ...

Der erste Teil gliedert sich in vier Unterabteilungen: 5

I. Ueber Göthe's Wanderjahre Wilhelm Meister's, vom Herausgeber.

II. Ueber Göthe's Wanderjahre, von Göthe selbst, mit einem Vor- und Nachwort, und Anmerkungen vom Herausgeber. 10

III. Ueber Göthe's Wanderjahre, von Andern, mit Anmerkungen vom Herausgeber.

IV. Ueber die Tendenz von Göthe's Wilhelm Meister überhaupt, vom Herausgeber.

Den beiden ersten Teilen des Pustkuchenschen Werkes 15 wird ein hoher Kunstwert beigelegt, dagegen wird „dem polemischen Theile des ganzen, nämlich dem darin ausgesprochenen, eben so einseitigen und schiefen als leidenschaftlichen, Tadel gegen Göthe" der Beifall versagt ... Da Pustkuchen seinen Angriff nicht bloß auf den Wilhelm 20 Meister oder irgend ein anderes einzelnes poetisches Werk Goethes sondern auf ihn als Poeten überhaupt, zu richten gewagt habe; so habe er dadurch bei dem Gerichtshofe der Kritik einen ästhetischen Prozeß anhängig gemacht, in welchem es sich jetzt (im Jahr 1822!) um 25 nichts Geringeres als um die Entscheidung der Frage: ob Göthe — ein Dichter sei? handeln solle ... „Wenn ich mich nun aber ... im zweiten Theile des ... Geschäfts zu erfreuen habe, den Anwalt unseres großen Dichters gegen eine, nicht nur den Charakter seiner, 30 sondern das Wesen der Poesie überhaupt völlig verkennende ... Kritik über ihn, zu machen; so ist es mir umso schmerzlicher, in diesem ersten Bande, selbst gar Manches wider ihn sagen zu müssen ... Denn dort ist nur von dem frühern Göthe, dem un- 35

sterblichen Schöpfer des Werther's, Götz, Faust, Tasso, Egmont, Meister und Jphigeniens; hier aber von dem spätern, der — die „Wanderjahre“ geschrieben, die Rede; und zwischen dem Göthe des 18. und dem des 19. 5 Jahrhunderts, ist leider ein so mächtiger Unterschied, daß man sein Dichterhaupt mit einem ungedrehcten Januskopf vergleichen möchte“ ... Die Kritik der „Wanderjahre“ führe in den, nur Blumen des Frostes erzeugenden, Winter seiner Phantasie. „Doch nicht bloß in Beziehung 10 auf die Wanderjahre, sondern in Hinsicht des neuesten schriftstellerischen Wirkens Göthe's überhaupt, bietet die Betrachtung ... leider viel Unerfreuliches und gar sehr Beklagenswerthes dar.“ (XXII ff.) ... „Die Darstellung seines Lebens, die in den ersten drei Bänden, außer 15 dem Reichthum des Inhalts, auch durch die Schönheit der Composition, den Leser entzückte, ist jetzt zu einem Form- und Zusammenhangslosen Bruchstück ... geworden, und in seinen „Fascikeln“ über Kunst und Alterthum, in denen er uns nun gar auch, ein, wahrscheinlich zu eignem 20 Bedarf, in den Studienjahren seiner Jugend sich einmal ausgezogenes, Inhaltsregister der Iliade (!) mitgetheilt hat; erscheint er vollends wie ein — Handelsmann, der ... sein Waarenlager ... „aufzuräumen“ beschäftigt ist. Sichtbar schlägt er, seit mehreren Jahren 25 schon, auf den Credit seines vielgefeierten Namens, Alles los, was er an druckbaren Papieren nur irgend noch in seinem Schreibepult vorfindet ... Dahin ist es mit Klopstock, dahin wäre es mit Schiller, wenn auch ihm die „Sonne Homers“ ein Göth'esches Alter gegönnt 30 hätte, niemals gekommen! ... Eine noch niederschlagendere Bemerkung aber, die sich bei der Ansicht der neuesten — Schriftstellerei Göthe's, jedem Unbefangenen, ihn sehend Bewundernden, seiner Verehrer aufdringen muß, ist die: daß er das Publikum jetzt ungefähr eben so be- 35 handelt, wie nach dem vierten seiner Venetianischen Epigramme, der Fremde in Italien behandelt zu werden pflegt ... (XXV ff.) ... Die erste Unterabteilung bringt

S. 3—38 eine mit hämischen Randbemerkungen gespickte Inhaltsangabe der „Wanderjahre“. Daran schließt sich eine Kritik des Romans in zweifacher Richtung: „einmal als Roman im eigentlichen Sinne, und dann als ein didaktisches Werk, um der ihm zum Grunde liegenden 5 philanthropischen Lehrsätze willen, die der Verfasser in seiner pädagogischen Provinz und dem wandelnden Bande aufgestellt hat“ ... In ersterer Beziehung wird der Mangel der nicht geschlossenen Komposition hervorgehoben, Goethes eigene Bekenntnisse in diesem Punkte werden mit vielem Be- 10 hagen glossiert. In diesen Wanderjahren habe er uns ein Ragout von Stücken gegeben, die zwar immer Stücke eines Meisters, jedoch in dieser Zusammenwürflung fürwahr kein Meisterstück seien. Die Charaktere seien der Mehrzahl nach ohne alle bedeutende Eigenthümlichkeit; 15 völlig nichtig aber sei der des Helden. Der Haupteinwand aber ist der, daß ein Roman, als solcher, ein poetisches, aber kein didaktisches Werk sein solle... Obendrein seien die beiden „Grundideen und Hauptmotive“ des Romans „die Idee des wandernden Bandes“ und „die 20 der pädagogischen Provinz weder neu noch eben sehr erheblich dagegen recht oft: ohne allen Sinn. (S. 38 bis 44). Die nun folgende Kritik des wandernden Bandes (44—47) ist im ganzen sachlich gehalten, wenn auch — wie sich bei diesem Autor von selbst versteht — über die 25 Maßen kleinlich, pedantisch, haarspalterisch. Dagegen ist die Besprechung der pädagogischen Provinz (47—125) geradezu böswillig. Dieser neue Nicolai spottet seiner selbst und weiß nicht wie. Er operiert mit Fragezeichen und Parenthesen daß es seine Art hat, er verdreht Goethe 30 das Wort im Munde, er unterwirft den Lehrgang einer Kritik, als ob er das paragraphierte Normalstatut für sämtliche Unterrichtsanstalten eines großen Reiches wäre, und nicht der freigeschaffene Grundriß einer pädagogischen Utopie. Die „Verdammung“ der Schauspielkunst erbittert 35 den Kritiker auf das höchste und er rückt allen Ernstes mit einem reichlich gefüllten Schulränzlein aus, um das

deutsche Theater gegen Goethe zu verteidigen. Es werden nunmehr (125—134) lyrische Proben und „sinnreiche und schöne Gedanken" aus den Wanderjahren angeführt, worauf der Verfasser „zum Beschluß" auf den Titel des Romanes
5 näher eingeht. Es handelt sich um die Worte „die Entsagenden". „Der Entsagenden finden wir nun auch wirklich in diesem Werke eine ebenso reiche Anzahl als der Wandernden; ja es tritt fast nicht eine Person darin auf, die nicht (mit dem Verfasser selbst zu reden) zu den
10 „Wandernd-Entsagenden" gehörte; und an der Spitze aller dieser Entsagenden steht, als Erzähler, merkwürdig genug, der Verfasser selbst, indem er fortwährend unter Versicherungen wie die: „daß er nicht vermögend sei, seine vielen Materialien zu einem geordneten Ganzen zu ver-
15 arbeiten; leider nur allzu wenig aufgezeichnet finde, nicht Alles genau nachweisen könne, sich von seinen Manuscripten und Fascikeln völlig verlassen sehe, aus aller historischen Fassung gebracht, und ihm versagt sei, nähere Kenntniß mitzutheilen, weil einem Büchlein, wie diesem, Rückhalt
20 und Geheimniß gar wohl gezieme" (warum? wird uns, wie so oft anderwärts, so auch hier, nicht gesagt) den Leser auffordert: „sich das Mangelnde selbst auszubilden." — Aber: warum jene Entsagenden entsagen, erfahren wir so wenig, als wozu diese Wandernden wandern, und
25 müssen dieses „Mangelnden" wegen, den Dichter um seiner selbst willen wahrhaft bedauern, daß ihn auch hier seine „Fascikel im Stich gelassen". Denn wie nun das Werk vor den Augen der Leser liegt, wird er sich nicht darüber beschweren können, wenn diese nicht bloß seine
30 pilgernde Thörin (die vielmehr unter allen leicht noch die vernünftigste seyn dürfte), sondern die sämmtlichen Helden und Heldinnen dieses Romans, für pilgernde Thoren und Thörinnen, zu erklären sich versucht fühlen sollten... Die Entsagungen selbst beziehen sich übrigens in der
35 Hauptsache bloß auf Liebschaften... denn im Uebrigen lassen sich sämmtliche Herren und Damen... eben nichts abgehen... das eclatanteste Beispiel von Resignation giebt

aber unter Allen unstreitig der Barbier, der, indem er seiner schönen bis über die Ohren in ihn verliebten Prinzessin davon läuft, dadurch zugleich den Thron und Reich des Königs Eckwald „des mächtigen Fürsten der Zwerge“ freiwillig und auf ewig entsagt, und „an den Heerd zur Köchin“ zurückkehrend, ruhig wieder sein altes Scheermesser zur Hand nimmt“ (134—137)... „Wir unseres Theils bekennen unverhohlen, daß Göthe, durch die Absicht: der Welt weiß machen zu wollen, mit diesen Wanderjahren ein bedeutendes philosophisch-dichterisches Kunstwerk geliefert zu haben, sich uns in gleichem Grade an seinem Ruhm, wie an der Kunst und an seiner Nation vergangen zu haben scheinen würde, und daß wir in dieser Hinsicht dann gewünscht hätten, er möchte, statt „Entsagende“ zu schreiben, lieber selbst den Entsagenden gemacht... haben; (142). Die zweite Unterabteilung ist die kürzeste von allen. Ihr Kern ist der vollinhaltlich wiedergegebene Aufsatz „Geneigte Theilnahme an den Wanderjahren“. Angefügt sind 24 „Anmerkungen“, giftige Randglossen, deren Inhalt man sich nach dem bisherigen leicht vorstellen mag. Nur eine von ihnen, die vorletzte, ragt über das gewöhnliche Schützische Niveau hinaus; sie ist so ziemlich das frechste, was je über Goethe zu dessen Lebzeiten geschrieben wurde. In der Geneigten Theilnahme lautet der Schluß: „Hier nun fühl' ich unwiderstehlichen Trieb ein Lebenslied einzuschalten“ ꝛc. und nun folgt das Gedicht: „Um Mitternacht ging ich, nicht eben gerne“ ꝛc. In dieser Anmerkung heißt es nun: Auch wir fühlen hier... einen unwiderstehlichen Trieb, ein Göthe'sches Lebenslied einzuschalten ꝛc. und nun folgt das Gedicht: „Ein Meister einer ländlichen Schule.“ (= die pädagogische Provinz) in zahlreichen Noten auf Goethe umgedeutet. Das Vorwort constatiert, daß „die ausgezeichnete Beharrlichkeit seines öffentlichen Stillschweigens, das er (Goethe) in Hinsicht auf die tadelnden Beurtheilungen seiner Werke, fast, sein ganzes Schriftstellerleben hindurch „beobachtet“ habe,

seit dem Beginn der Herausgabe der Selbstbiographie geschwunden sei... und resumiert: „So hat er denn mit der vieljährigen Eitelkeit: sich (gleichsam mit dem Ansehn der Unfehlbarkeit eines Kunst-Papstes) im Tadel wie
5 im Beifall über der Kritik zu glauben, nun, da er ein Greis geworden, der so ruhig, vor Vielen! auf seinen Lorbeeren schlafen könnte, auch die Eitelkeit: das Lob, das er von der Kritik erhalten, wider den Tadel aufzurufen, verbunden; und durch den Ton, mit dem er dies
10 gethan, auch noch die dritte, nämlich die: nicht eitel scheinen zu wollen, hinzugefügt." Im „Nachwort" wird festgestellt, daß „wir" aus der Geneigten Theilnahmum nichts klüger geworden sind, daß noch kein ähnliches Beispiel vorgekommen sei, „daß ein Autor das ihm
15 von seinen Recensenten gewordene Lob, auf eine solche Weise zur öffentlichen Schau selbst ausgestellt hätte, ohne auch nur mit einer Sylbe sich auf den ihm widerfahrenen Tadel einzulassen!"

Nur die letzte Unterabteilung ist sachlich, ernst, würdig,
20 oftmals von warmem Eifer erfüllt und steht in seltsamem Gegensatze zu dem Vorhergehenden.

VIII. Menzel.

Wenden[1]) wir uns nunmehr zu dem Vertreter des moralischen Rigorismus. Schon in den „Streck-

---

25 [1]) Vorher will ich nicht unerwähnt lassen, daß mir trotz emsiger Versuche nicht gelang, über ein 1822 erschienenes „Anti-Goethe-Büchlein" mehr in Erfahrung zu bringen, als der ungenannte Feuilletonist der „Tribüne" vom 10. Januar 1883 (vgl. Goethe-Jahrbuch III. 454) verzeichnet. „A. J. Bürck veröffentlichte
30 in Leipzig 1822 eine Broschüre „Göthes Romane", in der er nicht nur den Stil des Verfassers als „unrein und schülerhaft" verdammte, sondern letzterem auch jedes Talent für die Romanschriftstellerei absprach, da es ihm an allem Compositionstalente und an jeder Gestaltungsgabe fehle". Die wortgetreue Wieder-

versen"[1]) bindet Wolfgang Menzel ab und zu mit Goethe an; es sind jedoch nur belanglose Scharmützel, kein einheitlich geführter Feldzug ... Da wird Goethen der gerundete Vortrag zum Vorwurfe gemacht: „Jeder Gedanke Göthes ruht auf einer breiten weichen Straußfeder der Rede" (S. 34), „Göthe macht oft Seitenlang leere Worte, um darin einen einzigen kurzen Hauptgedanken recht hell hervorzuheben, und seine Schriften gleichen den Sälen der Alten, in deren Mauern nach Aristoteles leere Töpfe eingemauert wurden, den Schall zu erhöhen" (S. 147). Oder Jean Paul wird gegen ihn ausgespielt: „Göthe scheint die Weiber mehr zu kennen, Jean Paul sie mehr zu lieben" (S. 35). „Wenn Göthe im Alter nur die Nachlese seiner frühreichen Erndte hält, hält Jean Paul noch eine ganze ägyptische zweite Erndte" (S. 71). „Göthes Stil gleicht einem weißen, Jean Pauls seiner einem bunten Pfau" (S. 92). Oder der alte dem jungen Goethe nachgesetzt: „Mißlungne Schriften großer Autoren, wie die spätern Göthischen sind uns unheimlicher, als ganz schlechte schlechter; wie die Nacht weniger grauenhaft ist, als das fahle Licht bei einer Sonnenfinsterniß" (S. 112). „Der Riesenvater Göthe zeugte im Alter Zwerge, wie Osiris nach Horus, der Sommersonne, den lahmen Harpokrates, die Wintersonne" (S. 113). Hinwiederum finden sich bereits Anklänge — zum Teile wörtliche — an die „Europäischen Blätter" und die „deutsche Literatur": „Göthe sitzt unter den Göttinnen und Halbgöttinnen, denen sein Genius huldigt,

---

gabe obiger Ausführungen verdanke ich dem Kgl. Bibliotheks-Direktor Dr. E. Ippel in Berlin, dem ich auch sonst für seine freundliche Zuvorkommenheit in jeder Beziehung zu wärmstem Danke verpflichtet bin. Bei dieser Gelegenheit spreche ich auch Hrn. Prof. Josef Baß (Wien), der mir mit unermüdlicher Sorgfalt bei Correctur und Druck des Ms. ratend und helfend zur Seite stand, meinen verbindlichsten Dank aus.

[1]) Streckverse von Wolfgang Menzel, Heidelberg bei Christian Friedrich Winter. 1823. Vgl. Müllner, Adolph, Werke, III. Supplementband. Meißen 1830. S. 225—228; Goethe-Jahrbuch VI. 359—360.

wie Salomo unter seinen Weibern und Kebsweibern" (S. 62). „Göthe gleicht im Streben, universell zu seyn, seinem eignen Faust; die Himmelsleiter brach mit ihm" (S. 113), daneben aber wieder ganz unvermittelt: „Göthe ist unendlich größer als sein Stolz" (S. 172). Dagegen eröffnet Menzel den systematischen Kampf gegen Goethe in den von ihm mit W. B. Mönnich, Jg. P. V. Troxler, Fr. List und A. A. L. Follen gegründeten „Europäischen Blättern".[1]) Das Goethekapitel „der Gallerie der berühmtesten deutschen Dichter in der neuern Zeit" ist dann ein wenig abgeschwächt und überarbeitet in die beiden Auflagen der „Deutschen Literatur"[2]) übergegangen, hat sogar gewissermaßen poetischen Ausdruck gefunden im „Rübezahl"[3]) und in D. Fr. Strauß[4]) seinen Richter gefunden.

Schon die Eingangsworte deuten auf die Goethe-Opposition hin: „Wir werden einige Männer, die bisher als Götzen eines reichlichen Weihrauchs und selbst des Opfers edler verkannter Geister sich erfreut haben, von ihrem Throne herabziehen, andere, die man nie nach Verdienst anerkannt, mit dem grünen Lorbeer schmücken und über manchen anderntheils stehende Vorurtheile säubern, theils neue Ansichten geben." Wie Pustkuchen, so faßt auch Menzel Goethe lediglich als Virtuosen.[5]) „Das Wort,

---

[1]) Europäische Blätter oder das Interessanteste aus der Literatur und Leben für die gebildete Leserwelt. Zürich, Geßner Erster Jahrgang 1824 S. 102 ff.

[2]) Die deutsche Literatur von Wolfg. Menzel. 2 Theile Stuttgart Gebrüder Franckh 1828. Zweite Auflage. Vier Bände. Stuttgart, Hallbergersche Verlagsbuchhandlung 1836.

[3]) Rübezahl. Ein dramatisches Mährchen von Wolfgang Menzel. Stuttgart und Tübingen. Verlag der Cottaschen Buchhandlung 1829.

[4]) Streitschriften zur Vertheidigung meiner Schrift über das Leben Jesu und zur Charakteristik der gegenwärtigen Theologie. Tübingen 1837. 2. Heft Menzel S. 136 ff.

[5]) Menzel bezieht sich ausdrücklich auf die bekannte Stelle in den „Fragmenten" des Novalis, obgleich er, wie das Fragment zeigt, weit über das Gesagte hinausgegangen ist; vgl. Novalis Schriften, Kritische Neuausgabe von Ernst Heilborn. Zweiter

darin wir Göthes dichterischen Karakter, dasjenige Element der Poesie, das in ihm vorzugsweise vorwaltet, und dieses Vorwalten ihn von anderen Dichtern unterscheidet, bezeichnet finden, ist das Talent. In Göthe hat das poetische Talent, die Virtuosität der Darstellung sich Bahn gebrochen 5 und dadurch der modernen deutschen Poesie überhaupt die Zunge gelöst, während sie in Klopstock nur glaubte, in Lessing nur dachte, in Wieland nur lachte, in Herder nur liebte. Unter Talent verstehen wir aber die Gabe der Darstellung an sich, ohne Bezug auf eine Poesie im Dichter 10 selbst, denn es kann ganz empfindungslos mahlen oder das Gegentheil von dem, was er empfindet, und ohne Bezug auf eine Poesie im Gegenstande, denn es kann das, was an sich kein poetisches Interesse darbietet, ja was aller Poesie widerstrebt, in ein poetisches Gewand 15 hüllen. Hierdurch unterscheidet sich das poetische Talent vom poetischen Genie, das keinen Widerstreit der Poesie oder Unpoesie in der Empfindung oder im Gegenstande mit der Darstellung ... zuläßt ... Aus dem Wesen des Talents erklärt sich alles Große und Niedrige, alles 20 Gute und Schlechte bei Göthe, und jede Wahrheit und jeder Mißgriff in der Beurtheilung seines poetischen Karakters. Das Talent ist wesentlich allseitig. Es dient überall dem Genie in allen seinen Richtungen ... Indem es der Beschränkung durch das Genie entbehrt, muß 25 es gerade die Schrankenlosigkeit, als sein innerstes Wesen geltend machen ... Darum hat Göthe gerade das Größte seiner Art nur in diesem Gegensatz geleistet und in zwei Epochen seines Lebens ... einmal das absolut Böse, das andere Mal die absolute Gemeinheit, jene beiden Gegen- 30 sätze gegen das Gute und gegen das heilige Edle, welches die Wendezirkel alles Schönen sind, poetisch zu idealisiren

---

Teil 1. Hälfte, Berlin 1901, S 68 ff.; überdies: Gutzkow, Beiträge zur Geschichte der neueren Litteratur. Stuttgart 1836 Bd. I. S. LXIX ff.; Haym, Die romantische Schule. Berlin 1870 S. 35; 35 Reichlin-Meldegg, H. E. G. Paulus und seine Zeit. Stuttgart 1853 II. 328; Heilborn, Novalis, der Romantiker. Berlin 1901. S. 174 ff.

getrachtet. Nicht minder wird ein stark und ausschließlich vorwaltendes Talent sich in der Mannigfaltigkeit gefallen, und in ihr seine Stärke suchen . . . (Gallerie der berühmtesten deutschen Dichter, in der neueren Zeit
5 V. Göthe: Europäische Blätter IV. Band S. 235 ff.). . . .

So wird auch ihm, wie Pustkuchen, Goethe zum Typus des Modedichters und als solcher mit Schiller kontrastiert. „An dichterischen Talenten sind beyde unvergleichlich, Göthe hatte sein Talent mehr in der Ge-
10 walt, spielte mehr damit, erlaubte sich nicht selten, es zu vernachlässigen, und behandelte es überhaupt wie eine salomonische Geliebte, von der er aus Sinnlichkeit nicht lassen konnte. Schiller konnte mit seinem Talente nicht so spielen, denn er wollte damit unendliche Ideen aus-
15 drücken, an deren Höhe er oft nicht reichen konnte, oder er wollte damit den tiefen Schmerz seiner Seele schildern ... Göthe hat keinen anderen Schmerz empfunden als den beleidigter Eitelkeit. Schillers ganze Seele war dagegen von der seltnen Melancholie ergriffen, die jeden Schmerz
20 der Menschheit zu dem seinigen machte. Göthe fühlte sich mehr der lachenden, heitern Seite des Lebens geneigt, Schiller mehr der ernsten und finstern. Das war die einzige Tugend Göthes, und der einzige Fehler Schillers. Göthe wollte ein Universalgenie heißen und nebenbey ein
25 Dichter von Gottes Gnaden, das Monopol in ganz Deutschland erringen. Schiller wollte die Menschheit bilden und erheben, Tugend war das schöne Ziel, wonach er strebte. Göthe suchte und fand seine Größe einzig darin, dem jedesmaligen Zeitgeschmack des deutschen Publikums zu
30 huldigen, sich vermöge seines raschen Talentes zum ersten Priester dieses jedesmaligen Geschmackes aufzuschwingen, und dann alle Neigung und alles Lob, das dem Geschmack überhaupt galt, auf seine Person überzutragen. Ob dieser Geschmack ein guter oder schlechter, ob er Göthe selbst
35 gefiel oder mißfiel, ob er seines Talentes würdig war, oder nicht, ob echter Geschmack und gute Sitte im Publikum dadurch befördert oder vernichtet wurde, darauf kam es

dem Dichter durchaus nicht an. Wenn man ihn nur las, sang, pries, zu den Sternen erhob, wenn nur das halbe Sekulum sich nach seinem Namen nannte, war ihm alles gewonnen, was er suchte . . . Während die Zeit ihn machte, glaubte man, er mache die Zeit . . . Das außer- 5 ordentliche Talent, womit er jedem herrschenden Zeitgeschmack zu huldigen verstand, so daß, wenn forthin von einem solchen Geschmack die Rede war, man seinen Namen immer zuerst nannte, veranlaßte bey den Unkundigen, die sich und ihre Zeit nicht verstanden, den sonderbaren 10 Glauben, er habe diesen Geschmack selber erst geschaffen. Der Gegenbeweis gegen diese abgeschmackte Meinung ist ebenso leicht psychologisch als historisch zu führen. Solche Widersprüche, wie die Göthischen Schriften enthalten, sind nicht das reine Erzeugniß eines selbständigen Geistes . . . 15 Noch deutlicher wird dies durch eine Betrachtung der geschichtlichen Entstehung seiner Werke. Göthes Jugendjahre fielen gerade in die empfindsame Periode, die durch Geßners Idyllen und durch das ganze Gefolge von Schäferromanen und Schäferdramen, demnächst durch den bekannten Sieg- 20 wart längst herbeigeführt war, und um diesem Geschmacke zu huldigen, um sich die Ehre zu erwerben, daß er dafür das beste geleistet, schrieb Göthe den Werther. Jetzt heißt die ganze Periode die Werthersche . . . Der weichliche Geschmack mußte einen recht rauhen und groben, als 25 seinen natürlichen Gegensatz erwecken. Die Wiederbelebung der mittelalterlichen Poesie durch die Schweizer kam zur Hülfe. Der Geschmack am derben Ritterwesen nahm überhand. Flugs schrieb Göthe seinen trefflichen Götz von Berlichingen, und weil nun eine Fluth von Nachäffereien 30 folgte, nannte man die ganze Zeit wieder nach Göthe. Um dieselbe Zeit fingen die Revolutionen zu spuken an . . . Alsbald schrieb Göthe den Egmont und ward ein Freyheitsheld. Auch sein Götz gehörte zum Theil dieser Periode an. Herrenhuterey und Mysticismus kamen vielfach in 35 Deutschland zur Sprache. Auch hier mußte Göthe dabey sein, und er schrieb die bekannten Bekenntnisse einer schönen

Seele. Die Schauspielerkunst fing an, mit ungemeiner Lust vom deutschen Publikum aufgenommen zu werden, und Göthe konnte schon als dramatischer Dichter hier nicht dahinten bleiben. Der Wilhelm Meister ward geschrieben.
5 Doch ist Göthe hierbey keineswegs kalt geblieben; hier hat er recht aus voller Seele geschrieben, denn was ist sein Streben, was sind die Mittel, durch die er es erreicht, anders gewesen als eines Schauspielers, nur in etwas höherer Potenz? Mit den republikanischen Ideen war
10 der Geschmack am alten Heidenthum und besonders Griechenthum aufgekommen. Wer fiel nun feuriger über die Griechen her, als Göthe? . . . Die Sittenlosigkeit, die von Frankreich her schon früher in Deutschland eingedrungen, durch die französische Revolution aber vollends geheiligt
15 wurde, erzeugte eine unselige Literatur von Familiengeschichten, darin alle gute alte Sitte, besonders in Bezug auf die Geschlechter und auf die Ehe mit Füßen getreten wurde. Da schrieb Göthe, und mit ziemlicher Wärme und Selbstgefälligkeit die Mitschuldigen, die Stella, die
20 Wahlverwandtschaften, und weihete sich selbst zum ersten Opferpriester der Gemeinheit . . . Keine Gattung von Poesie und keine Sprache wurde in Deutschland beliebt, da nicht Göthe sich gleich mit ihr befaßte, sich zum Patron derselben aufwarf. Was er, viel oder wenig, als Ueber-
25 setzer, Reisebeschreiber, Selbstbiograph, Kunstkenner und Kunstrichter, Physiker, Erzieher, sogar Theologe, Theaterdirektor, Hofdichter, Gesellschafter, Minister u. s. w. geleistet, diente alles nur den Ruf seiner Allseitigkeit zu vermehren . . . Viele seiner Werke hat er nicht für das
30 Publikum, sondern für den Hof geschrieben . . . Dahin gehört der Tasso, sein eigentliches Höflingsbekentniß, dahin gehören die faden vornhmen Spöttereyen, worin er über den grauenhaften Ernst der französischen Revolution zu bethören trachtet; dahin die zahllosen Gelegenheitsdramen
35 und Lieder, die er alsHofdichter jeder Zeit zu verfertigen bereit seyn mußte, und unter den letztern zeichnen sich besonders wider die lobpreisenden Hymnen aus, die er

wie gerade der politische Wind wehte, zuerst auf Napoleon, hinterher auf den alten Blücher geschrieben.

Wenn wir nicht etwa die unzüchtigen giftigen Schriften, als die Stella und die Wahlverwandtschaften, dazu rechnen wollen, so hat Göthe nur zwey Werke geschrieben, von 5 denen man sagen kann, daß sie nicht Histrionenwerk, nichts Gemachtes um des Beyfalls willen, sondern ihm aus dem Herzen und recht eigentlich für ihn selbst geschrieben sind, und worin er einzig der inneren Stimme gefolgt . . . Diese Werke sind der Faust und der Wilhelm Meister. 10 Im Faust hat er alles Schmerzes über die Unzulänglichkeit seines Genies, ein Universalgenie zu seyn, sich entledigt, um alsdann im Wilhelm Meister mit einer neuen Lebensmaxime sich zu trösten, der er sein ganzes übriges Leben treu geblieben ist. Diese Maxime . . . ist folgende: 15 Die innere Würde der Tugend und des Talents ist ein Bettlertrost für den Pöbel erfunden, die Krücke des Lahmen. Das höchste Gut aber ist in das äußere Loos eines Adelichen gesetzt, dessen Geburt und Reichthümer ihn ohne Mühe von selbst über den Pöbel erheben, ihm nur die schöne, 20 heitere glatte Seite des Lebens kennen lernen lassen, ihm den Genuß allein zu ertheilen, während andern die Arbeit allein zugetheilt bleibt . . . Hier hat man den Hauptschlüssel zu allem, was Göthe geleistet. Göthe schwamm immer mit dem Strome und immer oben wie Kork. Sein 25 Geist war mit dem Zeitgeiste immer in einer seltenen Harmonie. Er huldigte der Tugend, wenn sie am Brete war, und der Thorheit, wenn diese aufkam. (Europäische Blätter I. Jahrg. 1. Band S. 101 ff.) Göthe war es allzeit nur um leicht erworbenen Ruhm, um den Weih- 30 rauch zu thun . . . „So erscheint es uns auch ganz natürlich, daß man einen Dichter wie Göthe, für den Dichter aller Dichter, für den rechtmäßigen Gemahl der Poesie selber gehalten, daß man die Aufgabe, das Problem seiner Erscheinung zu lösen, mit der, das Problem aller 35 Poesie, wohl gar aller Philosophie zu lösen, ohne Weiteres identificirt hat . . . Göthe ließ wie der homerische Gott

den lieblichen Fettgeruch von allen Altären behaglich sich gefallen, und verzieh dem Volke gern die Sünde des Opfers. Gleich einer angebeteten Schönen war er so angenehm capriciös, nachdem er im höchsten Schmuck Aller
5 Herzen gewonnen, durch die Reize des Negligées noch vollends alle Köpfe zu verwirren. Gleich allen Virtuosen gefiel er sich in Nachläßigkeiten und war des unbändigen Geklatsches und seines Triumphes immer gewisser. Aber wehe dem Nebenbuhler, wehe dem Zweifler! Ein mit-
10 leidiges Lächeln, eine mystische Phrase, eine kleine Dosis Gift im Bonbon eines Bonmots, ein Wink für die Schule hieß ihn aus allen Thüren werfen . . . Es ist aber dennoch dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen . . . Uebertriebenes Lob trägt den Tadel im
15 Schooße. Nur um ein Kleines darf der Ruhm höher steigen als der Werth, so wird die Rüge, wenn auch spät, in demselben Verhältniß den Werth herabsetzen." (Europaeische Blätter I. Jgg. IV., 233 ff.) Nach solchen und ähnlichen Giftblüten prangen gleichsam wieder als
20 Quintessenz im „Literaturblatte vom 9. September 1835 S. 365 ff." die Worte: „Goethe war eine Macht in Deutschland, eine dem äußern Feind in die Hände arbeitende, innere erschlaffende, auflösende Kraft, unser böser Genius, der uns mit einem phantastischen Egoismus,
25 mit den Genüssen des Scheins und der Selbstvergötterung über den Verlust der Religion, des Vaterlandes und der Ehre täuschte, der da machte, daß wir uns wie der weichliche Narcissus im Quell bespiegelten, während man hinter uns Ketten und Dolche bereitete; mit einem Worte, der
30 uns zu Schwächlingen machte, während wir des Heldenmuthes am meisten bedurften: aus diesem Gesichtspunkte konnte [man] unserem Göthe allerdings eine welthistorische Bedeutung zuerkennen" . . .

IX. (Hengstenberg.)

In Hengstenberg's „Evangelischer Kirchen-Zeitung“ findet sich in den Nummern 10—12 des Jahrgangs 1830 eine Besprechung des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe. Ausgegangen wird von den Sätzen: „Auch der größten Geister, die im Gebiete der schönen Künste gewaltet haben, will sich die Nachwelt nur dann recht erfreuen, wenn sie in ihrem Leben ein harmonisch ausgebildetes Ganzes findet und das Sittliche in ihnen mit dem Schönen innig verbunden und sich gegenseitig durchdringend sieht. Selbst die Zeitgenossen, wenn sie nicht durch eine bloß verständige Betrachtung der Kunst einseitig geworden sind, sondern die Werke derselben mit ihrem ganzen Menschen anschauen, ersetzen sich gern die mangelnde Kenntniß von dem Leben der Künstler durch die geheime Annahme, daß diese auch edle Menschen gewesen seyn müßten, um so Herrliches hervorzubringen . . .“ Der beste Dienst sei es also nicht, den man dem künftigen Rufe großer Künstler erweise, wenn man die Geheimnisse ihres Verkehres mit sich selber und unter einander zu Tage bringt, und die Zeitgenossen sammt der Nachwelt in die verborgenen Kammern führe, in denen ihre Werke bereitet worden seien, vorausgesetzt, daß allerlei darin zu finden sei, was man ungern sehe. „Der beste Dienst möchte daher auch den Männern, welche die Ueberschrift nennt, nicht erwiesen seyn, indem man ihren Briefwechsel, wie er eben war, bekannt machte . . . gegen diese Männer wird die Nachwelt den Charakter ihres Urtheils nicht verläugnen, und bei hoher Bewunderung ihrer Dichtergröße bedauern, daß ihre sittlichen und religiösen Zustände mit ihren poetischen nicht im Einklange waren, und daß sie den Einflüssen des Christenglaubens verschlossen blieben, für welchen auch das Leben seiner würdigsten Bekenner sie nicht zu gewinnen vermochte“ (Sp. 73 u. 74.)

Folgt die Besprechung des Briefwechsels[1]): „. . . Be-

[1]) Selbstverständlich mit Betonung jener Stellen, die Hengstenbergs Standpunkt gerechtfertigt erscheinen lassen.

sonders anziehend ist es . . ., zu betrachten, wie in beiden
das früher isolirte Gefühl der Superiorität über alle
Dichter ihrer und der nächstvergangenen Zeit durch ihre
Verbindung zu einer Stärke erwächst, die sie ermuthigt,
5 als Züchtigende und Gebietende aufzutreten. Daß es so
reich begabter Männer Beruf sey, die Armen und
Schwachen niederzuhalten, den Dünkel der Halbleute zu
beschränken, und jedem aufstrebenden Geiste die Grenzen
zu zeichnen, innerhalb deren er sich bewegen dürfe, wer
10 läugnet das? Es soll dies jedoch im Namen der Kunst,
und kann deshalb ohne Leidenschaft oder mit der edlen
Leidenschaft geschehen, die vor jeder Entweihung der Kunst
einen Abscheu trägt, und selbst darniederbeugend noch er-
heben will, was sich erheben läßt. Unsere Hypopheten
15 verrathen es aber in diesem Wörterbuch zu den Horen und
Xenien, wie stark sie nur sich selbst und nicht ihre Göttin
meinten, wenn sie das Mangelhafte in Anderen verspotteten
oder den Tadel, der ihnen selber galt, verlachten, und aus
der Identification ihrer Personen und der Kunst spricht
20 ein Uebermuth heraus, der seine Lust am Geißeln hat,
und keine andere Grenze, als politische Vorsicht kennt.
(Sp. 75.) . . . Wollte man . . . schließen, daß er (Goethe)
eine hohe Achtung vor dem Publicum gehegt habe, so
würde man irren; er will es nur versöhnen, um wieder
25 gepriesen zu werden; in der That aber schätzt er es nicht
weniger gering, als sein Freund" . . . „In Ansehung
der Recension des Journals (der Horen) in der Litteratur-
zeitung ist nunmehr arrangirt, daß alle drei Monate eine
ausführliche Recension davon gemacht wird. Cotta wird
30 die Kosten der Recensionen tragen, und die Recensenten
werden Mitglieder unserer Societät seyn. Wir
können also so weitläufig seyn, als wir wollen; und
loben wollen wir uns nicht für die Langeweile,
da man dem Publicum doch alles vormachen
35 muß" (Sch.) „Uebrigens ist eine Vorrecension der
bevorstehenden Aufführung des Wallenstein auf dem
Weimarischen Theater, so wie des Effects, den das Stück

gemacht hat, schematisirt und kann in einigen guten Stunden fertig werden. Da ich mich einmal auf das Element der Unverschämtheit begeben habe, so wollen wir sehen, wer es mit uns aufnimmt. Uebrigens habe ich das Pensum (eben die Vorrecension), wie solches 5 die neue Zeitung nunmehr bald bringen wird, bisher öfters zu repetiren Gelegenheit gehabt und ich hoffe, man wird mir nun bald meine eigenen Worte wieder vorsagen" (G.) „Nach diesen Äußerungen sind beide Männer in ihrem Unmuth über das Publicum 10 ebenso einstimmig, als sie sich verschieden gegen dasselbe verhalten. Schiller würdigt es als besonnenen Feind eines tiefen Ingrimms; Göthe verachtet es als eine rohe Masse, mit der seine gewaltigen Hände spielen. Schiller verlangt Anerkennung seines hohen Talents als eine Pflicht, 15 Göthe erwartet sie als einen Tribut. Schiller nimmt die Menschen für verständiger, Göthe für beschränkter, als sie sind. Schiller begehrt, daß man ihm den Beifall freiwillig bringe; Göthe ergötzt sich an den Reverenzen der Puppen, die er selber lenkt. Von dem Einen verwünscht, von dem 20 Anderen verhöhnt, ist das Publicum aber doch der Götze, dem beide opfern und von dessen günstigen Blicken sie entzückt werden . . . (Sp. 81 f.) grade der erhabene Gedanke, die Mitwelt zu besserem Geschmacke zu erziehen, war (es), der sie über alle Verunglimpfung und Nicht- 25 achtung hinweg setzen konnte, wenn sie die Kunst von ihren Personen unterschieden hätten. Dies vermochten sie aber nicht über sich und rauben uns damit viel von dem Glauben an die Kraft und Würde der Dichtkunst, die sie vielfältig rühmen . . . (Sp. 83). Es bleibt noch 30 übrig, aus diesem Briefwechsel darzuthun, in welchem Verhältnisse beide Männer zum Christenthume standen und ihr Gemeinschaftliches darin, wie ihr Besonderes anzudeuten . . . Auch in Göthe's Briefen bleibt ihm (dem Christenthum) diese Gerechtigkeit versagt, obwohl er damals, 35 als er sich „ein Christenthum zu seinem Privatgebrauche bildete", es durch fleißiges Studium der Geschichte zu

begründen suchte. (Aus meinem Leben B. XV.) . . . Statt dieser Anerkennung (des Christenthums) verkündigt bei Beiden sich vielfach, bisweilen auch in der Form des Spottes, eine mit dem Willen verwachsene Verkennung
5 des göttlichen Wortes. „Indem ich den patriarchalischen Ueberresten nachspürte, bin ich in das Alte Testament gerathen, und habe mich auf's Neue nicht genug über die Confusion und die Widersprüche der fünf Bücher Moses wundern können, die denn freilich, wie bekannt, aus
10 hunderterlei schriftlichen und mündlichen Traditionen zusammmengestellt seyn mögen. Über den Zug der Kinder Israel in der Wüste habe ich einige artige Bemerkungen gemacht, und es ist der verwegene Gedanke in mir aufgestanden: ob nicht die große Zeit, welche sie darin zu-
15 gebracht haben sollen, erst eine spätere Erfindung sey? . . . (G.) „Zugleich habe ich noch immer die Kinder Israel in die Wüste begleitet, und kann bei Ihren Grundsätzen hoffen, daß dereinst mein Versuch über Moses Gnade vor Ihren Augen finden wird. Meine critisch-historisch-
20 poetische Arbeit geht davon aus, daß die vorhandenen Bücher sich selbst widersprechen und sich selbst verrathen und der ganze Spaß, den ich mir mache, läuft dahin hinaus, das menschliche Wahrscheinliche von dem Absichtlichen und bloß Imaginirten zu sondern, und
25 doch für meine Meinung überall Belege aufzufinden. Alle Hypothesen dieser Art bestechen bloß durch das Natürliche des Gedankens und durch die Mannichfaltigkeit der Phänomene, auf die er sich gründet. Es ist mir recht wohl, wieder einmal etwas auf kurze Zeit zu haben,
30 bei dem ich mit Interesse im eigentlichen Sinne spielen kann. Die Poesie, wie wir sie seit einiger Zeit treiben, ist eine gar zu ernsthafte Beschäftigung" (G.). „Ich lese jetzt in großer Eile das Alte Testament und Homer, lese zugleich Eichhorn's Einleitung in's Erste und
35 Wolf's Prolegomena zu dem Letzten. Es gehen mir dabei die wunderbarsten Lichter auf" (G.). . . Es ist aus demselben Geiste, wenn Göthe über die Wunsch'schen

Hypothesen, die Farbenlehre betreffend, urtheilt: „Sie seyen toller als ein Capitel aus der Apocalypse“, und von dem Gegenstande in Milton's verlorene Paradiese: Er sey abscheulich, äußerlich scheinbar und innerlich wurmstichig und hohl ... Man wird hienach nicht glauben, daß die Bekenntnisse einer schönen Seele in Wilhelm Meister mehr als die Frucht künstlicher Selbstversetzung in ein fremdes Gebiet gewesen, oder gar aus einzelnen Stunden eigener Bewegung zum Leben in Christo hervorgegangen seyn möchten ... (Sp. 85 ff.). An die Stelle des abgewiesenen Christenthums hatte Göthe in seinem Leben das realistische Streben nach vollkommen ausgebildeter Natur, Schiller die Metaphysik gesetzt ...“ (Sp. 89). Hengstenberg findet es bedauerlich, daß selbst bei dem Tode eines Kindes von Goethe und bei der Krankheit von Schillers Gattin und deren Genesung von Gott niemals die Rede sei, bis auf den Stoßseufzer: „Gott gebe nun, daß es auf dem guten Wege bleibe“. „Es wird . . . als völlig entschieden anzunehmen seyn, daß beide Männer sich von dem Christenthume nichts zu eigen gemacht hatten, als was ihnen davon durch Geburt und Erziehung in der christlichen Welt aufgedrungen war ... als entschieden, daß weder das heilige Leben, noch die tiefen Worte Jesu als bloßen Menschen betrachtet, noch die unstreitbar heilvolle Wirksamkeit der von ihm über die Welt verbreiteten Ideen, ihre Gemüther je zu ihm hin zu ziehen vermochten, daß sie sich vielmehr über jedes Bedürfniß einer Religion erhaben glaubten . . . Ihnen hat auch die Seite des Christenthums, von welcher es Vielen ehrwürdig wird, die sonst ihre Herzen nicht unter das sanfte Joch des Erlösers beugen mögen, keinen beifälligen Blick abgewinnen können. Wir meinen die dem Heidenthume fremde Menschenliebe, die Christus gepredigt und in das Leben eingeführt, und die Sorge, die seine Religion für die zahllosen Armen und Elenden getragen, und zu welcher sie auch in den finstersten Zeiten des Mittelalters mächtig begeistert hat ... Wie viel aber durch ihre feindselige Stellung gegen das Evangelium und durch

ihre Unbekanntschaft mit seinem wahren Wesen ihrem
großen Talent an Stoff, und ihren Productionen an
innerer Wahrheit, an Macht über die Gemüther, und an
Dauer des Ruhms entzogen worden sey, haben schon
5 längst Alle zu würdigen gewußt, die des Erlösers Erscheinung lieb haben. Die Verehrung, welche die Mitwelt den Namen dieser Männer erweist, erinnert an das
Wort des Welterlösers: „Sie haben ihren Lohn dahin.“ Eins
aber dürfte man in Zukunft lobender noch als heute an-
10 erkennen: die Offenheit, mit welcher sie sich vom Christenthume lossagten. Beschämt steht ihnen die Menge derer
gegenüber, die es versuchen, den Schimmer ihrer Lampen
für sein Sonnenlicht auszugeben, damit sie der wohlthuenden Wärme des christlichen Himmels mit einem
15 Schein des Rechts genießen können.“ (Sp. 91 f.). In den
Nr. 57—61 der „Evangelischen Kirchen-Zeitung“ des
Jahrg. 1831 findet sich eine Artikelserie „Ueber Göthe's
Wahlverwandschaften“. „Daß die Kunst,“ hebt der
Verfasser an, „von dem Gesetz der Sittlichkeit
20 entbunden, also von der Idee der Heiligkeit
unabhängig, sich nach Regeln und Principien
bewege, die sie in sich selbst habe und finde, dieser
bereits zu fixen Zeitidee gewordene Wahn, dürfte wohl
keinem unserer Leser fremd geblieben seyn. . .“ „Von
25 dieser Ueberzeugung geleitet, haben wir es ganz zeitgemäß gefunden, den innigen Zusammenhang zwischen
Unheiligkeit, Unsittlichkeit und Afterästhetik nach Kräften
darzuthun . . .“ „Eine Reformation der Aesthetik und der
Kunst kann . . . unser nächster Zweck nicht seyn. Wir zeigen
30 bloß den Zusammenhang der Unheiligkeit und der Afterkunst, und hoffen dadurch Manche auf die Gefahren aufmerksam zu machen, welche letztere nicht etwa bloß für
den reineren Geschmack, sondern vorzüglich hinsichtltch des
ewigen Lebens und ewigen Todes nothwendig mii sich
35 führt . . . Zu unserem Zwecke schien uns nichts besser
geeignet, als eine Beurtheilung der Göthe'schen Wahlverwandtschaften von dem Standpunkte einer höheren

Kunsttheorie aus betrachtet.“ (Sp. 449 ff.) Nun folgt als Hauptteil die Inhaltsangabe des Romans, kapitelweise durchgeführt und mit moralischen Zurechtweisungen durchsetzt. Wir wollen darauf nicht eingehen und nur folgendes aus dem Schlusse anführen: „So betrübend nun 5 die Erfahrung ist, daß die Afterkunst nach gehöriger Vorbereitung ihrer Jüngerschaft, ohne ein heilsames Schrecken zu erregen, oft plötzlich in ihrer wahren Gestalt hervortreten darf, so ist doch auch nicht zu läugnen, daß solche Erscheinungen hie und da einen heilsamen Eindruck machen, 10 und daß die Zeugnisse gegen solche Carrikaturen des Schönen nicht ganz vergebens sind. Wenigstens hat es im Verlauf der Zeit nicht an Leuten gefehlt, welche sich gegen solche ästhetische Gräuel mit mehr oder minder Geschick aufgelehnt haben. Denn wenn wir auch der- 15 jenigen nicht gedenken wollen, welche, wie Müllner und Andere, als ohnmächtige Scheelseher bei ihrer Empörung gegen solche ästhetische Usurpatoren nur zu oft an die Fabel von dem Frosche und dem Stiere erinnerten; so hat es doch auch hin und wieder Stimmen gegeben, welche 20 auf ein reineres Organ, und auf tiefere Erkenntniß schließen lassen. Hieher gehört namentlich der Verfasser von Wilhelm Meisters Wanderjahren, ein Mann von ausgezeichnetem Talent, der das Wesen der Göthe'schen Muse bis auf einen gewissen Punkt recht glücklich enthüllt hat. Schade, daß 25 auch er nicht ohne polemische Eitelkeit und selbstische Rivalität zu Werke gegangen ist. Auch er hatte sicher die moralische Vernichtung eines verhaßten ästhetischen Zwingherrn mehr im Auge, als die mögliche und zu wünschende Besserung desselben, und die Verkündigung der 30 Wahrheit selbst. Wäre doch der so reich begabte Verfasser mit mehr Furcht Gottes, Demuth und Gebet zu Werke gegangen. Wahrlich, dann wäre er ganz der Mann gewesen, der ein Wort ganz zu seiner Zeit hätte reden können... So höret denn unseren freundlichen und brüder- 35 lichen Ruf der Liebe. Wir bitten euch mit dem Apostel an Christi statt: „Laßt euch versöhnen mit Gott.“

Gehet aus von der Stadt des Verderbens, und eilet in das Asyl der Begnadigten ... Eilt mit uns zum Gekreuzigten hin. Bei ihm werdet ihr Ruhe für eure Seelen und auch Sicherheit finden vor den Pfeilen, 5 die des Tages fliegen, vor der Pest, die im Finstern schleichet, und vor der Seuche, die vielleicht bald auch im Mittage verderbet!" Sp. 473 ff.

Der nun folgende Aufsatz: „Ueber wahre und falsche Kunst, ein Anhang zu dem Vorigen" setzt auseinander, 10 worin das Wesen der Afteräſthetik und der Afterkunst bestehe. „Sie ist nämlich in einer selbsüchtigen Lüge begründet, welche, um die persönliche Sünde des Künstlers und der Künstlerzunft zu retten, nun auch die Laster und alles Elend um und neben 15 sich aufrecht zu halten sucht, und zu diesem Zwecke einen Strahl der Schönheit, also eine einzelne Idee vom Ganzen, also von Gott mehr oder weniger entstellt, losreißt, sie als selbstständige Wahrheit darstellt und als ein höchstes Gut ver-20 kauft". Das Eingehen auf die Einzelheiten geht über den Zweck dieses Buches hinaus.

X. Knapp.

Goethes Tod veranlaßte Albert Knapp in einem „Auf Göthes Hingang 28. März 1832" betitelten, aus 25 71 Stanzen bestehenden Gedichte,[1]) Goethe anzuklagen,

[1]) Knapp, A. Auf Göthe's Hingang am 28. März 1832. Als Manuscript für Freunde. Elberfeld bei Wilhelm Hassel 1832. 23 S. 8°. (Dieser bei Gödeke nicht erwähnte Privatdruck stand leider auch mir nicht zur Verfügung.) Hingegen Christoterpe. Ein 30 Taschenbuch für christliche Leser auf das Jahr 1833 p 16—39. Vgl. auch Stanzen auf Stanzen. Wider Herrn Albert Knapp, die Verdammung Göthe's betreffend, von Chr. Wurm. Nürnberg bei Johann Leonhard Schrag 1835, sowie „Lebensbild von Albert Knapp. Eigene Aufzeichnungen fortgesetzt und beendigt von seinem 35 Sohne Joseph Knapp". Stuttgart 1867.

daß er nicht ein zweiter Klopstock, sondern eben — Goethe geworden. Knapp geht davon aus, daß er nicht in verblendetem Hasse des großen Toten gedenke, zu dem er einst selbst in Verehrung aufgeblickt.

Die Stanzen 3 und 4 gelten der Größe Goethes, der unter die „hohen Seher der Menschheit“ eingereiht wird. So wirkt die Todesnachricht doppelt erschütternd. Vor Goethes Gruft will der Dichter Eiche, Palme und Pappel pflanzen (7—9). Und an das Grab ruft der Dichter alle Gestalten Goethes heran: „Faust“ und „Göz“ und „Tasso“ und „Egmont“ (9—11). Nun schildert der Dichter Goethe's Objektivität der Darstellung und faßt sie in das Wort: „Du hattest bildnerisch die Schöpfung inne!“ — (23 – 27). Aber

> Und Ihn, den Schöpfer? — ach, hinabgesunken
> Bist Du! — bewundernd floh mein Herz Dich einst;
> O, sprach ich trauernd, daß Du, schöpfungstrunken,
> Mit ihm, dem Schöpfungsquell, Dich nicht vereinst! (28)

Der Grundgedanke dieser Strophe wird nun in endlosen Variationen durchgeführt (29—42),

> Vom Schöpfer strömt das Leben;
> Auch Göthe floß aus seinem Liebesquell!
> . . . .
>
> Warum, o Sänger, bliebest du so ferne
> Von deinem Herrn, dem hellen Morgensterne? (42)
> . . . .
>
> Und wenn Ihn dort der Cherubinen Lippen
> Wenn Ihn der Kirche Psalmen hier erhöh'n,
> Wenn Ihn von Bergen, Inseln, See'n und Klippen,
> Von Meer und Land geweihte Stimmen fleh'n,
> Dann sah'n wir dich mit frost'ger Miene schnippen,
> Bei seinem Volke mochtest du nicht steh'n —
> Doch bist mit seiner Taufe du begossen
> Und auch um dich ist Christi Blut geflossen. (44)
> . . . .
>
> Du warst der Meistersänger aller Meister;
> Du fehlst im Feyerliede Seiner Geister! (45)

Es wird die „Hoffart" widerlegt, die im Glauben ein Hemmnis für die höchste Kunstentfaltung sieht (47—52). Der Dichter erinnert an Abbadona, zollt Goethes großem Talente Anerkennung, doch mit dem Wunsche:

5 „O was du einst besaßest, möcht' ich haben, —
„Doch lasse Gott mich and're Quellen graben!" (54—55)

Dann würde der Dichter einzig zu geistlichem Gesange dieses Talent nützen (56—57).

„Hinweg die Sehnsucht, die von Roms Ruinen
10 Wollüstig auf zur Abendsonne sah!
Hinweg den Trotz, der in Prometheus Mienen
Verlachte, was vom Richter ihm geschah!
Hinweg den Stolz, der alle Welt sich dienen
Und huld'gen ließ, und ohne Hephata
15 Der Thorheit Schwindel tausendfach geschildert,
Und schwelgend in der Schwelger Buch gebildert! (58)

Hinweg die Wahl, die dort den Glutverwandten
Sich lüstern zum Verderben überließ,
Verführerisch in allen Christenlanden
20 In's ehebrecherische Feuer blies!
Hinweg den Tand, der jenen Lustentbrannten
Auf eitler Bühne Meister werden hieß,
Sammt jenem Werther, der sein Selbst getödtet,
Und sterbend nicht vor seiner Schmach erröthet! — (59)

25 Selbst die Heiden Pindar und Sophokles suchten „Göttliches im edeln Dichterschwung". (60) Gleich Salomo habe Goethe genossen, was sein Herz begehrte; aber Salomo habe im Alter erkannt: „Ach alles eitel!" und habe himmelan geschaut „mit heißem Dürsten" (61—62).
30 Solchen Durst habe Goethe nie gekannt.

„Gesättigt schienst du immer
Vom eig'nen Mahl und von der Andern Lob.
. . . . (63)

Du bleiche Lippe! quellend einst von Scherzen;
35 Gesenktes Haupt! einst aller Musen Sitz;
Erloschnes Aug' einst feuerhell, wie Kerzen

Von heit'rer Kraft und schöpferischem Witz;
Ihr sankt hinab; wir schau'n mit tiefen Schmerzen
Dieß Kunstgebild zertrümmert, wie vom Blitz . . .
Der drinn gewohnt, gieng schon durch ew'ge Thüren —
Gott Simeons! o mögest du ihn führen! (65) 5

Ein neues gottgeweihtes Leben wünscht der Dichter Goethe (66—67) und empfiehlt ihn der Barmherzigkeit Gottes (68), die wohl auch hier, bei diesem Weltkinde, ein Wunder wirken mag (69). Dann schließt er:

„Was du gefehlt — o sey es tief beklaget! 10
Was herrlich war — es bleib' uns ewig schön!
. . . .

Dann, wenn die Neugeburt der Himmel taget,
Wenn Jesus tritt, zu richten, auf die Höh'n:
Nur Eins ist Noth! durchhallt es dann die Lüfte; 15
Nur Eins ist Noth! Antworten dann die Grüfte! (70)

Ein Lispel weht vom Sterngefilde nieder —
Das ist der Heiligen Triumphgesang;
Davor verwehen alle Sinnenlieder,
Hier feiert nur, wer aus dem Tode drang. 20
Spannt reine Saiten, singet heilig, Brüder! (71)
. . . .

XI. (Görres.)

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ brachte in den Nummern 78—87 des Jahrganges 1835 aus der 25 Feder von J. Görres eine Besprechung des Bettinaschen Buches „Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde“. In einer grandiosen Vision, die aus den Bildern des Alten Testaments ihre Kraft schöpft, wird Goethes Werdegang und erst im Anschluß daran der „Briefwechsel“ darge- 30 stellt. Der Verfasser geht von der biblischen Erzählung von den Kindern Gottes und den Kindern der Menschen aus; die ersteren „haben in verschiedenen Zeiten verschiedene Namen geführt, Prophetenkinder, Seher, als die

gelehrte Sprache aufgekommen, Genien;" die letzteren „aber haben je nach Volk- und Landesart verschiedene Namen angenommen, hören sich aber am liebsten bei dem Gesammtnamen Philister rufen". Goethe sei aus einer
5 Mißheirat hervorgegangen, die einer „von jenseits der Wasser" mit „einer Solchen, die von diesseits stammte, geschlossen". Solche Abkömmlinge beider Häuser „der Sonnen- und der Mondkinder" seien Sonntags-kinder, „die zwar nicht Geister sehen, sonst aber alles
10 Uebrige gar scharf, und Alles um sich her sich aufs Bequemste zu beschicken wissen".

Ein Orakelspruch habe ihm kund gethan, „es sey ihm geordnet durch vorweltliche Fügung, daß er sich niederlasse am Ufer des Wassers, das Diesseits scheidet von
15 Jenseits, und nun, ein tüchtiger Ferge, hinübertrage die Geister und ihr Ideengeräthe vom Hochlande zur Niederung, wenn sie mildgesinnt unter den dortigen segenbringend zu wandeln Raths geworden; dazu würden die Götter seine Schultern mit der nöthigen Stärke aus-
20 rüsten und ihm den Stab zur Stütze anvertrauen . . . Nehme er dann mit Sorgfalt des ihm übertragenen Amtes wahr, dann werde Eine von Oben Einem von Unten ein Fräulein gebären, und das Kind werde, wenn die Zeiten sich erfüllt, am Ufer des Wassers erscheinen
25 und ihn anrufen, daß er es hinübertrage. Er solle dann der Bitte sich nicht versagen, noch auch ermüden unter der Last, die er sich aufgeladen; Alles, was das Kind vornehme, dürfe ihn nicht betreten machen, er müsse vielmehr ringen mit ihm, wie der Dulder Odysseus mit dem
30 Proteus im Meeresgrund, und habe er dann sich alle die Zeit zuvor gehalten nach der Götter Geheiß, dann werde er und Sie desgleichen, und seyen ihm sonst die Sterne günstig, dann werde er Sie sich zur Braut gewinnen . . . Weiter befragt um Namen, Zeit und Ort,
35 erwiderten die Götter: er möge das Kind sich Poesie nennen, sonst aber nicht neugierig forschen nach Dingen, die voraus zu wissen durch die Verhängnisse ihm gewehrt

seyen . . . Obgleich der Göttersprruch den Fragenden nicht ganz befriedigt hatte, ließ er sich doch von ihm bedeuten, und that, wie ihm geheißen worden. „Diesseits des Wassers, wo er sich eine bequeme Anlände ausgemittelt, erbaute er sich Haus und Gehöfte, siedelte dort sich heimisch an, und begann mit großem Eifer, seinem Amte sich zu widmen. Wollte einer der Geister von jenseits die diesseitigen selbst in eigener Person, oder auch nur mit seinen Geschenken besuchen, dann dürfte er nur in die Hände klatschen, gleich, und wäre es Mitternacht gewesen, war der Eifrige zur Stelle, und schaffte auf seinen Schultern alles ihm Anvertraute ohne Gefahr hinüber. Es wurde der Einwohnerschaft rund umher dann wie im Schlafe zugetragen; sie bildete sich ein, sie habe alle die Herrlichkeiten nur geträumt, und dürfe daher, unbeschadet ihres guten Verstandes, an all den schönen Sachen sich ergötzen. Der Bote aber ermüdete nicht, denn bei jedem gegebenen Zeichen hoffte er, das ihm zum voraus angesagte Kind halte jezt am Ufer, und harre seiner, daß er es hinübertrage . . .“ Durch diese Bemühungen hat er den Verdacht der Umwohnenden erregt. Der Reihe nach halten sie ihn für einen Spion, Landesverräter, Seelenverkäufer, Schmuggler und Schwärzer. Da sich nichts von allem nachweisen ließ, beschlossen sie verdrießlich, „lieber gar nicht von ihm zu reden. Sie zogen darum einen Faden um seine Wohnung her, untersagten den Ihrigen, sich jenseits betreten zu lassen und ignorirten ihn nun von ganzem Herzen, in ihrem ganzem Gemüthe und aus allen ihren Kräften.“ „Den Kommenden und Gehenden hatte Poesia, die Dichtkunst, eine Seitenverwandte seines Vaters, liebgewonnen; er hatte sie einst unsichtbar herübergetragen, sie war in seinem Hause eingekehrt, hatte sich dort in gleicher Unsichtbarkeit wohnhaft gemacht, und die heimliche Liebe, die sie zu ihm getragen, war nicht ohne Segen und Frucht geblieben. Er sah das und wußte das, hielt aber dadurch den Ausspruch der Götter nicht erfüllt, die ein Kind, mit Fleisch

und Bein angethan, ihm der Abkunft nach verwandt, vorhergesagt, das immer nicht erscheinen wollte.“ Des Wartens überdrüssig verlegte er sich aufs Grübeln, und in der Meinung, die Götter hätten ihn zum besten ge-
5 habt, beschloß er, „dem Betruge einen Possen zu spielen und, weil über dem langen Warten die Haare ihm ergrauen wollten, unter seinen mütterlichen Verwandten sich eine Frau zu freien und mit ihr ein solides Leben zu verführen. So ging er hinab nach Tamnatha und
10 hielt dort um Frau Prosa an, und führte sie, da sie ihm gewährt worden, mit großer Freude heim. Da aber gab's gewaltigen Streit unter den beiden Frauen. Frau Prosa war gar hoffärtig und breit und vierschrötig, was ihr unter die Fäuste fiel, dem wurde gar übel mitgespielt.
15 Frau Poesia ihrerseits aber war überaus fein und zart, und hätte immer den Kürzeren gezogen in jedem Streit; aber sie konnte sich unsichtbar machen und war dann nirgendwo zu finden für die Grobe. Der Hausherr wollte seinerseits auch der neuen Buhlschaft wegen nicht
20 lassen von der alten Liebe; so blieb die Philisterin wohnen im untern Erdgeschoß und besorgte Küche und Keller; die Zarte aber wohnte oben und nahm mit dem unsterblichen Theile vorlieb. Es wurde also eine Haushaltung wie bei dem Grafen Gleichen und in der Stella,
25 und es ging nicht ab ohne vieles Gezänke der beiden Frauen; aber Eine um die Andere kam in die Wochen und beschenkte ihn mit Nachkommenschaft. Und es zeigte sich, daß des Vaters Doppelnatur sich unter die beiden Linien der Descendenz vertheilt. Frau Poesia empfing
30 und gebar ihm nämlich Gretchen und Clärchen und Mignon mit dem Harfner als Zwillinge, Iphigenia, Mariane, den Werther, Tasso, die Prinzessin, den Götz und andere Viele . . . Aber neben der Rachel sah der Herr auch die triefäugige Lea an und machte sie sehr
35 fruchtbar, und sie gebar ihm die Lotte mit dem Albert, den Weislingen, die natürliche Tochter, den Bürgergeneral, den Cagliostro, Stella, Ferdinand, die Therese, Aurelia,

den Abbé, Jarno, Lothario und viele Andere . . . Und es hatte die besondere Bewandtniß um die beiden Branchen, daß die der schönen Rachel in den Niederlanden alle miteinander nicht recht gedeihen wollten. Der Vater pflegte es daher dem großen Pädagogen Rousseau nachzuthun, indem er wenige Tage nach ihrer Geburt sie unter den Mantel nahm, und bei nächtlicher Weile sie in der Stille über das Wasser trug: diesseits ging dann die Rede aus, sie seyen wegen großer Schwächlichkeit mit Tode abgegangen. Söhne und Töchter der Lea aber gediehen aufs Allerbeste in der dicklich substanziellen Atmosphäre; sie bekommen Kinder und Kindeskinder und waren überall gern gesehn, wo sie sich niederließen. Nur die schöne Seele in dieser Linie war blutstürzig und mußte herüber gebracht werden, um in der besseren Luft zu genesen, was jedoch nicht anschlagen wollte." Danach aber wollte er sich ein Reich gründen und hielt bei allen Kreaturen hienieden Umfrage, ob sie ihm dienen wollten. Das Gestein, das Licht, die Blumen weisen ihn zurück. Als er aber zu den Tieren kommt, da erwiderte der Intermaxillarknochen des Esels in ihrer aller Namen: „nimm mich und was sonst als Kinnbacken mit mir zusammenhängt und gehe mit mir unter die Philister und erobere dir dort ein Reich." Und er ließ sich die Rede nicht zweimal sagen, nahm den Knochen mit Zubehör, ging zu ihnen hinab und gab ihnen das bekannte Festräthsel auf: . . . Er selber war des Räthsels Lösung; aber die Männer von Ascalon wußten nichts von ihm . . . Da fuhr er unter sie und schlug ihrer Tausend und sang dann: „mit dem Kinnbacken des Esels, mit dem Intermaxillarknochen der jungen Eselin habe ich sie gezüchtigt und tausend der Ihrigen geschlagen." Die Erhebung des Kinnbackens heißt fortan der Ort, und eine Quelle frischen Wassers bezeichnet die Stätte der Xenienschlacht . . ." Es war aber damals gerade kaiserlose Zeit im Lande. So wählten ihn die Einwohner zum Ehrenkaiser. Als er eines Tages „unter der Krone auf dem Stuhle" saß, um von den

Regierungsgeschäften auszuruhen, naht sich ihm eine Kaziken-Tochter (Bettina). Die Begegnung wird ähnlich wie im Briefwechsel geschildert, nur mit phantastischem Aufputz, es folgt auch so etwas wie ein Auszug aus dem
5 Buche, nur so exotisch eingekleidet, so wunderlich verzerrt und überzeichnet, daß man immer wieder den Faden aus den Händen gleiten sieht. Schließlich stellt sich heraus, daß jene ältere „Poesie" nicht Bettina, die Goethen Verheißene und Vorbestimmte war . . .

10 Scharf entgegnete Konrad Schwenck im „Phönix" Nr. 4 vom 5. Januar 1836.[1])

„Seine Phantasie hat, genährt mit dem Seltsamen, Wunderbaren und Phantastischen aller Zeiten, sich einen wunderlichen, mit tausend Spitzen und Zacken und Schnörkeln
15 und Thürmchen ausgezierten Tempel der Menschheit ersonnen, auf dessen Zinne der Hohepriester, Segen und Erleuchtung von oben empfangend, segnend und heiligend sitzt. Was nicht laut seine ideale Richtung kund giebt, kann nicht als Baustein zu jenem Tempel dienen und
20 wird verworfen, ohne daß immer sorgfältig untersucht wird, was es werth sei und ob nicht von edler Art . . . Die Kunst schätzt Görres, wie es bei einem so kräftigen Geiste nicht anders seyn kann, aber zu sehr auf seinen Tempelbau gerichtet, soll ihm jede Kunst zum Schmuck
25 desselben dienen, und die, welche in Gottes freier Natur selbständig bleibt, muß in seinem Urtheil jener nachstehen, sollte sie auch, an und für sich betrachtet, die vollkommenere sein . . . Wie natürlich, weit entfernt von der Gemeinheit, Goethe im Koth zu schleifen, erkennt Görres das
30 Erhabene und Göttliche in ihm an, findet aber daneben ein Prosaisches und Philisterhaftes, zu welchem er gleichsam als freiwillig gefallener Engel sich hingewendet, so daß er unter Philistern ein Halbphilister geworden sey... Sein Urtheil ist nämlich auf die von Goethe geschaffenen

35 [1]) Wieder abgedruckt in: Litterarische Charakteristiken und Kritiken von Konrad Schwenck. Frankfurt a. M. 1847. S. 90—97.

Charaktere gegründet, und die, welche eine sogenannte ideale Richtung haben, sind ihm göttlicher Abkunft, die andern gehören dem Lande der Philister an, . . . deßhalb muß man eingestehen, daß Görres das, wogegen er bei Goethe eine Abneigung empfindet, falsch formulirt hat."[1]) 5

Und in der Tat. Noch dem jüngsten Biographen[2]) des „deutschen O'Conell" beweisen Görres' Auslassungen über Goethe „eine eigenartige Verständnislosigkeit für Geschöpfe des Dichters, die solche nicht als an sich selbstherrlich bestehend, sondern immer nur als Dokumentationen 10 der Gesinnung des Producenten faßt, daher ihnen Sympathien und Antipathien des gewöhnlichen Lebens entgegenbringt und hier nur eine idealische und eine verdammenswürdige tellurische Richtung kennt."

* *
*

Unsere Darstellung zeigt Goethe-Gegner der verschieden- 15 sten Art auf, solche die an seinem Genie zweifelten oder zu zweifeln vorgaben: den jämmerlichen Pedanten Spann, den grobkörnigen Rationalisten Spaun, den gesinnungslosen Pamphletisten Glover, den Duckmäuser Pustkuchen, das verlotterte Kraftgenie Grabbe, den deutsch- 20 tümelnden Burschenschafter Menzel — solche die an den Werken seines Alters oder den Übertreibungen seiner Verehrer Anstoß nahmen, im übrigen aber an seiner Größe nicht mäkeln mochten, den kleinlichen Nörgler Müllner, der allezeit im Persönlichen stecken blieb, den 25 staubigen Bücherwurm Schütz, der den Wald vor lauter Bäumen nicht sah; solche, die den ganzen Mann Goethe, den jungen wie den alten, als einen der gewaltigsten geistigen Faktoren der deutschen Kultur anerkannten, aber deshalb gegen ihn sich wandten, weil sie ihn anders, nach 30

---

[1]) Vgl. Wippelt, Augustin. Joseph Görres. Köln 1899. S. 68.

[2]) Schultz Franz. Joseph Görres, Berlin 1902. S. 25 ff.; vgl. u. a. Görres, Gesammelte Schriften IX, 439 u 445; Sepp, Görres und seine Zeitg. Nördl. 1877. Sepp, Görres Berlin 1896.

ihrem eigenen Ideal ungeformt sehen wollten, seinen Einfluß als eine Gefahr für diese ihre Ideale erkannten und überschätzten: Hengstenberg, Knapp, Görres. Dieser letzten Gruppe müssen wir auch Börne zugesellen. Es ist nicht unsere Absicht, den so oft aufgerollten Streitfall Goethe-Börne aufs neue zu erörtern. Alles Wesentliche darüber ist bereits gesagt worden, zuletzt und zusammenfassend von Brandes[1]) und Lublinski.[2])

Der „Peter von Stuttgart“ machte in seinem „unsinnigen Teutonismus“ Goethe geradezu ein Verbrechen aus seiner politischen Unparteilichkeit und aus der Vollendung seiner Kunst. Börne kämpft nicht unter diesem beschränkten Banner Menzels. Er vergeudet nicht wie der Sophist von Stuttgart seine Zeit damit, alle Werke des großen Dichters perfid zu zergliedern, geborgte Gedanken oder Nachahmungen auszustöbern, die geheimen Einflüsse aufzuzeichnen, denen auch der unabhängigste Künstler sich nicht entziehen kann, und dann zum Schluß das Genie abzuleugnen. Jene tief im Herzen bildende Gewalt Goetheschen Wesens und Goethescher Dichtung, welche die Menschenwelt sowohl in der Sphäre ihrer objektiven Allgemeinheit, als in den Tiefen des subjektiven Gemütes und die herrliche Natur mit ihren Gewalten und Erscheinungen umfaßte, hat Börne gefunden und empfunden. Das Genie, das Talent erkannte Börne vor allen andern an, aber er zieht es zur Rechenschaft:

„Ich Dich ehren? Wofür?
Hast Du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast Du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?“

---

[1]) Die Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen. Sechster Band. Leipzig 1891 S. 48–90.

[2]) Litteratur und Gesellschaft im neunzehnten Jahrhundert. Band III. Berlin 1900. Vgl. Mag. f. Lit. XCVI, 497–499, 521–525, 756–762.

In diesen, bezeichnend genug, von Börne selbst zum Motto seiner Kritik des „Goethe'schen Briefwechsels mit einem Kinde" gewählten herrlichen Versen des „Prometheus" ist Börnes Grundgedanke seines Verhältnisses zu Goethe ausgesprochen. René Saint Taillandier[1]) hat mit feinem Verständnisse darauf hingewiesen, wie die Bewunderung im Hintergrund von Börnes Anschuldigungen steht und wie gerade diese Anschuldigungen einen unbegrenzten Glauben an des Poeten Autorität beweisen. Sie sind nicht verleumdende Kritiken, sondern stolze Bittschriften. Börne fordert von Goethe die Aufhebung der Übelstände im Vaterlande, er verlangt von ihm die versprochenen Reformen und liberalen Institutionen. Als Fürst im Reiche der Poesie und Intelligenz ist es Goethe, der für die Souveräne Deutschlands antworten soll. Das Talent der Beschaulichkeit fehlte Börne gänzlich. Ruhige Selbstbildung war nicht sein Ideal. Betätigung, Eingreifen in die Kämpfe des Tages, Mitarbeiten an der Lösung der hundert für ihn drängenden, brennenden Fragen, das verlangte sein ruheloser, erfolggieriger Geist. Goethe aber, der sich nicht dem Strome der Entwickelung entgegenstemmte, schloß sich ab, um nicht die Harmonie seines Inneren zu verlieren. Das stille Schauen in die eigene Brust und in das Gedränge der Welt, — unbeteiligt vom ruhigen Ufer aus — das nannte Goethe wohl das höchste Glück, aber er glaubte nicht, daß die tausend Seelenkräfte in uns verkümmern sollten zu Gunsten eines einzigen Sinnes, der die Brücke zur Überwelt schlägt. Sich selbst nicht verlieren im Gedränge des Tages, aber auch nicht die Fühlung verlieren mit dem Leben der Menschheit, das Beste nicht von der Außenwelt erwarten, aber auch nicht das Gute verschmähen, das sie zu schaffen sich bemüht, das war Goethes Maxime und so ermüdete er nicht mit einer Empfänglichkeit sondergleichen aufzunehmen, was Wissenschaft, Kunst und Leben unaufhörlich zu Tage

[1]) **Revue des deux mondes 15. Fevr. 1849. p. 589 ff.**

brachten und doch sich in sich abzuschließen. Börne vermischte in einer an sich vielleicht „edeln Begeisterung die Begriffe des nationalen Patriotismus und der Idee der Freiheit überhaupt.[1]) Börne erzürnte sich gegen die politisch indifferente Person Goethe und mäkelte mit politischem Wunsche an einigen Figuren Goethescher Erfindung, die an politische Beziehung streiften und darin sich anders verhielten, als Börne für wünschenswert hielt. Menzel packte alsbald den ganzen Autor Goethe mit dessen sechzigjähriger Wirksamkeit, und warf ihn unter Schimpf und Hohn aus dem Tempel der Nation hinaus, erklärend, hier sei nur einiges Darstellungstalent, gemißbraucht gegen die vaterländischen Ideale."[2]) Und in diesem Sinne urteilte auch ein gewiß berufener und unparteiischer Gewährsmann, der Dichter der „Sappho", der Börne bei seinem Pariser Aufenthalte im Jahre 1836 persönlich kennen gelernt hatte. „Bis auf seinen wunderlichen Haß gegen Goethe fanden wir uns recht gut zusammen. Aber auch dieser Haß war nur gegen Goethe's sogenannten Aristokratismus gerichtet. Als eben damals in Deutschland ein neuer Faust erschien, den der Verfasser Börnen zuschickte, zeigte sich in der Indignation über diesen Gegenstand, der hohe Wert, den Börne auf den größten unserer Dichter legte."[3])

Einer der neueren und besten Beurteiler Börnes H. Steinthal[4]) meint, daß kein Bildungsgebiet, keine Form künstlerischen Schaffens Börne fremd gewesen sei. G. Brandes hat hier mit vollem Recht offen widersprochen, „denn jenes Bildungsgebiet, selbst das durch die Kunst als Kunst be=

---

[1]) Vgl. Rosenkranz, Goethe und seine Werke. 2. Auflage Königsberg 1856. S. 22.

[2]) Laube, Geschichte der deutschen Litteratur. Stuttgart. 1840 IV, 191.

[3]) Grillparzers sämtliche Werke. Vierte Ausgabe. Stuttgart 1887. XV, 170ff.

[4]) Westermanns Ill. deutsche Monats=Hefte, L, Nr. 297 S. 305ff.

zeichnet wird, war ihm verschlossen. Mag Börne noch so viel Verständiges und Lehrreiches über Kunstwerke gesagt haben, das Künstlerische in ihnen traf er nie".[1]) Börne war kein philosophischer Kopf. Er betrachtete die Welt, die Menschen und die Dinge von außen; er folgte den Ereignissen und Strömungen nicht zu ihrem Ursprunge, und schickte ihnen nicht seinen Blick voraus. Er ließ sich stets durch das Augenfällige beirren. Kants Ding an sich war ihm eine unbekannte Welt. In der Hegelschen Philosophie vermochte er nur Untiefen zu wittern. „Kunstsinn in der strengsten Bedeutung des Wortes besaß Börne nicht. Er hat es offen zugestanden und es außerdem durch seinen Unwillen gegen die verraten, denen es gleichgültig ist, was der Künstler darstellt und nur wichtig, wie er es darstellt. Künstler und Kunstkenner dieser Art sind ihm von Herzen zuwider." Den anscheinenden Widerspruch in Heines politischen Sympathieen und Tendenzen leitet Brandes daraus ab, daß er Größe und Schönheit gleich sehr wie die Freiheit liebte und die höchste Entwicklung des Menschengeschlechtes nicht auf dem Altar einer unwirklichen Gleichheit und Mittelmäßigkeit opfern wollte, und weist darauf hin, wie der Kampf Börnes gegenüber Heine und — Goethe — in letzter Linie denselben Motiven entspringe, „obgleich er keineswegs seinem unruhigen Zeitgenossen in gleichem Umfange oder in gleicher Weise Unrecht that, wie seinem großen Vorgänger." — „Börnes Prinzipien waren gleichsam Insinuationen, die von der rein bürgerlichen Auffassung der Ereignisse herkommen oder mit einer Meinungsschattierung des Tiersparti, es sei, welche es wolle, irgend im Zusammenhange stehen."[2]) „Daß wir jetzt arbeiten" — sagt er gelegentlich einmal in den „Briefen aus Paris" — „ist nicht mehr Sache des Bürgers, sondern des Schriftstellers ... Was sind wir

---

[1]) Die Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen. 6. Bd. Leipzig. 1891. S. 76.

[2]) Gutzkow, Beiträge zur Geschichte der neuesten Litteratur. Stuttgart. 1836. I, 94.

denn, wenn wir viel sind? Nichts als die Herolde des Volks."
Börne war eben Optimist mit allen seinen Vorzügen, Fehlern und Gebrechen; befangen in einem demokratisch-theistischen Köhlerglauben kannte er nur ein Ziel, wurde
5 er in der Verfolgung dieses einen Zieles immer mehr und mehr einseitig; aber gerade in seiner furchtbaren Einseitigkeit beruht auch seine Stärke. „Börnes ehern-männliche und schroffe Natur stand inmitten der flutenden Bewegungen ... wie ein Fels, der ewig überspült wird.
10 Der Mann des stählernen Willens, der unbekümmert um den Wechsel äußerer Verhältnisse seinen Weg immer gerade fortging, hatte Trotz gegen das Bestehende und war sich seines Zieles nach Freiheit bewußt; dieses Ringen brannte ihm das Herz aus und dieser Patriotismus raste
15 in ihm wie eine Leidenschaft ... „Börnes Verirrungen und Vergällungen erbleichten vor der Hoheit seines gesinnungsvollen Charakters, vor der sittlichen Macht dieser Natur mußte man sich beugen,[1]) so sehr auch Verirrungen vom künstlerischen Standpunkte Verirrungen sind und
20 bleiben.

Mit kurzen Worten: Fragt man sich, was ihm in der Reihe der Goethegegner als eigentümlich zukommt, so kann man beruhigt sagen: Börne war sich, wie oben erwähnt, der Dichtergröße Goethes bewußt, gleich Hengsten-
25 berg, Knapp, Görres, er überschätzte nur gleich ihnen die Macht der ästhetischen Universalmonarchie; er wollte diese Macht im Dienste der politischen Freiheit — wie er sie verstand — verwendet wissen, jene im Dienste des pietistischen Rigorismus. Er war gleich Menzel von dem
30 Gegensatze Goethes zur modernen Welt überzeugt, aber Menzel hat Goethe zum spielerischen Talente herabgewürdigt, Börnes Verehrung des Dichters wuchs mit seinem Hasse gegen den kalten Hofmann. Dort also ein Unter-

---

[1]) Vgl. Klaar, Gedenkrede zur Feier von L. Börnes hundertstem
35 Geburtstag. Prag. 1886. S. 18 ff. Valentin, Rede auf Ludwig Börne. Frankfurt a. M. 1886. S. 15 ff.

schied im Ziel, hier in der Wertschätzung. Gelegentlich hat er wohl auch am Einzelnen gedeutelt, genörgelt — doch das blieb allezeit Episode. Und er war kein Pedant, kein Aufklärer, kein böswilliger Pasquillant, der mit Bewußtsein das ragende Denkmal deutscher Kultur verunehrte, 5 kein augenverdrehender Biedermann, der über das freie schöne Griechentum der Goetheschen Kunst sein Anathema rief; kein schreibfertiger Weisheitskrämer, der seinen Treppenwitz an Goethe übte; er war ein sogenannter ganzer Mann, ein sogenannter freier Denker, der sich 10 niemals im Einzelnen verlor, ein trotz seiner politischen Befangenheit durchaus moderner Mensch; und er haßte Goethe, weil er ihn glühend liebte. Darum dienen ihm die Halben, die Unfreien, die Rückwärtser, die Warm-Kalten als Folie. 15

Eine eigentliche Entwickelung hat Börne niemals durchgemacht — auch nicht in seinem Verhältnis zu Goethe. Sieht man von der ersten Goethestelle — der prosaischen[1]) Erlkönigexegese — ab, so läßt sich die große Anzahl der übrigen — und er hat Goethe oft citiert, viel gelesen 20 und genauer gekannt als viele seiner Enkomiasten — fast ohne Ausnahme auf seine politische Parteistellung zurückführen.

Über diese seine Parteistellung spricht heute bereits die Geschichte — nicht mehr die Tagesleidenschaft ihr 25 Urteil. Wir selbst haben literarische und gesellschaftliche Umwälzungen erlebt, die mit der Welt der zwanziger und dreißiger Jahre viele Ähnlichkeit haben, wir haben Bilderstürmer am Werke gesehen, die nicht minder radikal, nicht minder einseitig vorgingen, wie einst die literarischen 30 und politischen Gegner der Goetheschen Kunstära, wir haben in diesem neu erstandenen Gegensatze zwischen Historie und Politik nicht mehr Mäßigung, nicht mehr geschichtliche Schulung auf beiden Seiten des Schlacht-

[1]) Diese Nüchternheit hat jedoch offenbar 1823 (vgl. S. 120 ff.) 35 bereits einer richtigeren Auffassung Platz gemacht.

feldes gefunden, als in jenem älteren Kampfe: und doch war im zweiten und dritten Decennium jener Gegensatz neu, überraschend, unerhört: er traf auf beiden Seiten unvorbereitete Parteigänger, die neuen Kämpfer hatten 5 vor ihnen die Erfahrung eines halben Jahrhunderts voraus. Beginnt man ihnen gerecht zu werden, so hat Börne gleiches, wenn nicht höheres Anrecht auf Billigkeit und unbefangenes Urteil.

Man hat ihn zum Begründer der Dialektik in der 10 Kunst stempeln wollen, die nicht mehr den Gegenstand, sondern seine momentane Erscheinung inmitten der Bewegung festhält; so wäre er nicht nur für die Literatur, sondern auch für die bildenden Künste ein Pfadfinder geworden. Mag dem wie immer sein: mag man selbst 15 seinen Mangel an Kunstsinn behaupten, weil ihm die Kunst seiner Tage nicht mehr genügte, mag man die enge Beziehung zwischen Tages- und Kunstfragen, die bei ihm entschieden vorschlägt, als Fehler eher denn als Vorzug ansehen, obgleich die Gegenwart wieder ähnliche Wege ein- 20 schlägt und der Selbstzweck der Kunst ein keineswegs unbestrittenes Axiom ist, so viel Gerechtigkeit wird ein makelloses Leben voll selbstloser Hingabe, heroischer Aufopferung für die — vielleicht falsch verstandene — Wahrheit beanspruchen dürfen, daß Börne als Ganzes gefaßt, 25 als Ganzer beurteilt werde, daß man den Gegensatz zwischen Jung und Alt, den prinzipiellen Kampf zweier Generationen nicht in persönliche Einzelheiten auflöse. Mag immerhin gewiß sein, daß man, wie Brandes sagt, über die siedenden und schimmernden Kaskaden von Börnes 30 Prosa die Ausdehnung und Tiefe jenes stillen Oceans niemals vergessen wird, der Goethe heißt; die deutsche Litteratur hat Raum für gar viele und gar verschiedene Individualitäten: um den Einen, Einzigen, Größten scharen sich friedlich die Kleinen, die sich und ihm im Leben 35 feindlich gegenüberstanden, und wenn Goethe ohne gleichen in unserer Literatur dasteht, ohne ebenbürtigen Vorläufer, ohne ebenbürtigen Nachfahrer, so hat der tapfere, heiß-

blütige Börne einen nicht unehrenvollen Stammbaum: Hutten und Lessing, oder besser gesagt, um uns zum Schlusse „klassischer“ Worte zu bedienen:

„Wenn dieser Börne streitet, ist etwas in ihm, was an Lessing erinnert.“ [1]   5

[1]) Grillparzers Sämmtliche Werke. 4. Ausgabe in 16 Bdn. Stuttgart. 1887. XIV, 141.

Motto:

„Was haben Sie auf einmal gegen unsern Börne? Heißt
das auch Menschen und Zeiten, wie ein Denker ansehen, wenn
Sie dieses große, ringende Herz ausschließlich vor das Forum
5 des „Geschmacks“ ziehen? Schreit man geschmackvoll, wenn man
Zahnschmerzen hat? oder wenn man gebärt? oder wenn einem
das Herz bricht? Beurtheilen Sie den Mann aus dem Zustande
der politischen Bildung, der politischen Leidenschaften, oder
Philistereien seiner Zeit, nicht der Ihrigen, zu welcher er am
10 Ende doch auch nicht mit geholfen hat. Haben Sie über Börne
immer so gedacht? Und ist es denkbar, das Orakel der Zwanziger-
jahre in den Vierzigern zu verhöhnen? Ist es denkbar, dem
Adam vorzuwerfen, daß er nicht mit Dampfpflügen und Säe-
maschinen gebaut hat? Um so verdienstlicher, wenn er es mit
15 den Nägeln seiner Finger gethan hat. ... Messen Sie den armen,
jüdischen Publicisten mit dem Maßstabe dieser größten und be-
rühmtesten seiner zeitgenössischen Politiker und er wird Ihnen
noch um manches größer scheinen als alles, was sich damals für
Staatsmann hielt und dafür gehalten wurde.“

20 (Ferd. Kürnberger an S. Engländer 12. Jänner 1866.
„Die Zeit“ XXXIV. Nr. 432 S. 19).

Erklärung der Abkürzungen.

F. A. = Ges. Schriften von L. Börne. Hamb. u. Frankf. 1862.
G. A. = Ges. Schriften von L. Börne. Wien 1868.
G. S. = Ges. Schriften von L. Börne. Hamb. 1829—1834. Bd. 15 Paris 1837. Bd. 16 Stuttg. 1840. Bd. 17 5 Leipzig 1847. Diese Ausgabe ist überall gemeint, wo nicht ein besonderes Citat steht.
K. A. = Ges. Schriften von Ludwig Börne. Hsg. von Alfred Klaar. Leipzig 1899.
M. R. = Moderne Reliquien von Arthur Müller. Bd 2. 10 Berlin 1845.
N. A. = Ges. Schriften von L. Börne. Nürnberg 1880.
N. S. = Nachgelassene Schriften von L. Börne. Mannheim 1844—1850.
R. A. = Ges. Schriften von L. Börne. Rybnik 1884. 15

Montag am 12. Januar 1818.[1])

Sie forderten mich gestern Abend auf, Ihnen meine Ansicht über Göthe's Erlkönig zu sagen. Ich konnte nicht sogleich darauf eingehen . . . dafür antworte ich 5 Ihnen heute. Vielleicht werden in nachfolgender Be=

---

[1]) Wie Herr **Dr.** Gottlieb Schnapper=Arndt, der Besitzer des handschriftlichen Nachlasses, so gütig ist mir mitzuteilen, stehen im Börneschen Manuskripte nur die Daten „Sonntag am 11. Januar, Montag am 12. Januar, Dienstag am 13. Januar, Dienstag 10 (sic!) am 15. Januar, Freitag am 16. Januar, immer ohne Jahreszahl, das Datum „1817" unter dem Text ist von den Herausgebern gesetzt. „Es ergiebt sich aus dem Ms., daß die Herausgeber eine Zeitlang geschwankt haben müssen, ob das Ms. aus dem Jahre 1817 oder 1818 stamme, denn auf dem Umschlag 15 steht mit Bleistift in einer Handschrift, die sicher nicht die Börnes ist: 1817—18. (Die Schrift ist ziemlich undeutlich, scheint aber eher von Frau Straus als von Herrn Straus herzurühren.) Man entschied sich also im Druck für 1817, traf aber damit nicht das Richtige, wie sich daraus ergiebt, daß in der (ungedruckten) 20 Stelle vom 16. Januar vor „Der Spott" (N. S. II S. 266) von der am Abend dieses Tages stattfindenden Aufführung der Oper „Tancred" die Rede ist. Nun ward aber „Tancred" in Frankfurt nicht am 16. Januar 1817 sondern am 16. Januar 1818 und überhaupt in Frankfurt zum erstenmale am 14. September 1817 25 aufgeführt . . . Der Text (S. 245—255) ist wortgetreu aus dem Manuskripte abgedruckt bis auf folgende zwei Weglassungen: S. 245 9. Z. v. o. steht nach „darauf eingehen" statt der Punkte . . . .: „Da es nahezu 10 Uhr, wo ich Sie verlassen wollte, weil ich mäßig seyn muß im Genusse ihrer Liebenswürdigkeit um mich 30 nicht zu verwöhnen und karg mit meiner eigenen um so gut ich es vermag, mit ihr auszureichen"; S. 254, Z. 12 v. o. nach „nicht" und vor „daß" noch die Worte „liebe Freundin"; S. 251, Z. 9 v. o. steht „N." auch im Ms., der Name ist also auch hier nicht ausgeschrieben."

trachtung einige etwas nüchterne Zergliederungen des Gedichts vorkommen; dann, liebe Freundin, sehen Sie mir dieselben nach, sie könnten unvermeidlich gewesen sein. Freilich wird manches Kunstwerk durch ein solches Zerschneiden mit dem Untersuchungsmesser, leblos gemacht, 5
und die Wißbegierde wird zur Mörderin der Empfindung. Allein, so ist der Mensch; um zu erfahren worin seine Freude besteht, opfert er froh und willig die Hälfte dieser Freude auf.

In den Sammlungen der Göthe'schen Gedichte bilden 10
Balladen und Romanzen eine gemeinschaftliche und eigene Abtheilung, unter welcher der Erlkönig aufgenommen ist. Durch die Nachbarschaft und das vertrauliche Zusammenleben dieser beiden Dichtungsarten spricht sich ihre nahe Verwandtschaft genugsam aus. Aber welcher derselben 15
der Erlkönig zugehöre, wage ich nicht zu bestimmen, ja ich möchte behaupten, daß dieses Gedicht als Romanze oder als Ballade angenommen werden könne, je nachdem es aufgefaßt wird. Nehmlich, der Erlkönig und das Kind, als Naturverhängniß und dessen Opfer, können auf zwei 20
verschiedene Weise mit einander in Verbindung gesetzt werden. Entweder, es wird des Kindes Tod, als ein geschichtlicher Vorfall und als das Ursprüngliche gesetzt, wobei die Phantasie des Dichters, einen Volkswahn benutzend, dieses plötzliche Sterben aus der Geistereinwirkung 25
eines Erlkönigs erklärt, oder man läßt den lauernden Erlkönig, der dem vorbeireitenden Vater sein Kind ablockt, zuerst auftreten. Auf die letztere Art gedacht, wäre diese Dichtung eine Ballade, auf die andere Weise aufgefaßt, eine Romanze. Ich will die eine und die andere Aus- 30
legung versuchen, und Ihrem Urtheile die Wahl der bessern oder die Verwerfung beider überlassen.

Gemäß der erstern Ansicht schafft die Phantasie erst nach dem Tode des Kindes sich die Art seines Hinscheidens, um sich dieses zu erklären, und zu entdüstern, und dafür 35
spricht die Entstehungsart jedes Aberglaubens, der nicht etwa auf irgend ein übersinnliches geistiges Walten, ein

Ereigniß der Sinnenwelt, als dessen Wirkung folgen läßt, sondern einer ungewöhnlichen überraschenden Naturbegebenheit, jenen geistigen Einfluß als ihre Ursache vordichtet. Man wird zu dieser Ansicht von der ersten
5 Strophe des Erlkönigs hingeführt. Dort heißt es vom reitenden Vater

„Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
„Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm."

Würde, nachdem der Vater zu Hause angelangt war,
10 und sein Kind todt aus dem Mantel gewickelt hatte, der etwa zu Hülfe gerufene Arzt wohl anders geurtheilt haben, als daß der Vater beim schnellen Reiten, ängstlich besorgt, daß der Knabe vom Pferde stürzen oder in der windigen Nacht frieren möge, ihn zu dicht eingehüllt, zu fest in
15 seine Arme geschlossen, und so die Vaterliebe allein ihn todt gedrückt habe? Allein der erkrankten Einbildungskraft der trostlosen Mutter genügt die kalte verständige Erklärung des Wundarztes nicht; ihr schaudert vor dem Bilde des zerquetschten Lebens, und sie schafft sich um
20 ihren Schmerz zu mildern einen näschigen Geist, dem nach ihrem schönen Knaben gelüstet, und der ihm durch den Zuruf die Seele sanft ausgeschlürft habe.

Man könnte bei dieser Art den Erlkönig zu erklären, beharren, wenn ihr nicht die letzte Strophe des Gedichtes
25 entgegen stünde. Diese Strophe schließt mit den Worten:

„Dem Vater grausets, er reitet geschwind."

Also hat der Vater selbst den Geistereinfluß des Erlkönigs an dem Entsetzen des Kindes grausend wahrgenommen, noch ehe dessen Tod seinen Blick getrübt und verwirrt
30 und sein Urtheil zu düsterer Ahndung herabgestimmt hatte; also hat die Volkspoesie nicht dem Tode die Todesursache, sondern der Raubgierde des Erlkönigs das Sterben des Kindes als Wirkung angedichtet. Wir können daher auf dem angetretenen Wege dem Sinne des Gedichtes

näher zu kommen, nicht weiter gehen, und müssen zu der anderen Erklärungsart unsere Zuflucht nehmen. Nehmlich die Auslegung ist so zu machen: der Erlkönig war es wirklich der das Kind getödtet. Es kannte ihn aus den Erzählungen seiner Amme, erinnerte sich seiner bei der nächtlichen Reise, glaubte ihn zu sehen und zu hören, und starb an der Furcht vor ihm.

Wie der Volksaberglaube den Erlkönig entstehen läßt, und wie er ihn sich ausbildet, ist mir unbekannt; auch habe ich keine Gelegenheit gefunden mich darüber zu unterrichten. Allein wahrscheinlich ist die Erle, des Königs Mutter. Dieser Baum wächst häufig in sumpfigen Boden, und wird an Bächen gepflanzt. Er pflegt gleich den Weiden oft gestutzt zu werden, und dann sieht er breit und stattlich aus wie ein König Dagobert, und erscheint mit einer Krone auf dem Kopfe. Wohl manches Kind aus dem Dorfe mochte in dem Erlenbache den Tod gefunden haben, und welche Mutter bettete die Leiche ihres Kindes nicht lieber in einer glänzenden Königshalle, als in der feuchten Wohnung der Fische?

Der lüsterne Erlkönig harrt auf ein Opfer, und erlauscht den mit seinem Kinde vorbeireitenden Vater,

„Es scheinen die alten Weiden so grau"

es mag also die Straße die zum Hofe führt nah am Bache vorüberziehen. Er will das Kind an den schlüpfrigen Rand des Baches rufen, um es in sein Wellennetz zu fangen, und er weiß recht gut, wie man Kinder lockt,

„Manch bunte Blumen sind an dem Strand."

lispert er ihm zu.

Meine Freundin hat mir die Ansicht des Herrn N. über dieses Göthe'sche Gedicht mitgetheilt. Sie sagte mir, daß er der Meinung sei: der Volksaberglaube schaffe sich einen wirklichen Erlkönig, der körperlich bestünde, und auch außer der Phantasie des Gläubigen noch dasei.

Allein wenn dieses wäre, warum bedarf der Erlkönig einer zauberischen Geistereinwirkung, um die Seele des Kindes zu holen, warum entreißt er es nicht ganz wie es leibt und lebt den Armen seines Vaters? Er thut
5 es nicht, denn er hat keine körperliche Gewalt, die mechanisch wirken kann, und ließ man ihn so thun, dann würde dieses schöne Spiel der Phantasie zum gemeinen Räuberspuck herabsinken. Der Mensch schauert vor keiner Uebermacht, und wäre sie noch so groß, so lange er sie
10 messen und greifen kann; nur die verborgene Gewalt, welche ihm meuchelmörderisch auflauert, ihm heimlich Gift mischt, und der er nicht zu entrinnen vermag, die ist es, welche ihn mit Geistergrauen erfüllt, und in welcher er bebend die Oberherrschaft des Himmels oder der
15 Hölle erkennt. Dem Erlkönig einen Körper geben, sagen Sie selbst, heißt dieses nicht der Dichtung ihren Geist nehmen?

Ob dieses Gedicht so große Schönheiten enthalte als wohl behauptet worden, darüber will ich mit Keines Ge-
20 fühle streiten oder rechten. Doch mich sprach es nicht am stärksten an. Nur der einzige Vers:

„Er hält in Armen das ächzende Kind.“

hat mich ergriffen, weil er zugleich malt und singt, und das Auge wie das Ohr rührt.

25 Doch will ich es ohne Schüchternheit erklären, was für mein Gefühl das ganze Gedicht verdirbt, und allen seinen Wohlklang zerstört. Es sind des Kindes letzte Worte:

„Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
„Erlkönig hat mir ein Leids gethan!“

30 Wie käme das Kind zu dem Gefühle, daß ihm der Erlkönig ein Leid anthun wolle? Es ist ja darum nur gestorben, weil es den Schmeichelworten des lockenden Geistes, der ihm frohe Spiele und Geschenke versprach, glaubte und folgte. Hätte es Mißtrauen gehabt und eine

Uebelthat von ihm erwartet, denn wäre es ihm nicht zugesprungen, und wäre nicht in seinen Tod gegangen. Freilich läßt der Dichter dem Kinde Zwang anthun, und den Erlkönig sagen:

„Und bist du nicht willig, so brauche ich Gewalt.“ 5

Aber eben hierin scheint mir diese Dichtung mißgestaltet. — In der, gleich auf den Erlkönig folgenden Romanze: Der Fischer, wird eine ähnliche Dichtung Göthe's reiner ausgebildet. Der Fischer folgt froh und willig den Lockungen des Wasserweibes, und stürzt sich in die Fluthen 10 hinab; nicht der Unglückliche selbst, nur der Zuschauer weiß es, daß ihn eine tückische Macht in das Verderben geführt hat.

So steht auch dem sterbenden Kinde, nach Empfange der tödtlichen Berührung das besonnene Urtheil nicht wohl 15 an, daß der Erlkönig ihm dieses Leid zugefügt habe. Nicht das Kind selbst, nur der erzählende Dichter, hätte den Mörder kennen und anklagen dürfen.

Endlich, welches Lob auch übrigens, dieses Gedicht anzusprechen habe, so glauben Sie darum nicht, daß hier- 20 durch dem Dichter ein großes Verdienst zuwachse. Die meisten dieser Balladen und Romanzen sind altdeutsche oder schottische und englische Volkslieder, deren Bearbeiter sich keinen andern Dank, als den für die Uebersetzung in die Muttersprache oder in die Schreibart der jetzigen Zeit 25 erwerben können.

Ich vergaß etwas. Es will mir nicht behagen, daß der Erlkönig von Mutter und Töchtern spricht. Dieses macht ihn gar zu menschlich und raubt ihm viel von seiner Geisterwürde denn nichts das geboren ist heilig, und 30 nichts scheint erhaben, dessen Ursprung wir sehen. Wenn man seine Erlkönigliche Majestät von seiner Familie reden hört, muß man sich unter ihm einen Mann in den besten Jahren denken, da er schon Töchter und noch seine Mutter hat.

N. S. II., 245—255 35

Frankfurt am Mayn, den 10. Mai 1818.

Darf der reiche Mann den armen zurückweisen, der ihn um eine milde Gabe bittet, und wird der Verfasser dieser Blätter, eine Mittheilung für die angekündigte Zeitschrift [1]), 5 die ihn und seine Leser aufmuntere, vergebens erwarten? Gewiß nicht. Dr. Börne. Goethe-Jahrb. XIX., 98.

---

[1]) Goethe notirt im Tagebuch VI, S. 209, 16. Mai: „Ankündigung des Dr. Börne in Frankfurt", begnügte sich aber mit 10 dieser Erwähnung, ohne sonst auf diese in seltsamem Tone vorgetragene Aufforderung zur Mitarbeiterschaft an Börnes „Wage, Zeitschrift für Bürgerleben, Wissenschaft und Kunst." (Frankfurt u. Stuttgart 1819—1821) zurückzukommen. In den Gesprächen und wie Geiger (Göthe-Jahrbuch XIX, 98) versichert, in Goethes 15 Werken überhaupt wird der Name Börnes niemals genannt. „Vielleicht bezieht sich Goethes Tagebuchnotiz (1819, August 10) „Aufsätze aus Zeitschwingen copirt" auf Börne, der nach Pfeilschichter (vgl. Geiger Aus Alt-Weimar Berlin 1897 S. 314) diese Zeitschrift und zwar seit Mai 1819 [d. h. Nr. 53, 3. Juli 1819 20 — Nr. 81, 9. October 1819] herausgab. „Über den Zweck dieses Copirens wissen wir nichts." Von den Mittheilungen, die über diesen „geistreichen sehr verschiedenartig beurtheilten Schriftsteller", Goethe zugingen, verdienen vielleicht zwei an dieser Stelle besondere Erwähnung. Unter „Köln, den 10. November 1827" 25 schreibt Adele Schopenhauer an Goethe: „Ottilie wird Ihnen mitgetheilt haben, daß ich lange bei Frankfurt in Rödelheim lebte und dort in einer Art Pension war, mit noch sechs Familien, die mit Kind und Kegel bei einem Doctor Hoffmann Wohnung und Kost fanden. Der mir von Herrn Desvoeux geschenkte 30 Tasso machte Aufsehen und erregte bei denen, die ihn sahen, warme Theilnahme. Die engl. Sprache breitet sich auch dort sehr aus und bald wird man fast keine andere Litteratur anerkennen, als die neuere englische. Vielleicht weckte das meinen Eigensinn, oder mein deutsches Herz, ich fand einen deutschen mir 35 fremden Schriftsteller aus, der mir gar wohlgefiel, es war Börne. Er lebt in Frankfurt, hat ein Journal Die Waage allein geschrieben und herausgegeben. Seine Sachen sind humoristisch oder tiefleidenschaftlich, so soll er selbst sein und dieses ist vielleicht die Ursache, warum er nie ein größeres Werk geschrieben 40 hat." (Goethe-Jahrbuch XIX, 61—62.) Schroff abweisend klingt der Bericht Zelters an Goethe vom 3. Dezemb. 1831. „Was einem alles durchs Haus läuft! So habe ich Ludwig Börnes Briefe aus Paris v. J. 1830—1831 eben gelesen. Dieser ehrliche Ochs ist aus dem Schlachthause mit einem verfehlten Schlage am Kopfe

[Frankfurt a. M., Juli 1818.]

Ich habe neulich einen Brief von Göthe an einen Maler gelesen, worin über ein gewisses Kunstwerk verständige und sinnige Worte gesagt waren. In dem Schreiben kam Ew. Wohlgeboren vor. Es war wunderlich zu lesen, an einem solchen Orte und von einem solchen Manne. Wir geringen Leute, wir müssen freilich Alles folgsam mitmachen und dürfen es nicht wagen, störend in die Gebräuche der Menschen einzugreifen. Aber wenn ich Göthe wäre, ich duldete es nicht und ließe mir ebenso angelegen seyn, eine abgeschmackte Sitte außer Gang zu bringen, als es mir wäre, irgend eine Kunstansicht geltend zu machen.

G. S. XVI., 81—82.

Mainz, Samstag den 11. September 1819
Abends 8 Uhr.

. . . ich las in Göthe's Alterthümer am Rhein . . . . .
. . . .

Zwischen Höchst und Mainz, las ich in Göthe's schon erwähntem Buche, ein Kapitel: „Herbsttage am Rhein". Behagt mir nicht! Seine Bilder kalt wie Marmor, seine Empfindung nur künstlerisch, so vornehm lächelnd, so herablassend zu den Gefühlen unserer niederen Brust! Ich habe ihn nie leiden können. In seinem Werther hat er sich ausgeliebt, abgebrannt, zum Bettler geschrieben.

N. S. I., 4—5.

---

entlaufen, oder es ist der zweyte Dr. Panglos, von einem Pfuscher von Scharfrichter schlecht gehängt, denn er hat den Strick noch am Halse. Das allerlustigste ist sein Zeter über die Beschränktheit der Presse, indem er, mir nichts dir nichts, alle sinnigen Kaiser und Fürstendiener, und mit ihnen auch Dich namentlich absetzt und mit orientalischer Naivetät (denn er ist ein Jude) ihre Stelle und ihre Macht fordert." (Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Hsgbn. v. F. W. Riemer. Berlin. 1834. Bd. VI, S. 346–347.)

[Bonn], Am 18. [September 1819] Samstag Morgen.

. . . Der Professor [der Malerakademie in München] erfreute mich mit der Äußerung, daß Göthe in seinem „Kunst und Alterthum am Main“, gezeigt habe, wie er von der Sache wenig verstehe. Sammlungen und einzelne Gemälde ganz ohne Werth habe er aus Unkenntniß oder aus Artigkeit gegen deren ihm befreundeten Besitzer, angepriesen. Ich liebe diesen Mann nicht und höre ihn gern tadeln. Er ist der Sänger des Fruchtbringenden, aber darum auch des Alltäglichen und überall Sichtbaren, für Jeden der Augen hat. Er giebt uns Brod, freilich gesundes ausgebackenes Brod, aber ich will Kuchen haben. Er erhebt mich nicht, er führt mich nur in der Breite weiter. Doctor Clemens, in seiner an Göthe's Geburtstag im Museum gehaltenen Rede, die ich gedruckt mit auf die Reise genommen, hat dieses, obzwar anpreisend, ziemlich gut auseinander gesetzt. Er nennt ihn den Dichter der Wahrheit. Jünglingen und Weibern sagte er nicht zu. Allein wer anders als solche, sind die Urtheilssprecher des Dichters! N. S. I., 31—32.

Bonn, Montag den 20. September 1819.

. . . In Coblenz erzählte Görres bei Tische, Göthe habe gesagt, Gott habe dem Menschen Nüsse gegeben, aber er knackt sie nicht auf . . . N. S. I., 38.

1820.

„Wer sich der Einsamkeit ergibt,
Ach, der ist bald allein;
Ein Jeder lebt, ein Jeder liebt,
Und läßt ihn seiner Pein.“

Ja den Harfner fassen sie deutlich; denn erst, wenn man wahnsinnig geworden ist und sich den Bart wachsen läßt, kommen sie herbei und sperren uns ins Tollhaus, nicht den Unglücklichen zu heilen, nein, zu ihrer eigenen Sicherheit. G. S. XVI., 201.

[Frankfurt a. M., den 18. März 1820.]

Wenn man den Werther, selbst auf's herrlichste dramatisirt, gepudert und in gelben Beinkleidern, heute auf die Bühne bringen wollte, würde dieses nicht den ganzen Eindruck zerstören? G. S. II., 20.

[April 1820.]

Der Verfasser[1]) stellt sich als Redner und Rechtsgelehrter, seinen großen Landsleuten, Göthe, Klinger, Feuerbach, Savigny, Kirchner und übrigen, würdig an die Seite, ja er vereinigt alle Geistesgaben, die Göthe Voltairen zuspricht: Tiefe, Genie, Anschauung, Erhabenheit, Naturell, Talent, Verdienst, Adel, Geist, schöner Geist, guter Geist, Gefühl, Sensibilität, Geschmack, guter Geschmack, Verstand, Richtigkeit, Schickliches, Ton, guter Ton, Hofton, Mannichfaltigkeit, Fülle, Reichthum, Fruchtbarkeit, Wärme, Magie, Anmuth, Grazien, Gefälligkeit, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Feinheit, Brillantes, Saillantes, Patillantes, Picantes, Delikates, Ingenioses, Styl, Harmonie, Reinheit, Korrektion, Eleganz, Vollendung.[2])

Literarisches Wochenblatt. V. (1820), 284.

Frankfurt, den 1. Juni 1820.

. . . Es war spät gegen acht Uhr, da ich mich überschiffen ließ, um den Rochusberg zu besteigen. Die Kapelle war verschlossen, nur jeden Freitag wird sie geöffnet. Es that mir leid, das Bild nicht sehen zu können, das Göthe 1814 dahin geschenkt hat. Damals wurde die Kapelle, nachdem während des französischen Besitzes, die Wallfahrten dahin lange unterbrochen waren, von neuem eingeweiht. Mehr als zehentausend Menschen nahmen an dem Feste Theil, welchem Göthe selbst beiwohnte, und das er in seinen Heften vom Rhein gut genug beschrieben hat . . .

N. S. I., 148—149.

---

[1]) [der Schrift „Gedanken über die Verhältnisse der hiesigen Judenschaft". — Ignatz M. Goll.]

[2]) Vgl. Ztschr. f. d. Gesch. d. Juden in Deutschl. Herausg. v. L. Geiger II., 391—393.

[Frankfurt a. M., den 17. Juni 1820.]

Ist denn wirklich die Frankfurte Menge ein ewiges Kind, das nie des süßen Breies entwöhnt wird? Hat es keine Zähne für Fleisch und Brod, ist sein Kopf für Wein
5 noch nicht stark genug? Gibt es keinen Othello, keinen Lear, keinen Julius Cäsar, keinen Macbeth, keinen Romeo und Julie, keinen Wallenstein, keinen Egmont, keinen Götz von Berlichingen, keinen Ingurd, keine Donna Diana, keine Minna von Barnhelm?

10 St. A. I., 156—157.

[Frankfurt a. M. den 21. Juni 1820.]

„Bei der größten Wahrheitsliebe kommt derjenige, der vom Absurden Rechenschaft geben soll, immer in's Gedränge: er will einen Begriff davon überliefern, und so macht er
15 es schon zu etwas, da es eigentlich ein Nichts ist, welches für etwas gehalten seyn will. Und so muß ich noch eine andere allgemeine Reflexion vorausschicken, daß weder das Abgeschmackteste, noch das Vortrefflichste ganz unmittelbar aus einem Menschen, aus einer Zeit hervorspringe, daß
20 man vielmehr mit einiger Aufmerksamkeit eine Stammtafel der Herkunft nachweisen könne." Mit diesen Worten beginnt Göthe in seiner italienischen Reise, die Beschreibung der tollen Land- Garten- Haus- und Kunstwirthschaft, die der Prinz Pallagonia, auf seinen Besitzungen bei
25 Palermo treibt. Durch die Anführung dieser Rede sichere ich den einen oder den andern Vortheil. Meinen eigenen — sollte es mir nicht gelingen, den Tadel, den ich gegen das Bild auszusprechen gedenke, fest zu begründen; den des Dichters — sollte es mir gelingen.

30 G. S. II., 132—133.

[Frankfurt a. M., August 1820.]

Nur allein die Liebe, die ihm [Hoffmann] mangelt, kann dem Verfasser des Kater Murr, Verzeihung gewähren, selbst für diesen Mangel, und wir endigen besänftigt und

besänftigend mit den Worten, die Faust seiner den Unhold ahnenden Margaretha sagt:

Es muß auch solche Käuze geben.

G. S. VII., 112.

Stuttgart, den 15. November 1820. 5

...Im Ernste, liebe Freundin, ich will Ihnen nicht schmeicheln, aber Ihr ganzer Brief ist herrlich geschrieben. Schon in der Orthographie herrscht eine Vollendung, wie sie nur allein Göthe besitzt...

N. S. I., 190—191.

Frankfurt a. M. den 6. Dezember 1820. 10

So können es die Deutschen zu keinem Style bringen, weil sie einzeln stehen. Wohl bliebe es Jedem frei, die Eigenthümlichkeit seines Geistes auszuprägen mit dem Stempel seines Styls, aber die Deutschen sind zu furchtsam, sie wagen es nicht, einen Styl zu haben, sie halten 15 dies für eine strafbare Falschmünzerei. Ihre Ängstlichkeit verräth sich gleich darin, daß sie in der didaktischen Rede Wir sagen statt Ich. Die Wenigen, die sich durch ihren Muth auszeichnen, haben nun freilich einen Styl, obzwar keinen musterhaften (classischen). Dieses Wort in dem einen 20 oder dem andern Sinne genommen, als Ausdruck des Werthes, und als den des Preises der Gedanken kann man sagen, daß es Schriftsteller gibt, die einen guten Styl haben, aber keinen Styl (wie Göthe) und andere, die einen Styl haben, aber keinen guten (wie Jean Paul). 25

G. S. XVI., 331—332.

Frankfurt a. M. den 4. Januar 1821.

Frankfurt, das muß man rühmen, verzärtelt seine Kinder nicht. Unseres Göthes Egmont und Götz sind nie über unsere Bühne gegangen — nie! und sind uns so 30 fremd, als es die Sakontala des Kalidas war, ehe Forster sie in's Vaterland verpflanzt.

G. S. XVI., 342—343.

Frankfurt a. M. den 6. Februar 1821.

Vergleicht man diese [Frankfurter] Uebersicht mit dem neuesten Schauspiel-Verzeichnisse der uns nahen Darmstädter Bühne (in Lembert's Taschenbuch für Schauspieler 5 auf das Jahr 1821 mitgetheilt), so muß man den Kopf schütteln und sich verwundern. Dort werden wöchentlich nur zweimal recitirende Schauspiele gegeben, und Hof und Stadt wenden, wie bekannt, ihre Neigung und Sorgfalt mehr der Oper zu. Und dennoch bringen sie, außer 10 den wenigen guten Stücken, die wir mit ihnen gemein haben, Mahomet, Merope, Götz von Berlichingen, Torquato Tasso, Phädra, den Wallenstein, das Leben ein Traum, Minna von Barnhelm und Julius Cäsar zur Aufführung.

G. S. XVI., 350.

15 10. März 1821.

„... Ich glaube, es müßte sehr interessant sein, den Maßstab der neueren Zeit an die Werke der älteren zu legen. Wie wäre jetzt Wilhelm Meister, Titan, la pucelle, die Heloise, Lessings Dramaturgie zu beurtheilen? Man 20 müßte diese Werke besprechen als wären sie erst erschienen.

(Allgem. Zeitung. Beilage Nr. 156. 8. Juli 1890; Prölß, Das junge Deutschland, Stuttgart 1892, S. 98.)

Stuttgart, den 25. August 1821.

— Die Wanderjahre habe ich zu Ende gelesen. Das 25 Buch ist besser als Sie meinen, und ich werde mich jetzt daran machen, es zu recensiren. Auch da ist es vortrefflich, wo es, wie im ganzen zweiten Theile, nicht mehr von Göthe spricht, und man durch die geistreiche Bosheit des Verfassers nicht mehr verblendet werden kann. Ich habe 30 über Kunst und Lebenskunst nie schönere Sachen gelesetn Der Verfasser war noch großmüthig gegen Göthe, er häte. ihn vernichten können, wenn er gewollt hätte. Er hat nur das Rappier gebraucht, statt des Schwerts.

N. S. I., 203—204.

Stuttgart, den 26. August 1821.

... Die Huber hat gewaltig losgezogen gegen die Wanderjahre, ich aber war mäuschenstill, ich liebe das mündliche Widersprechen nicht. N. S. I., 211.

Stuttgart, den 3. September 1821. 5

... Gegen Göthe wird [in der „Wage"] bei Gelegenheit der Wanderjahre losgezogen.

N. S. I., 214.

[Frankfurt a. M. den 11. September 1821.]

Das Recht zu meistern, ist kein Meisterecht. Ob 10 Göthe ein Werk beurtheilt, oder ein literarischer Lehrjunge, das ist alles eins, es kömmt darauf an, wie sie beurtheilen.

St. A. I., 87.

[Frankfurt a. M. den 11. September 1821.]

Herr v. Voß gibt nicht undeutlich zu verstehen, er 15 werde sich todtschießen, wenn man grausamer Weise sein Lustspiel nicht vortrefflich findet. Er gibt, zwei schreckende Beispiele von Selbstmördern, des J***, der sich entleibt, weil man seine Andromache ungünstig aufgenommen, und des H. v. K., der es gethan, weil man seinem Stücke die 20 Aufführung versagte. So würde also Thalia zur zweiten und Melpomene zur dritten Lotte, die zweite, dritte, zehnte hunderste von Werthern machen; denn die Muse, diese ewig blühende Nina, wird noch gar vielen Männern unglückliche Liebe einflößen. Welche herrliche Saat zum 25 schönsten Futter, um Romane zu mästen! Pulver auf die Pfanne — Hahn gespannt — losgedrückt! Ein Göthescher Roman ist sein Menschenleben werth.

St. A. I., 89.

Stuttgart, den 14. September 1821. 30

. . . Vor einigen Tagen lernte ich einen gewissen Weisser kennen, einen bekannten Dichter. Wir sprachen von Göthe

und den falschen Wanderjahren. Er nickte mir Beifall zu und war sehr aufmerksam. Ich, geschmeichelt, gerathe in Feuer und rede eine ganze halbe Stunde über und gegen Göthe. Er gab mir in allem Recht. Endlich merke ich, 5 daß er stocktaub ist, er hatte mich kein Wort verstanden. —

N. S. I., 231—232.

München, den 25. Oktober 1821.

. . . In dem Tagebuche findet sich manches Gute, aber die Geschichte vom Erlkönig hat mir Langeweile 10 gemacht. N. S. I., 296.

München, den 19. November 1821.

. . . Nächstens wird Göthe's Tasso aufgeführt. Da will ich mich recht con amore oder eigentlich con odio darüber her machen. Da ist der ganze Göthe darin mit aller 15 seiner Größe und aller seiner Niedrigkeit. Vielleicht läßt sich dabei schicklich anknüpfen, was ich über die falschen Wanderjahre zu sagen finde.

N. S. I., 339—340.

München, den 25. November 1821.

20 . . . Der größte deutsche Dichter ist seines Volks, wie das deutsche Volk seines größten Dichters würdig. Sie wissen, ich achte Göthe wenig, ich liebe ihn gar nicht, aber doch empört mich die Art, wie sich Deutschland rücksichtlich seines Denkmals beträgt. Welch ein beleidigendes 25 und schmutziges Hin- und Hersprechen, ob man ihm ein Denkmal setzen oder nicht solle. Da hat ein gewisser Carové, der noch dazu jung, der noch dazu ein deutscher Volksnarr ist, der noch dazu auf der Wartburg gepredigt hat, — vorgeschlagen, man solle, Göthe zu ehren, ihm 30 nicht ein steinernes Denkmal setzen, sondern für die deutsche Armuth eine wohlfeile Ausgabe seiner Schriften veranstalten. Und Herr Göthe, was ist das für ein Mensch! Welcher Hochmuth, welche Hoffahrth! Jetzt läßt er alle

seine Handzeichnungen, wie sie jeder aus seiner Jugend aufzuweisen hat, im Kupferstiche erscheinen. Der verkauft noch seine Windeln Spannenweise! Pfui! . . .

N. S. II., 2—3.

1821. 5

. . . von großer und oft angenehmer Wichtigkeit sind die sinnverstellenden Druckfehler, und auf diesen typographischen Maskenbällen begeben sich die artigsten Verwechselungen. Z. B. Kuchenfreund statt Tugendfreund, Mädchen statt Mährchen, und dergleichen anderen, wie sie 10 Göthe in einer Abhandlung über „Hör-, Schreib- und Druckfehler" (Kunst und Alterthum, 2. Bandes 2. Heft) herzählt. Dort sagt Göthe: „. . . Ist man nun beim Lesen wissenschaftlicher Bücher nicht schon mit der Sache bekannt, so wird man von Zeit zu Zeit anstoßen und sich kaum 15 zu helfen wissen, wenn man nicht eine divinatorische Gegenwart des Geistes lebendig erhält, sich den Verfasser als einen verständigen Mann gegenüber denkt, der nichts Ungereimtes sagen will, noch darf. Aber ist man denn einer solchen Anstrengung fähig? Und wer ist es immer? 20 Da nun die werthe deutsche Nation, die sich mancher Vorzüge zu rühmen hat, in diesem Punkte leider allen übrigen nachsteht, die, sowohl in schönen, prächtigen Druck, als, was noch mehr werth ist, in einen fehlerfreien Ehre und Freude setzen, so wäre doch wohl der Mühe werth, 25 daran zu denken, wie man einem solchen Uebel durch gemeinsame Bemühung der Schreib- und Drucklustigen entgegen arbeitete. Ein bedeutender Schritt wäre schon gethan, wenn Personen, die ohnehin aus Pflicht oder Neigung von dem Ganzen der laufenden Literatur oder 30 ihren Theilen ununterbrochene Kenntniß behalten, sich die Mühe nehmen wollten, bei jedem Werke nach den Druckfehlern zu sehen und zu bezeichnen: aus welchen Offizinen die meisten incorrecten Bücher hervorgegangen. Eine solche Rüge würde gewiß das Gefühl der Druckherren 35 beleben; diese würden gegen ihre Correctoren strenger

seyn; die Correctoren hielten sich wieder an die Verfasser wegen undeutlicher Manuscripte, und so käme eine Verantwortlichkeit nach der andern zur Sprache. Wollten die neuerlich in Deutschland angestellten Censoren, denen als literarisch gebildeten Männern ein solches Unwesen nothwendig auffallen muß, wenn sie, wie das Gesetz erlaubt, Aushängebogen censiren, die Druckherren auch von ihrer Seite unablässig erinnern, so würde gewiß das Gute desto schneller gefördert werden. Denn wirft man die Frage auf: warum in Zeitungen und andern Tagesblättern, die doch eilig, ja oft übereilt gedruckt werden, weniger Druckfehler vorkommen, als in Werken, zu denen man sich Zeit nehmen kann? so darf man wohl darauf erwiedern: eben deßhalb, weil zu tagtäglichen Arbeiten vigilante Männer angestellt wurden, dagegen man bei langwierigen Arbeiten glaubt, der Unaufmerksame habe immer noch Aufmerksamkeit genug. Wie dem auch sey, wenn das Uebel nur recht lebhaft zur Sprache kommt, so ist dessen Heilung vorbereitet. Mögen einsichtige Druckherren über diese sie so nahe angehende Angelegenheit in unseren vielgelesenen Zeitblättern sich selbst aussprechen, und was zur Förderung der guten Sache wünschenswerth sey, ihrer nähern Einsicht gemäß, die wirksamsten Aufschlüsse geben." Was sich doch ein rechtlicher Mann wie Göthe Alles erlauben darf! Wir andern verdächtigen Spitzbuben hätten nicht den Rath geben dürfen, die Censoren zu Staats-Correctoren zu machen, noch äußern dürfen, daß Censoren als solche, literarisch gebildete Männer wären; man hätte Beides für Satyre gehalten. Aber Göthe's Vorschlag ist gut, nur müßte er weiter ausgedehnt werden. G. S. XVI., 131—134.

Stuttgart, den 11. April 1822.

Klinger hat drei dicke Bände von lauter Aphorismen geschrieben, Rochefoucault hat sich durch seine maximes et pensées berühmt gemacht, der Verfasser der falschen

Wanderjahre hat kürzlich zwei Bücher hintereinander herausgegeben (Wilhelm Meisters Tagebuch, und Gedanken einer frommen Gräfin), die aber äußerst langweilig sind . . . Ich lese jetzt den Kenilworth von Walter Scott . . . Was ist das für ein Mann! Ganz Shakspeare und so viel 5 erfreulicher, als Romane anziehender sind, wie Schauspiele. Daß noch jetzt einer den Muth hat, neben Walter Scott Romane zu schreiben! Nicht Göthe, nicht Jean Paul brauchte abzuschrecken, man kann doch wenigstens einen Theil des Berges ersteigen, auf dessen Gipfel sie 10 stehen. N. S. II., 176—177.

[19. April 1822.]

„Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben." Wer etwa eine Geschichte unserer Zeit im Werke hat, dem wird gerathen, diese Worte des Mephistopheles in 15 Göthe's Faust als Motto zu gebrauchen.

G. S. VI., 113.

[Freitag, den 3. Mai] 1822.

Alle Fehler Goethe's und Jean Paul's stehen in meinem Register verzeichnet, aber von dem, was sie Edles 20 haben, erfährt nur mein Herz, in den seltenen Stunden der Rührung. G. S. XVII., 198—199.

[5. Mai 1822.]

. . . hoch erhaben über den Wolken des Trugs, thront Herr von Schütz, in ewiger seliger Ruhe und lächelt des 25 sterblichen Menschengeschlechts. Er redet die Sprache Göthe's, der Diplomaten und der olympischen Götter.

G. S. VI., 13.

[27. Mai 1823.]

. . . Freiheit ist das Schönste und Höchste in Leben 30 und Kunst. Möge das deutsche Vaterland sich diese Freiheit um jeden Preis bewahren! Möge es stolz auf

die Ungerechtigkeit seyn, mit der es seinen Goethe zu behandeln beginnt, möge es sich des Undanks rühmen, welcher den, der ihn erleidet, wie die, welche ihn begehen, auf gleiche Weise ehrt. Daß Freiheit in deutscher Kunst und Wissenschaft sich erhalte, muß dr literarische Ostracismus gegen Goethe endlich verhängt werden. Ihn tadeln, heißt ihn achten.

Das Kapitel von der französischen Unromantik auszuführen, ist eigentlich hier nicht der rechte Ort; es wird sich bald eine schicklichere Gelegenheit dazu finden. Ich habe es nur für anständig gehalten, die Erlkönigliche Majestät mit einigem Gefolge zu umgeben. Nämlich le roi des Aulnes, auf deutsch der König der Erlen, soll so viel heißen als der Erlkönig, ob zwar zwischen einem König der Erlen und einem Erlkönig ein großer Unterschied statt findet. Und zwar soll es heißen, den Goethe'schen Erlkönig. Den haben sie in einer Pariser periodischen Zeitschrift neulich übersezt und sind dabei so ächt französisch verfahren, daß es den deutschen Lesern gewiß Spaß machen wird, etwas näheres davon zu erfahren. Der Uebersetzer hat nämlich das Gedicht filtrirt, es von allen romantischen Schmuztheilchen befreit, so daß das reinste klassische Wasser übrig geblieben ist. Uebrig geblieben ist eigentlich der rechte Ausdruck nicht; denn troz der Filtration hat sich die Masse des Gedichtes vermehrt, so daß die Uebersetzung noch einmal so groß als das Original ist. Hören wir:

Qui passe donc si tard à travers la vallée?
C'est un vieux châtelain qui, sur un coursier noir,
Un enfant dans ses bras, suit la route isolée.
Il se plaint de la nuit qui voile son manoir;
Et l'enfant (ah! pourquoi troubler ces coeurs novices?)
Se rappelle en tremblant ces récits fabuleux
Qu'aux lueurs de la lampe, au vague effroi propices
Le soir, près des foyers, racontent les nourrices.

Il croit voir . . , il a vu, sous les bois nébuleux,
Un de ces vains esprits, de ces antiques gnômes,
Qui, railleurs et cruels, doux et flatteurs fantômes,

Se plaisent à troubler le songe des pasteurs:
Soit qu'ils poussent leur rire à de courts intervalles,
S'attachent aux longs crins des errantes cavalles,
Ou prêtent à la nuit des rayons imposteurs.

Voilant de tous ses pas les rians artifices 5
Le monstre, au bord des précipices,
Marche, sans les courber, sur la cime des fleurs,
Et de sa robe aux sept couleurs
Il a deployé les caprices.
A l'enfant qu'il attire il ouvre un frais chemin, 10
Fait briller sa couronne et sourit: dans sa main
Flotte le blanc troëne et les nénuphars jaunes.
„Mon père, dit l'enfant, vois tu le roi des Aulnes? . . .

Jetzt folgt der eigentlich dramatische Theil des Gedichtes, wobei Goethes Gediegenheit gehörig paraphrasirt 15
und in schöner breiter Scheidemünze aufgezählt wird.
Endlich liegt das Kind in den lezten Zügen und spricht:

„Mon père! . . . il m'a saisi, je souffre . . . ah! sauve-moi!“

Und nun der Hauptspaß. Es heißt ferner und bis
zum Ende wie folgt: 20

Le châtelain frissonne: et l'enfant, plein d'effroi,
Se serre sur son cœur et demeure immobile.

Mais le vieux châtelain, pressant son coursier noir
(Et l'enfant dans ses bras) regagne son manoir.
Voilà les hautes tours et la porte propice. 25
Le pont mouvant s'abaisse; il entre; et la nourrice
Apporte sur le seuil un vacillant flambeau
Le père avec tendresse écarte son manteau.
„Soyez donc plus discrète, il m'a durant la route
Isaure, entretenu des esprits qu'il redoute; 30
Il criait dans mes bras, mais maintenant il dort;
Reprenez votre enfant — Oh! dit-elle, il est mort!“

Das ist ächt französische angewandte Romantik, und
Jupiter, der in einer Kotzebueschen Posse sich an seinen
Blitzen die Tabacks-Pfeife anzündet, hat sich nicht haus- 35
backner gezeigt! . . . Am Schlusse des Gedichts steht die

Bemerkung: „Ce beau poème élégiaque, très peu connu, est de M. H. Delatouche, un des hommes les plus spirituels, et un des poëtes les plus distingués de notre temps.“ Goethe mag sich dafür bedanken, dass man seiner
5 bei dieser Gelegenheit nicht gedacht.

G. S. V., 66—69.

[7. Juli 1823.]

Wir sprachen von Musik, vom Tanz, von der Freundschaft, von Tod und Unsterblichkeit, von Shakspeare,
10 Goethe und Jean Paul — mein Lieblingsschriftsteller, und auch der meines neuen Freundes.

G. S. III., 229—230.

[Freitag, den 11. Juli 1823.]

Herr Bignon beginnt mit der heiligen Allianz und
15 endigt mit dem Kongresse von Verona. Endigen wir auch damit. Also wieder ein Kongreß und wieder ein Buch! Gegen das Buch darf ich sprechen. Was nüzt alles Schreiben? Göthe lehrt

— — Lies't doch nur Jeder
20 Aus dem Buche sich heraus und ist er gewaltig, so lies't er
In das Buch sich hinein, amalgamirt sich das Fremde.
Ganz vergebens strebst Du daher durch Schriften des Menschen
Schon entschiedenen Hang und seine Neigung zu wenden;
Aber bestärken kannst Du ihn wohl in seiner Gesinnung,
25 Oder wär' er noch neu, in dieses ihn tauchen und jenes.

G. S. VII., 92.

[23. Juli 1823.]

... So dachte ich, wie artig es wäre, wenn ich beim Desert mich vom Stuhle erhübe und riefe: „Meine Herren,
30 wir sind unter uns, lassen Sie uns dieses Glas auf das Wohl Napoleons II. leeren! — oder wenn ich dem Marquis über die ganze Breite des Tisches die Frage zuschickte: ob er Schleiermacher's Uebersetzung des Plato kenne? — Oder

wenn ich mit meinem Nachbar links über die Verderblichkeit der Hazardspiele laut spräche und meinen Nachbar rechts fragte: Franchement, Monsieur, que pensez-vous des fausses années de voyage de Guillaume Meister, par Monsieur Pustkuchen? 5

G. S. V., 35.

1823.

Von Herrn Rabbe ist nichts Böses und wenig Gutes zu sagen. Er schreibt klar, deutlich, auf herkömmlich französische Art. Er hat einige Zeit in Spanien gelebt; 10 aber — „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir“; kann ihm Spanien nachsagen.

G. S. VII., 141.

1823.

Dieses Werk [Résumé de l'histoire d'Espagne par 15 Alph. Rabbe], wie auch das Andere [Résumé de l'histoire d'Espagne par J. F. Simonot] erschienen, als der französische Krieg gegen Spanien eben begonnen, und da sagen denn die beiden Verfasser, sie wollten über die neuesten Vorfälle ein kluges Stillschweigen beobachten. Auch schweigen 20 sie wirklich, so viel Franzosen schweigen können — sie kichern stark. Jezt werden Andere kichern, und die Verfasser müssen sich mit dem Spruche Göthes trösten: „Was man in der Jugend erwünscht, erreicht man im Alter in Fülle“ — Spanien aber hat von seiner frühesten Jugend 25 an für Freiheit gekämpft.

G. S. VII., 145.

1823.

... Er (Reil) begann und untermischte seine Vorlesungen über Therapie und Augenkrankheiten mit Gedichten 30 von Schiller und Goethe, und die köstlichen Früchte seiner Forschung waren unter Blumen versteckt.

G. S. III., 15.

[20. August 1823.]

Nehmt einige Bogen Papier und schreibt drei Tage hintereinander, ohne Falsch und Heuchelei, Alles nieder, was euch durch den Kopf geht. Schreibt was ihr denkt, 5 von euch selbst, von eueren Weibern, von dem Türkenkrieg, von Goethe, von Fonks Kriminalproceß, vom jüngsten Gerichte, von eueren Vorgesezten, und nach Verlauf der drei Tage werdet ihr vor Verwunderung was ihr für neue, unerhörte Gedanken gehabt, ganz außer euch kommen. 10 Das ist die Kunst in drei Tagen ein Original-Schriftsteller zu werden! G. S. III., 235.

[27. September 1823.]

Allerdings wäre dieses qu'il mourût [aus „Horace"] schön, wenn es einsam stünde: aber Corneille hat die 15 Abgeschmacktheit begangen, es durch dreizehn nachfolgende Verse zu paraphrasiren und zu verdünnen, und auf den Donnerschlag ein langes Kindergetrommel folgen zu lassen. Doch sey es schön, wie man wolle — wie würde man fertig werden, wenn man sich solche Schönheiten aus Goethe's 20 und Schiller's Tragödien merken wollte, Shakspear's gar nicht zu gedenken. G. S. V., 11—12.

[Sonnabend, den 18. Oktober 1823.]

Wie viele unter den Lesern des Morgenblatts kennen Lessing Klopstock — was man kennen heißt, wie sie Goethe 25 und Schiller kennen? G. S. III., 203—204.

[3. Juli 1824.]

... Es ist schon lange her, und es geschah noch in jenen guten Tagen, von welchen der Minister auf dem Blocksberge in Goethe's Faust gesungen:

30 „Jezt ist man von dem Rechten allzuweit,
Ich lobe mir die guten Alten;
Denn freilich, da wir Alles galten,
Da war die rechte goldne Zeit.

Ich ging zur Audienz.

35 G. S. III., 243—244.

1824.

Hätte ein Deutscher dieses Werk [Don Alonzo par N. A. de Salvandy] geschrieben und ihm noch alle die Vorzüge, Mängel und Eigenthümlichkeiten angebildet, worin sich der deutsche Geist von dem französischen unterscheidet: 5 hätte es in unserm Vaterlande eine große Wirkung hervorgebracht, eine Wirkung gleich derjenigen, die fünfzig Jahre früher Werthers Leiden gehabt. Der Werther auch war eine Kriegserklärung des Naturlebens der Menschen gegen die Kunstregeln, worin es gesellige Ueber- 10 einkunft, bürgerliche und kirchliche Ordnungen gefesselt hielt. Dieser Widerstand gegen eine mißbräuchliche oder überzeitige Gewalt, rechtlich und sittlich im Werther, ward unrechtlich und unsittlich im Faust; denn dort artete er in eine Empörung gegen die allgegenwärtigen und 15 allzeitigen Gesetze der Natur aus. Man könnte in einer Bedeutung, die keiner nähern Bezeichnung bedarf, Göthe ganz mit Voltaire vergleichen, wäre er nicht ungleich diesem, auf dem Wege, den er zuerst betreten und zu dessen Weiser ihn Deutschlands Genius bestimmt, stehengeblieben; 20 hätte er nicht die Früchte einer Geistes-Revolution, die er, theils von fremden Feldern geerntet, theils aus eigener Saat gezogen, für sich allein behalten wollen; und hätte er, um eine Herrschaft fortzuführen, die er jener Umwälzung verdankt, sich anderer als diplomatischer Mittel 25 bedient. Göthe hat, wie es Napoleon mit Frankreich gethan, Deutschland auf ein Jahrhundert zurückgeworfen — auf ein Jahrhundert; denn wo die Zeit auf Sturmesflügeln eilt, kann jeder Tag der Zögerung nur durch ein Jahr der Nacheile wieder gut gemacht werden. 30

N. S. IV., 321—322.

Stuttgart, den 26. Februar 1825.

Ich freue mich sehr auf die Überschwemmung des 4. März. Werden Sie jetzt meine Vorsicht anerkennen und loben? Voltaire's, Rousseau's, Goethe's, Jean 35 Paul's und die Werke aller andern Schriftsteller, die

viele und schwere Sachen geschrieben, werden untergehen, die meinigen aber werden oben schwimmen, weil sie leicht sind ... N. S. III., 76.

Stuttgart, den 8 März 1825.

5 ... Ich habe in der letzten Zeit Manches von Menzel gelesen. Unter andern eine merkwürdige Beurtheilung Göthe's, wovon vor einigen Wochen in der Postzeitung ein Fragment abgedruckt war. N. S. III., 102.

[Dienstag, den 29. März 1825.]

10 Es sind jezt dreißig Jahre, daß der Kaufmannssohn Wilhelm Meister mit einigen Edelleuten auf vertrautem Fuße gelebt, ja es erreicht, eine Gräfin und ihre Brillanten an sein bürgerliches Herz zu drücken. Wie waren wir damals so hoffnungsfroh, die Deutschen würden ihr 15 Glück machen und es weit bringen im Leben und in Romanen. Aber was sind unsere Hoffnungen, was ist aus all der Herrlichkeit geworden? Der Lehrbrief, den der junge Meister aus den Lilienhänden der schönen Erfahrung empfing, war auf Seidenpapier geschrieben, ver- 20 duftete und verwelkte wie eine Blume, und ließ nichts zurück als dürre Blätter, die unter den Fingern zerstäuben. Wenn Göthes Grundsatz wahr ist: der Held eines Romanes müsse sich sehr leidend verhalten, müsse sich alles gefallen lassen und dürfe nicht mucksen — 25 warum haben wir denn keine guten Romane, da wir doch alle geborne Romanhelden sind? Wir haben keine, weil der Grundsatz wahr ist. Um etwas zu erfahren, muß man etwas thun; wir müssen gehen, daß uns etwas begegne. Wir einregistrirten Menschen aber, wie Hochgebornen, Hoch- 30 wohlgebornen, Wohlgebornen, Edelgebornen und Dienstgebornen Menschen, welchen das Herz klopft, so oft wir an eine fremde Thür klopfen; wir in unserem Gefach-Leben verlassen nie den Stand und die Zunft, in welchen die Wiege unserer Eltern gestanden ...

35 G. S. VII., 23—24.

[Dienstag, den 29. März 1825.]

Die wahren Dichter, wie alle großen Künstler lieben das Gewordne, das Seyende, das Nothwendige, das Unbewegliche, das dem Meisel still hält; sie lieben daher den Zwang als den Erhalter des Bestehenden. Darum hassen sie das Werdende, das Bewegliche, das Schwankende, das Strebende und Widerstrebende, denn sie hassen den Kampf: darum hassen sie die Freiheit. G. S. VII., 28.

Nach 1825.

In die stille Seele einiger Frankfurter war der Blitz eingeschlagen und zündete, und da beschlossen sie, ihrem Mitbürger Göthe ein Denkmal zu setzen. Sie bettelten um Geldbeiträge im ganzen deutschen Bunde, ja bis nach Moskau, bis an die Säulen des Herkules gedachten sie ihre Bettelbriefe zu schicken. Ich weiß nicht, ob es geschehen ist, aber das weiß ich: Göthe wird kein Denkmal erhalten, es müßte denn die Nachwelt sich der Jämmerlichkeit ihrer Väter schämen und erröthend nachholen, was noch gut zu machen ist. Geht, ihr müßt anders werden. So taugt ihr nichts. G. S. VI., 166—167.

[vor Juli 1827.]

... Bei Hofe geschehen hochwichtige Ereignisse und werden hochfestliche Tage gefeiert; fürstliche Personen sind hochgebildet, und die Denkmünze, die man auf Göthes Jubeltag geschlagen, wurde eine hochvollendete genannt. Wissen Sie warum, meine Herren? Weil Göthe eine hohe Person ist. Wissen Sie aber, warum Göthe eine hohe Person ist. Wissen Sie aber, warum Göthe eine hohe Person genannt wird? Nicht darum, weil er ein großer Dichter, sondern weil er Minister ist.

G. S. IV., 296—297.

[vor Juli 1827.]

... Der Deutsche denkt, dichtet, malt mit dem Herzen wer sein Herz fesselt, hat seinen Geist gefesselt. Laßt uns

darben und frei seyn. Göthe schrieb seinen Werther, ehe er an den Hof gekommen, und kann man auch nicht beweisen, woran sein Herz gestorben — denn seine Jugend hat seine Freiheit nicht überlebt — so weiß man es doch.
5 G. S. IV., 326.

[vor Juli 1827.]

... Göthe sagt im Wilhelm Meister, „wenn der Deutsche schenkt, liebt er gewiß"; daraus folgt nun freilich nicht, daß, wo er nicht schenkt, er auch nicht liebe.
10 N. S. IV., 364.

Ems, den 4. Juli 1827.

Was Göthe von den Titeln und Orden denkt und sagt, ist ganz seiner schlechten Natur gemäß. Man giebt jetzt den Leuten von Verdienst gern Titel, um sie vom
15 Volk abzusondern, damit dieses ohne Werth bleibe und man sagen könne, es sei ohne Werth. In meinen Augen ist jeder Titel ein Bedientenzeichen, ein Hofrath ist ein Johann, und jeder Johann hat einen Herrn. Das mag freilich manchmal ein Blitzableiter sein; aber wäre Göthe
20 und wären die andern Geistesstarken nicht immer so herzensschwach und erbärmlich gewesen, hätten sie die Götter, welche blitzen, schon längst abgestoßen und man brauchte keine Blitzableiter ... N. S. III., 194—195.

[Frankfurt a. M. den 22. December 1827.]

25 Seit die holde Muse des Gesangs, Henriette Sontag, vor einem Jahre in Weimar erschienen, und die frommen deutschen Stern-Priester, unter Zither- und Zimbelklang, diese Constellation zweier Größen, auf eine seltsamliche, Spanisch-Maurische, Hyacinthenduftige, süßdämmerliche
30 Weise gefeiert und sie gesungen haben: „der Dichterkönig hat das Wunderkind gepflegt mit Speise und Trank", statt zu berichten: Fräulein Sontag hat bei Herrn von Göthe zu Nacht gegessen — seitdem bin ich ganz toll

geworden über das toll gewordene Volk, das über Nacht umgesprungen, und, gewohnt, wie es war, an der Flamme des Prometheus nur seine Kartoffeln zu kochen, plötzlich Feuer schluckte und, gewohnt wie es war, seine mäßige Genießbarkeit unter bittere und harte Schalen zu ver- 5 bergen, auf einmal anfing süß zu werden und zu schwabbeln und zu gleisen und zu liebäugeln wie Gelée.

G. S. II., 110—111.

Weimar, Sonntag den 10. Februar 1828.

...Holtei drang sehr in mich, morgen zu Göthe zu 10 gehen, es werde ihn sehr freuen. Doch habe ich es abgelehnt[1]). Als ich heute gegen Weimar zufuhr, und es

---

[1]) Börne war also im Februar 1828 in Weimar und sah Goethe — nicht. Diese Thatsache steht fest. Minder klar ist die Rolle Karl von Holteis. Gestützt auf obigen Bericht Börnes, 15 den Aufsatz von E. Koloff „Börne in Paris“ [Jahrbuch der Litteratur. Hamb. 139. S. 149], sowie vielleicht auch auf mündliche Mitteilungen der Madame Jeanette Wohl-Straus sprach Gutzkow in Börnes Leben (Hamburg 1840. S. 112) von der Absicht Holteis Börne bei Goethe einzuführen. Dieser habe 20 abgelehnt. Holtei erwidert in „40 Jahren“ (Breslau 1846. V, 53 ff.).

„In Weimar war es mir beschieden, die persönliche Bekanntschaft eines Mannes zu machen, dessen Schriften ich heißhungrig verschlungen und nach dessen Anblick ich mich schon lange 25 gesehnt hatte. Er kam an einem düstern, schneestöberigen Winternachmittag mit einem Briefe des Frankfurter Malers Oppenheim in mein Zimmer getreten und hieß Börne! Gewiß würde ich mich, meiner löblichen Abgeschmacktheit gemäß, mit einem Manne, dessen scharfen Geist ich so hoch achtete, unter allen Umständen 30 nüchtern und dürftig erwiesen haben. Bei Börne's Taubheit aber war es ganz unvermeidlich, in schlechte Conversation zu fallen, und er war, bei Gott! nicht geeignet, Einem herauszuhelfen. Seine Richtung ging nach Berlin. Er verlangte Briefe an Berliner Literaten. Ich gab ihm deren au Ludwig Robert, 35 Buchhändler Joseephy, Wilibald Alexis und viele Andere. Sonst wußt' ich nicht, was ich mit dem Bewunderten beginnen sollte, dessen persönlicher Eindruck so erstaunlich vom schriftstellerischen abwich und der mich, deutsch herausgesprochen, furchtbar langweilte. In's Theater wollt' er nicht gehen. Mit ihm allein, der 40

vor mir lag mit seinen rothen Dächern im Winter-Sonnenschein, kalt und freundlich, und ich dachte, daß Göthe darin schon länger als fünfzig Jahre wohne, daß er es nie

---

sonst keine Katze in Weimar kannte, wär' ich den langen Abend hindurch schon aus Respeckt nicht geblieben. Wohin mit meinem berühmten Manne? Je nun, wohin, als zu ihr, die für Alles Rath wußte, die mit allen Menschen umzugehen verstand, die zwar eine Art von Juden- und eigentlich auch Börne-Haß hegte, die mir aber doch nicht Nein sagen konnte. Und so saßen wir denn bei der guten armen Schopenhauer und ennuyrten diese treue Seele dermaßen, daß sie den Gähnkrampf bekam, und daß ich Gott dankte, als Zeit und Schicklichkeit vergönnten, meinen Ludwig Börne in sein Nachtlager zu geleiten.

Gutzkow sagt in Börne's Leben pag. 112: „Börne war einmal nahe daran, Göthen in Weimar vorgestellt zu werden; Holtei wollte ihn einführen. Doch schlug es Börne aus." Ich kann mich wirklich nicht mehr besinnen, ob davon zwischen uns die Rede war: daß ich ihn aber hätte bei Goethe e i n f ü h r e n wollen, ist schon deshalb unmöglich, weil Börne gleich mit der Erklärung ankam: am nächsten Morgen zeitig aufbrechen zu müssen. Und an jenem Sonntag-Abend, wo er eingetroffen war, hätt' ich's ja für Tausend Thaler nicht gewagt, bei'm alten Herrn einzudringen; so standen wir Beide, Goethe und ich, gar nicht zusammen. Und nun gar ein Fremder!! Börne!! Ich glaube Friedrich, der Leibdiener Göthe's, wie sehr er sonst mein Gönner seyn mochte, hätte mich bei der bloßen Zumuthung einer solchen Anmeldung über die Stiege geworfen!

Als ich einige Tage später Gelegenheit nahm, Börne's Anwesenheit zu erwähnen, äußerte sich Goethe so gar nicht über ihn, daß ich unmöglich zu einer Meinung gelangen konnte, wie er ihn wohl aufgenommen haben würde?"

Noch schärfer und bestimmter klingen die Worte Holteis in dem Aufsatze „Damals in Weimar" (Salon hsgbn. von Dohm & Rodenberg, Leipzig. III, 674—675):

„Frau Johanna [Schopenhauer] besaß einen weiblichen Major Domus, benamset Grisern, von den Intimen „Griseldis" gerufen, welcher die Wirthschaft mit ordnungliebender Pünktlichkeit verwaltete, ganz im Sinne seiner Herrin, nach der weisen Vorschrift: pas trop de zèle!" zu deutsch: Eile mit Weile! Man hörte sie nicht, man verspürte nur ihr zweckmäßiges Wirken. Diese höchst schätzbare Person war auch sehr genau instruirt, wem sie zu stillen Abenden die Thür öffnen; wem sie, weil er stören würde, dieselbe vor der Nase zuschlagen dürfe. Nur wenige Auserwählte fanden ausnahmsweise Zutritt. Von den

verlassen (er war weder in Paris noch in Berlin) — da überfiel mich wieder der alte Groll gegen diesen zahmen, geduldigen zahnlosen Genius. Wie ein Adler erschien er

---

Meisten hieß es: „Verdirbt mir doch nur die Societät!" Richtiger hätte es heißen müssen das tête-à-tête. Eines Abends verdarb 5 ich es selbst und durch meine Schuld. Es war an einem Sonntagnachmittag, bei widerwärtigem Regenwetter mit Schneegestöber durchmischt. Ich hockte in meinem geräumigen, doch düstern, auf den von gluckſenden Trut- und andern Hühnern belebten Hof schauenden Zimmer, langweilte mich abscheulich, 10 harrte sehnsüchtig, daß es sieben Uhr schlagen möge, damit ich schicklicherweise zur Schopenhauer aufbrechen könne (denn frühzeitiger ließ sie sich nicht gern von ihrer Arbeit abwendig machen) . . . Da vernahm ich das Signal einer Extrapost, welche unter dem Rüssel des „Elephanten" in den Rachen (den Thorweg) hin- 15 einrollte. Herr Schwanitz, Vater et Sohn, vermerkten eben Mangel an Gästen. Ich war der Einzige, der bei ihnen hauste, nun fand sich ja noch Einer. Und gar ein aristokratischer Gast: ein Extrapost-Reisender! Glück auf! — Glockengebimmel, Pferdegetrappel, Stubenmädchengeschrei, Kellnersturz, Hausknecht- 20 gepolter! — Mag's doch, ich fühle mich sicher, ungefährdet in meiner Höhle; und brächte der Ankömmling Weib und Kind mit, bis zu mir dringen sie nicht! Aber wer wars? Herr Börne, der auf dem Wege nach Berlin in Weimar übernachten wollte, und der, weil er eben nichts Besseres mit seinem Abende an- 25 zufangen wußte, mich aufsuchte. Er kam direct aus Frankfurt a. M., hatte dort einige Tage vorher das Liederspiel „Die verwandelte Katze" — (das nämliche Beest, welches mich mit Frau von Heygendorf entzweite) auspfeifen hören, vielleicht auch helfen; und erstattete mir nun mit unverkennbarem Behagen ausführ- 30 lichen Rapport darüber, wozu ich mich so heroisch-gleichgiltig anstellte, wie einem verunglückten Liederspielmacher irgend zuzumuthen. Goethe'n wünschte er nicht vorgestellt zu werden, wofür ich Gott dankte, denn das wäre ein bedenklicher conatus delinquendi geworden. Doch ihn zur Schopenhauer mitzunehmen, 35 schlug ich vor, und darauf ging er ein. Es gab den trübseligsten Abend, der zu denken ist. Sie zwang sich zur gastlichen Artigkeit, er blieb schweigend, förmlich verstockt, und wenn er nicht umgehen konnte, mitzureden, bracht' er ganz gewöhnliche Sachen vor. Ich rackerte mich in Todesängsten ab, einige Bewegung in 40 die absterbende Dreifaltigkeit zu schwatzen, doch sonder jeglichen Erfolg. Mir sind die schauderhaften drei Stunden, während welcher ich dreitausendmal bereute, sie herbeigeführt zu haben, frisch in's Gedächtniß gerufen worden, als ich neulich in einem

mir, der sich unter der Dachtraufe eines Schneiders angenistet. Und solcher ein Mensch sollte doch ein fleischfressendes Thier seyn, und nicht wie ein Spatz Gerste

---

Briefe von Gentz an Pilat die Stelle las: „Der Aufsatz von 5 Börne ist in meinen Augen sehr geringhaltig. Auch finde ich seinen alten Styl nicht mehr wieder. Er war geistreich und witzig, so lange er schlechte Gedichte und schlechte Theaterstücke recensirte, und die Verfolger der Juden lächerlich machte. Seine politische Weisheit ist nüchtern und langweilig." — Beides zu 10 sein, auch ohne Politik, gelang ihm an jenem Abend vollständig, und meine liebe Freundin trug mir's nach, so lange ihr versöhnliches Gemüth erlaubte, daß ich ihr zu des Mannes persönlicher Bekanntschaft verholfen. Ich aber dankte meinem Schöpfer, so wohlfeilen Kaufs davon gekommen zu sein. Denn wie's ab- 15 gelaufen wäre, wenn er die Laune gehabt hätte, bei Goethe eingeführt zu werden . . . das dürft' ich mir gar nicht ausmalen ohne Anwandlungen von Ohnmacht."

Meine feste Hoffnung, diesen offenkundigen Widerspruch auf Grund der Originalmanuskripte Börnes lösen zu können, war 20 leider trügerisch. Herr Dr. Gottlieb Schnapper-Arndt teilte mir auf meine s. Z. Anfrage in gewohnter liebenswürdiger und ausführlicher Weise mit: „Die Edition der Briefe Weimar d. 10. Febr. und Leipzig den 12. Februar" (N. S. II, 214 ff.) ist nicht durchweg wortgetreu, indes sind es bis auf einen Müllner betreffenden 25 Satz in der Hauptsache auf Frankfurter Privatpersonen bezügliche Stellen, welche von den Herausgebern weggelassen worden sind. Was insbesondere die S. 215 und 216 anbelangt, so sind diese wortgetreu bis auf folgende Abweichungen:

S. 215. Z. 10 v. o. steht nach „mir", „sie sieht der Madame 30 Kramm sehr ähnlich, nur ist sie älter."

S. 216. Z. 12 v. o. nach „kann" heißt es „erzählt Holtei".

S. 215. Z. 7 v. u. nach „Mensch" heißt es noch „der ein Weimarer Mädchen heirathen wird."

S. 222 Z. 2 v. u. heißt es zwischen „gemacht" und „artig" „Eine 35 kurze dicke Wurst ganz angefüllt mit Blut und Einbildung."

Was ferner S. 223 betrifft, so ist diese wortgetreu bis auf eine kleine Auslassung in den auf Herrn „L" bezüglichem Satze.

Also insbesondere über Goethe steht hier nichts mehr. Doch 40 findet sich eine Bemerkung über den alten Goethe, allerdings nur eine nacherzählte, nämlich eine Bemerkung Müllners über ihn sub Wittenberg 15. Febr. (N. S. II, 227) indem es daselbst (Z. 6 v. o.) heißt nach „vergleichen"

essen, auch nicht aus der schönsten Hand. Der Hof, wo er schon länger als ein halbes Jahrhundert angekettet liegt, soll der steifste, lächerlichste Hof seyn, den man sich nur denken kann. Jeder Bürgerliche wird streng ausgeschlossen ... N. S. III., 215—216. 5

Leipzig, den 12. Februar 1828.

... Hätte ich den Hofmann Göthe besucht, und den Tag darauf den Bauer Müllner, das hätte Stoff zu einer schönen Vergleichung gegeben! —

N. S. III., 223. 10

Hamburg, Samstag den 26. October 1828.

[Die Börse ...] Von oben gesehen war das Gedränge das wahre Bild nicht einer feierlich bewegten Menge (wie Göthe sagt) sondern eines lächerlich bewegten Ameisenhaufens. N. S. IV., 108. 15

„Müllner erzählte mir, daß Göthe jetzt darum so viel unnützes Zeug schreibe, weil sein Sohn, der viel Geld brauche, ihn aus Eigennutz dazu antreibe, das ist mir ein schöner Sohn, dem Geld mehr ist, als der Ruhm seines Vaters."

Diese Sätze sind wohl, wie auch der über Müllner von den 20 pietätvollen Herausgebern als flüchtig hingeworfene vertrauliche Bemerkungen bezw. aus Rücksicht auf lebende Verwandte weggelassen worden. Die übrigens auch in den Originalen selbst häufig vorkommende Abkürzung L. meint einen Herrn Lindenau, über den ich Näheres bis jetzt nicht habe finden können, er dürfte 25 der vielleicht von auswärts stammende Verwandte einer älteren Frankfurter israelitischen Familie gewesen sein. Zu meinen Zeiten habe ich niemals von einer in Frankfurt ansässigen Familie Lindenau reden gehört.

Über einen Besuch bei Goethe kenne ich keine schriftliche 30 Äußerung. Noch bemerke ich Ihnen, daß der Brief Weimar 10. Febr. den Teil eines 11. März Naumburg abgestempelten Briefes bildet, welcher enthält Eisenach 9. Februar 1828, Weimar 10. Februar. Der Brief Leipzig 12. Febr. enthält noch Wittenberg 13. und Potsdam, 14. Februar, kein Poststempel, da er 35 couvertiert gewesen sein muß und das Couvert nicht vorhanden ist."

[25.—30. November 1828.]

Es hüte sich der junge Dichter, an seinen Werken jene steinerne Ruhe herauszuarbeiten, von welcher Göthe so verlockende Beispiele gab. Bei den Alten warf die An-
5 betung den warmen Purpurmantel um die kalten nackten Marmorgötter. Aber wir, mit unsern Winter-Herzen, lassen nackt, was wir nackt gefunden. Ruhe, Friede, und Klarheit muß im schöpferischen Geiste wohnen, dann wird sie den Schöpfungen nicht ermangeln. Die Ruhe der
10 Gleichgültigkeit schaft nur Werke, die gleichgültig lassen. Shakspeare und Calderon wurzelten tief, der in der Natur, der im Glauben, und weil sie so fest gestanden, gaben sie ihre Zweige dem Sturme, ihre Blätter kosenden Lüftchen hin, und zitterten nicht vor der rohen Gewalt des Windes
15 und fürchteten nicht: nahende Vertraulichkeit möchte der Ehrfurcht schaden. Der Bewegungslose wird nie bewogen, und nur der bewegte Dichter, kann dem bewegten Herzen Ruhe geben. G. S. VI., 17—18.

[Hannover, den 19. Januar 1829.]

20 Ehe die Schlange Kritik mich verführte, war ich unschuldig, wie der Mensch im Paradiese; ich konnte über einen Iffland'schen Hofrath, wenn er tugendhaft war, weinen, wie ein Bürgermädchen, und über Bären und närrische Pudeln gleich einem Wiener lachen. Da aß ich
25 vom Baum der Erkenntniß, lernte Gutes von Bösem unterscheiden, und meine Zufriedenheit war hin. Da kam ich mit einem Vergrößerungsglase in das Schauspielhaus, und entdeckte häßliche Flecken und Unebenheiten, wo ich früher alles schön und glatt gefunden. Da fing ich die
30 armen Leute zu plagen an und mich selbst am meisten.

— Ein Kerl, der kritisirt,
Ist wie ein Thier auf dürrer Heide,
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und rings umher liegt schöne grüne Weide.

35 G. S. I., XII.

[Hannover, Montag den 19. Januar 1829.]

... Will ja einmal ein Deutscher der Zeit die Hand küssen, benimmt er sich so ungeschickt dabei, daß alle Welt lachen muß. Einer That die Farbe der Empfindung geben, das vermögen sie nicht. Dem Zechbruder Lessing errichten sie ein Spital, und für den heiligen Bonifacius in Fulda werden sie wahrscheinlich ein Schauspielhaus bauen. Luther zum Andenken — Luther und ein Andenken! Es kommt noch dazu, daß sie dem lieben Gott eines setzen — wollten sie vor mehreren Jahren in Eisleben eine Art Findelhaus gründen, und Göthe sollte in seiner Vaterstadt einen Tempel der Vesta haben; er war schon in Kupfer gestochen ...

G. S. I., XXIV.

Frankfurt, den 30. April 1830.

Kostbar ist ein Brief, den Göthe auf einer Reise nach der Schweiz aus Frankfurt an Schiller geschrieben. Wer ihn ohne Lachen lesen kann, den lache ich aus. Göthe, der an nichts Arges denkt und im Schooße des Friedens ruhig und guter Dinge lebt, entdeckt plötzlich in der Residenz seines Lebens deutliche Spuren von *Sentimentalität*. Erschrocken und argwöhnisch, wie ein Polizeidirektor sieht er darin demagogische Umtriebe des Herzens — demagogische Umtriebe, die, als gar nicht *real*, sondern *nebulistischer* Natur, ihm noch verhaßter seyn müssen, als Knoblauch, Wanzen und Tabackrauch. Er leitet eine strenge Untersuchung ein. Aber — es war noch im achtzehnten Jahrhundert — nicht ohne alle Gerechtigkeit und bedenkend, daß ihm doch auf der ganzen Reise nichts, gar nichts *„nur irgend eine Art von Empfindung gegeben hätte,“* findet er, daß, was er für Sentimentalität gehalten, nur eine unschuldige wissenschaftliche Bewegung gewesen sey, die ein leichtes Kunstfieber zur Folge hatte. Die Gegenstände, welche das Blut aufgeregt, seyen *symbolisch* gewesen. Für Zeichen dürfen sich gute Bürger erhitzen,

aber nicht für das Bezeichnete. Darauf wird das Herz in Freiheit gesetzt, versteht sich gegen Kaution, und es wird unter Polizei-Aufsicht gestellt. Doch will Göthe die Sache nicht auf sich allein nehmen; er berichtet an Schiller, als seinen Justizminister, darüber und bittet ihn gehorsamst, das Phänomen zu erklären. Schiller, lobt Göthe wegen seiner Achtsamkeit und seines Eifers, beruhigt ihn aber und sagt, die Sache habe nichts zu bedeuten.

Dieser Kriminalfall ist wichtig und ich wünschte, Jarke in Berlin behandelte ihn mit demselben Geiste, mit dem er in Hitzigs Journal, Sands Mordthat besprochen. —

Die Briefe ergötzen mich blos, weil sie mir Langeweile machen. Etwas weniger langweilig, würden sie mich entsetzlich langweilen. Wären sie gefällig, was wär's? Schiller und Göthe! Aber daß unsere zwei größten Geister in ihrem Hause, dem Vaterlande des Genies, so nichts sind — nein, weniger als nichts, so wenig — das ist ein Wunder, und jedes Wunder erfreut, und wäre es auch eine Verwandlung des Goldes in Blei.

Wasser in Likörgläschen! Ein Briefwechsel ist wie ein Ehebund. Die Stille und die Einsamkeit erlaubt und verleitet viel zu sagen, was man Andern verschweigt, ja was man mittheilend erst von sich selbst erfährt. Und was sagen sie sich? Was niemand erhorchen mag, was sie sich auf dem Markte hätten zuschreien dürfen.

Anfänglich schreibt Schiller: „Hochwohlgeborner Herr, Hochzuverehrender Herr Geheimrath!“ Nun, diese Etikette hört freilich bald auf; aber es dauert noch lange, bis Schiller Goethe's Hochwohlgeburt vergißt, und nur einmal in zehen Jahren ist er Mann genug, ihn mein Freund, mein theurer Freund zu nennen. Göthe aber vergißt nie seine Lehnsherrlichkeit über Schiller, man sieht ihn oft lächeln über dessen Zimmerlichkeit und ihn als einen blöden Buchdichter genädig und herablassend behandeln! Er schreibt ihm: mein Werthester, mein Bester.

Welch ein breites Gerede über Wilhelm Meister! Quel bruit pour une omelette! „Es sieht zuweilen aus, als schrieben Sie für die Schauspieler, da Sie doch nur von den Schauspielern schreiben wollen“ — tadelt Schiller. Auch findet er unzart, daß Wilhelm von der Gräfin ein Geldgeschenk annimmt. Bei Göthe aber finden sich immer nur Maitressen oder hommes entretenus; wahre Liebe kennt er, erkennt er nicht und läßt sie nicht gelten. Der dumme Schiller! Ist nicht Wilhelm Meister ein bloßer Bürger, der keine Ehre zu haben braucht? —

Mich ärgert von solchen Männern das pöbelhafte Dekliniren der Eigennamen. Sie sagen: die Humboldin, sprechen von Körnern, Lodern, Lavatern, Badern. Auch bedienen sie sich, am meisten aber Schiller, einer zahllosen Menge von Fremdwörtern, und das ganz ohne Noth, wo das deutsche Wort viel näher lag. Stagnation, convenient, avancirt, incalculabel, obstakeln, embarrassiren, retardiren, Desavantage, Arrangements, satisfecirt, Apercüs, Detresse, Tournüre, repondiren, incorrigibel. Und solche Männer, die in ihren Werken so reines deutsch schreiben! Ist das nicht ein Beweis, daß ihnen Leben und Kunst getrennt war, daß ihr Geist weit von ihrem Herzen lag.

Göthe's Lieblingsworte sind: heiter, artig, wunderlich. Er fürchtet sogar sich zu wundern: was ihn in Erstaunen setzt, ist wunderlich. Er gönnt dem armen Worte die kleine Ehre der Ueberraschung nicht. Er scheut alle enthusiastischen Adjektive; — man kann sich so leicht dabei echauffiren. —

Wie freue ich mich, daß der Conrektor Weber, der in den kalten Berliner Jahrbüchern den neuen Göthe mit brühheißem Lobe übergossen, nicht mehr in Frankfurt ist, sondern in Bremen vergöttert. Er ist ein starker kräftiger Mann, und wenn er mich todtschlagen wollte, ich könnte es ihm nicht wehren.

G. S. VIII., 11—15.

Frankfurt, den 4. Mai 1830.

Schiller wünscht die Chronologie von Göthe's Werken zu kennen, um daraus zu sehen, wie sich der Dichter entwickelt habe, welchen Weg sein Geist gegangen sei. Er spricht von dessen *analytischer Periode*. Ihm wird die gebetene Belehrung, und darauf anatomirt er seinen hohen Gönner kalt wie ein Prospektor, aber bei lebendigem Leibe, und hält ihm, unter dem schneiden, Vorlesungen über seinen wundervollen Bau. Göthe verzieht keine Miene dabei und erträgt Das Alles, als ginge es ihn selbst nichts an. Er schreibt seinem Zergliederer: „Zu meinem Geburtstage, der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmeres Geschenk werden können als Ihr Brief, in welchem Sie mit freundschaftlicher Hand die Summe meiner Existenz ziehen." Und jetzt bittet er Schiller, ihn auch mit dem Gange *seines* Geistes bekannt zu machen. Das Alles ist um aus der Haut zu fahren! Freilich hat das Genie seine Geheimnisse, die wir Andern nicht kennen, noch ahnen. Aber ich hätte es nicht gedacht, daß es Art des Genies wäre, so sich selbst zu beobachten, so sich selbst nachzugehen auf allen Wegen, von der Laufbank bis zur Krücke. Ich meinte, das wahre Genie sey ein Kind, das gar nicht wisse, was es thut, gar nicht wisse, wie reich und glücklich es ist. Schiller und Göthe sprechen so oft von dem *wie* und *warum*, daß sie das *was* darüber vergessen. Als Gott die Welt erschuf, da wußte er sicher nicht so deutlich das Wie und Warum, als es Göthe weiß von seinen eigenen Werken. Wer göttlichen Geistes voll, wer, hineineigezogen in den Kreis himmlischer Gedanken, sich für Gott den Sohn hält — weicht auch die feste Erde unter seinen Schritten — der mag immer gesund seyn, nur verzückt ist er. Aber für Gott den Vater? Nein. Das ist Hochmuth in seinem Falle, das ist Blödsinn. Nichts ist beleidigender für den Leser, als eine gewisse Ruhe der Schriftstellerischen Darstellung; denn sie setzt entweder Gleichgiltigkeit oder Gewißheit zu gestalten voraus. So mit dürrem Ernste von sich selbst zu reden,

ohne Eigenliebe, ohne Wärme, ohne Kindlichkeit, das scheint mir — ich mag das rechte Wort nicht finden. Wie ganz anders Voltaire. Seine Eitelkeit macht uns ihm gewogen. Wir freuen uns, daß ein Mann von so hohem Geiste um unser Urtheil zittert, uns schmeichelt, zu gewinnen 5 sucht.

Die Liebe hat die Briefpost erfunden, der Handel benutzt sie. Schiller und Göthe benutzen sich als Bücher: es ist eine didaktische Freundschaft, ein wechselseitiger Unterricht zwischen ihnen. Unsere beiden Dichter haben eigent- 10 lich ganz verschiedene Muttersprachen. Freilich versteht jeder auch die des andern, so viel man sie aus Buch und Umgang lernen kann; aber Göthe macht sich's wie ein Franzose immer bequem und redet mit Schiller seine eigene Sprache, und Schiller, als gefälliger Deutscher, 15 spricht mit dem Ausländer seine ausländische. Von ihrer Freundschaft halte ich nicht viel. Sie kommen mir vor wie der Fuchs nnd der Storch, die sich bewirthen: der Gast geht hungrig vom Tische, der Wirth, übersatt, lacht im Stillen. Doch kommt Storch Schiller besser dabei 20 weg, als Fuchs Göthe. Ersterer kann in Göthe's Schüssel sich wenigstens seinen spitzen idealen Schnabel netzen; Göthe aber, mit seiner breiten realistischen Schnauze, kann gar nichts aus Schillers Flasche bringen.

Göthe schreibt: „ich bin jetzt weder zu Großem noch 25 zu Kleinem nütze und lese nur indessen, um mich im Guten zu erhalten, den Herodot und Thucydides, *an denen ich zum ersten Male eine ganz reine Freude habe, weil ich sie nur ihrer Form und nicht ihres Inhalts wegen lese.*" Bei den Göttern! Das ist ein 30 *Egoist*, wie nicht noch Einer! Göthe ummauert nicht blos *sich*, daß ihn die Welt nicht überlaufe; er zerstückelt auch die Welt in lauter Ichheiten und sperrt jede besonders ein, daß sie nicht heraus könne, ihn nicht berühre, ehe er es haben will. Hätte er die Welt geschaffen, er hätte alle 35 Steine in Schubfächer gelegt, sie gehörig zu *schematisiren*; hätte allen Thieren nur leere Felle gegeben, daß sie Lieb-

haber ausstopfen; hätte jede Landschaft in einen Rahmen gesperrt, daß es ein Gemälde werde, und jede Blume in einen Topf gesetzt, sie auf den Tisch zu stellen. Was in der That wäre auch nebulistischer, als das unleidliche Durcheinanderschwimmen auf einer Wiese! Göthe's Hofleute bewundern das und nennen es Sachdenklichkeit; ich schlichter Bürger bemitleide das und nenne es Schwachdenklichkeit. Alle Empfindungen fürchtet er als wilde muthwillige Bestien und sperrt sie, ihrer Meister zu bleiben, in den metrischen Käfig ein. Er gesteht es selbst in einem Kapitel der Wahrheit aus seinem Leben, daß ihn in der Jugend jedes Gefühl gequält habe, bis er ein Gedicht daraus gemacht und so es los geworden sei. Bewahre der gute Gott mich und meine Freunde, daß wir nicht jeden Zug des Herzens als ungesunde Zugluft scheuen! Lieber nicht leben, als solch einer hypochondrisch-ängstlichen Seelendiät gehorchen! Tausendmal lieber krank seyn!

Göthe diktirt seine Briefe auch aus Objektivsucht. Er fürchtet, wenn er selbst schriebe, es möchte etwas von seinem Subjekte am Objekte hängen bleiben und er fürchtet Sympathie wie ein Gespenst. Er lebt nur in den Augen: wo kein Licht, ist ihm der Tod. Das Licht zu schützen, umschattet er es. Was ist Form? Der Tod der Ewigkeit, die Gestalt Gottes ... Ist Göthe glücklich zu nennen? Er ist so arm und so allein! Ihm kommt jeder Wunsch erst nach dessen Erfüllung, er begehrt nur, was er schon besitzt. Aber die Welt ist groß und der Mensch ist klein; er kann nicht alles fassen. Nur die Sehnsucht macht reich, nur die Religion, die, uns der Welt gebend, uns die Welt gibt, thut genug. Ich möchte nicht Göthe sein; er glaubt nichts, nicht einmal, was er weiß.

Ein Narr im Gesellschafter, oder in einem andern Blatte dieser Familie, ließ einmal mit großen Buchstaben drucken: Göthe hat sich über die französische Revolution ausgesprochen. Es war ein Trompetenschall, daß man meinte, ein König würde kommen, und

es kam ein Hanswurst. Und doch wäre Göthe, gerade wegen seiner falschen Naturphilosophie, der rechte Mann, die französische Revolution gehörig aufzufassen und darzustellen. Aber er haßte die Freiheit so sehr, daß ihm selbst seine geliebte Nothwendigkeit erbittert, sobald sie ein freund- 5 liches Wort für die Freiheit spricht. Er schreibt an Schiller: „Ich bin über des Soulavie mémoires historiques et politiques du règne de Louis XVI. gerathen ... Im Ganzen ist es der ungeheure Anblick von Bächen und Strömen, die sich nach Naturnothwendigkeit von vielen 10 Höhen und vielen Thälern, gegen einander stürzen und endlich das Uebersteigen eines großen Flusses und eine Ueberschwemmung veranlassen, in der zu Grunde geht, wer sie vorher gesehen hat, so gut als der sie nicht ahnete. Man sieht in dieser ungeheuren Empirie nichts als Natur 15 und nichts von Dem, was wir Philosophen gern Freiheit nennen möchten." Göthe, als Künstler Nothwendigkeit und keine Freiheit erkennend, zeigt hier eine ganz richtige Ansicht von der französischen Revolution, und ohne daß er es will und weiß, erklärt er sie nicht blos, sondern ver- 20 theidigt sie auch, die er doch sonst so hasset. Er hasset alles Werden, jede Bewegung, weil das Werdende und das Bewegte sich zu keinem Kunstwerke eignet, das er nach seiner Weise fassen und bequem genießen kann. Für den wahren Kunstphilosophen aber gibt es nichts werdendes 25 noch bewegtes; denn das Werdende in jedem Punkte der Zeit, das Bewegte in jedem Punkte des Raumes, den es durchläuft, ist in diesem Punkte, und der schnelle Blick, der ein so kurzes Dasein aufzufassen vermag, wird es als Kunstwerk erkennen. Für den wahren Naturphilosophen 30 gibt es keine Geschichte und keine Gährung; alles ist geschehen, alles fest, alles erschaffen. Aber Göthe hat den Schwindel wie ein Anderer auch, nur weiß er es nicht, daß das drehen und schwanken in der Vorstellung liegt und nicht in dem Vorgestellten. 35

G. S. VIII., 31—37.

Soden, den 18. Mai 1830.

Ich war immer erstaunt, daß unsern zwei größten Dichtern der Witz gänzlich mangelt; aber ich dachte: sie haben Adelstolz des Geistes, und scheuen sich, da wo sie öffentlich erscheinen, gegen den Witz, der plebejischer Geburt ist, Vertraulichkeit zu zeigen. Im Hause, wenn sie Keiner bemerkt, werden sie wol witzig seyn. Doch als ich ihren Briefwechsel gelesen, fand ich, daß sie im Schlafrocke nicht mehr Witz haben, als wenn den Degen an der Seite. Einmal sagt Schiller von Fichte: „Die Welt ist ihm nur ein Ball, den das Ich geworfen hat, und den es bei der Reflexion wieder fängt.“ Man ist erstaunt, verwundert; aber diese witzige Laune kehrt in dem bändereichen Werke kein zweites Mal zurück.

Der Mangel an Witz tritt bei Göthe und Schiller da am häßlichsten hervor, wo sie in ihren vertraulichen Mittheilungen, Menschen, Schriftsteller und Bücher beurtheilen. Es geschieht dieses oft sehr derb, oft sehr grob; aber es geschieht ohne Witz. Das Feuer brennt, aber es leuchtet auch; das Licht warnt vor dem Schmerz und bezahlt ihn. Tadel ohne Witz, ist Gluth ohne Licht. Das Lob braucht den Witz, verträgt ihn nicht; Wohlgefallen ist nur, wo Einheit der Empfindung, und der Witz trennt, zerreißt. Der Tadel braucht ihn; der Witz macht ihn milder, erhebt den Aerger zu einem Kunstwerke. Ohne ihn ist Kritik gemein und boshaft.

Ich weiß nicht, wie hoch die Gesetzbücher der Aesthetik den Witz stellen; aber ohne Witz, sey man noch so großer Dichter, kann man nicht auf die Menschheit wirken. Man wird nur Menschen bewegen, Zeitgenossen, und sterben mit ihnen. Ohne Witz hat man kein Herz, die Leiden seiner Brüder zu errathen, keinen Muth, für sie zu streiten. Er ist der Arm, womit der Bettler den Reichen an seine Brust drückt, womit der Kleine den Großen besiegt. Er ist der Enterhacken, der feindliche Schiffe anzieht und festhält. Er ist der unerschrockene Anwalt des Rechtes und der Glaube, der Gott sieht, wo ihn noch kein Anderer

ahnet. Der Witz ist das demokratische Princip im Reiche des Geistes; der Volkstribun, der, ob auch ein König wolle, sagt: ich will nicht!

Der Verstand ist Brod, das sättigt; der Witz ist Gewürz, das eßlustig macht. Der Verstand wird verbraucht 5 durch den Gebrauch, der Witz erhält seine Kraft für alle Zeiten. Göthe's und Schillers so verständige Lehren nützen nicht mehr; denn man hat ihre Lehren befolgt und neues Wissen braucht neue Regeln. Auch Lessing und Voltaire haben gelehrt, die Kunst und ihre Zeit haben 10 von ihnen gelernt; aber ihre Lehren sind für immer. Sie kämpften mit dem Witze, und der Witz ist ein Schwert, das in jedem Kampfe zu gebrauchen. Die Geschichte zählt große Menschen, die sind Register der Vergangenheit: so Göthe und Schiller. Sie zählt wieder andere, 15 die sind Inhalts-Verzeichniß der Zukunft: so Voltaire und Lessing.

Ihr, die ihr nicht Menschen, nur Göttern glaubt: so hört doch einmal, was eure verehrten Orakel sprechen! Schiller, wo er an Göthe, von dem schlechten Absatze der 20 Propyläen berichtet, spricht von der „ganz unerhörten Erbärmlichkeit des Publikums . . . Er schreibt: „Ich darf an die Sache gar nicht denken, wenn sie mein Blut nicht in Bewegung setzen soll, denn einen so niederträchtigen Begriff hat mir noch Nichts von dem deutschen Publikum 25 gegeben" . . . Er meint: „Den Deutschen muß man die Wahrheit so derb sagen als möglich." Ach! diese Wahrheit habe ich schon oft gesagt und derber als Schiller. Man muß nicht anfhören sie zu ärgern; das allein kann helfen. Man soll sie nicht einzeln ärgern — es wäre Unrecht, 30 es sind sogar gute Leute, man muß sie in Masse ärgern. Man muß sie zum National-Aerger stacheln, kann man sie nicht zur National-Freude begeistern, und vielleicht führt das Eine zum Andern. Man muß ihnen Tag und Nacht zurufen: Ihr seyd keine Nation, ihr taugt nichts 35 als Nation. Man darf nicht vernünftig, man muß unvernünftig, leidenschaftlich mit ihnen sprechen; denn nicht

die Vernunft fehlt ihnen, sondern die Unvernunft, die Leidenschaft, ohne welche der Verstand keine Füße hat. Sie ist ganz Kopf — caput mortuum. Europa gährt, steigt, klärt sich auf; Deutschland trübt sich, sinkt
5 und setzt sich ganz unten nieder. Das nennen die Staats-Chemiker: die Ruhe, den Frieden, den trocknen Weg des regierens.

Doch haben Göthe und Schiller das Recht, auf das Volk, dem sie angehören, so stolz herabzusehen? Sie
10 weniger als Einer. Sie haben es nicht geliebt, sie haben es verachtet, sie haben für ihr Volk Nichts gethan. Aber ein Volk ist wie ein Kind, man muß es belehren, man kann es schelten, strafen; doch soll man nur streng scheinen, nicht es seyn; man soll den Zorn auf den Lippen haben
15 und Liebe im Herzen. Schiller und Göthe lebten nur unter ausgewählten Menschen, und Schiller war noch ein schlimmerer Aristokrat als Göthe. Dieser hielt es mit den Vornehmen, den Mächtigen, Reichen, mit dem bürgerlichen Adel. Der Troß ist zahlreich genug; es kann wol
20 auch ein Unberechtigter ihrem Zuge folgen und sich unentdeckt in ihre Reihen mischen; und wird er entdeckt, man duldet ihn oft. Schiller aber zechte mit dem Adel der Menschheit an einem kleinen Tischchen und den ungebetenen Gast warf er zornig hinaus. Und seine Ritter
25 der Menschheit wissen das Schwert nicht zu führen, sie schwätzen blos und lassen sich todtschlagen; es ist ein deklamirender Komödianten-Adel. Marquis Posa spricht in der Höhle des Tigers wie ein Pfarrer vor seiner zahmen Gemeinde und vergißt, daß man mit Tyrannen kämpfen soll,
30 nicht rechten. Der Vormund eines Volkes muß auch sein Anführer seyn; einer Themis ohne Schwert wirft man die Wage an den Kopf.

Wenn Gottes Donner rollen, und niederschmettern das Gequicke der Menschlein da unten: dann horcht ein
35 edles Herz und jauchzet und betet an und wer angstvoll ist, hört und ist still und betet. Der Dämische aber verstopft sich die Ohren und hört nicht und betet nicht und

betet nicht an. Schiller, während der heißen Tage der französischen Revolution, schrieb in der Ankündigung der Horen: „Vorzüglich aber und unbedingt wird sich die Zeitschrift alles verbieten, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht.“ So spricht noch heute jeder 5
Lump von Journalist, wenn er, um die Leser lüstern zu machen nach dem neuen Blatte, sie versichert, es werde das reine Gold der Novellen, der Theaterberichte und Charaden mittheilen, ohne alle garstige Legirung mit Glaube und Freiheit. Schiller war edel, aber nicht edler als sein Volk. 10
So sprach und dachte auch Göthe. Sendet dazu der Himmel der durstigen Menschheit seine Dichter, daß sie trinken, sie mit den Königen, und daß wir, den Wein vor den Augen, den sie nicht mit uns theilen, noch mehr verschmachten? Und so denkend und so sprechend, geziemt 15
es ihnen zu klagen: „So weit ist es noch nicht mit der Cultur der Deutschen gekommen, daß sich das, was den Besten gefällt, in Jedermanns Händen finden sollte?“ Wie kann sich in Jedermanns Händen finden, wornach nicht Jedermann greift, weil es, wie Religion und Bürger- 20
thum nicht Jedermann angeht? Soll etwa das deutsche Volk aufjauchzen und die Schnupftücher schwenken, wenn Göthe mit Myrons Kuh liebäugelt?

G. S. VIII, 78—83.

Soden, den 20. Mai 1830. 25

Ich habe Göthe's und Schillers Briefe zu Ende gelesen; das hätte ich mir nicht zugetraut. Vielleicht nützt es meiner Gesundheit als Wasser-Kur. Mich für meine beharrliche Diät zu belohnen, will ich mir die hochpreißlichen Rezensionen zu verschaffen suchen, die über diesen 30
Briefwechsel gewiß erschienen seyn werden. Ich freue mich sehr darauf. Was werden sie über das Buch nicht alles gefaßelt, was nicht alles darin gefunden haben! Göthe hat viele Anhänger, er hat, als ächter Monarch, es immer mit dem literarischen Pöbel gehalten, um die reichen und 35

unabhängigen Schriftsteller in die Mitte zu nehmen und einzuengen. Er für sich hat sich immer vornehm gehalten, er hat nie selbst von oben gedrückt; er ist stehen geblieben und hat seinen Janhagel von unten drücken lassen. Nichts 5 ist wunderlicher als die Art, wie man über Göthe spricht — ich sage die Art; ich sage nicht, es sey wunderlich, daß man ihn hochpreißt; das ist erklärlich und verzeihlich. Man behandelt ihn ernst und trocken als ein Corpus Juris. Man erzählt mit vieler Gelehrsamkeit die Geschichte 10 seiner Entstehung und Bildung; man erklärt die dunkeln Stellen; man sammelt die Parallelstellen; man ist ein Narr. Ein Bewunderer Göthes sagte mir einmal: um dessen Dichtwerke zu verstehen, müsse man auch seine naturwissenschaftlichen Werke kennen. Diese kenne ich freilich 15 nicht; aber was ist das für ein Kunstwerk, das sich nicht selbst erklärt? Weiß ich denn ein Wort von Shakespeare's Bildungsgeschichte und verstehe ich den Hamlet darum weniger, so viel man Etwas verstehen kann, das uns entzückt? Muß man, den Mackbeth zu verstehen, auch 20 den Othello gelesen haben? Aber Göthe hat durch sein diplomatisches Verfahren die Ansicht geltend gemacht, man müsse alle seine Werke kennen, um jedes einzelne gehörig aufzufassen; er wollte in Bausch und Bogen bewundert seyn. Ich bin aber gewiß, daß die erbende Zukunft 25 Göthes Hinterlassenschaft nur cum beneficio inventarii antreten werde. Ein Göthe-Pfaffe, der so glücklich war, eine ganze Brieftasche voll ungedruckter Zettelchen von seinem Gotte zu besitzen, breitete einmal seine Reliquien vor meinen Augen aus, fuhr mit zarten, frommen Fingern 30 darüber her und sagte mit Wasser im Munde: „jede Zeile ist köstlich!“ Mein guter Freund wird diesen Briefwechsel, der fünfzigtausend köstliche Zeilen von Göthe enthält, als ein grünes Gewölbe anstaunen: ich aber gebe lieber für das Dresdner meinen Dukaten Bewunderung hin.

35 Aber in dem letzten Bande der Briefsammlung ist es geschehen, daß Göthe einmal, ein einziges Mal in seinem langen Leben, sich zur schönen Bruderliebe wandte,

weil er sich vergessen, sich verwirrt und vom alten ausgetretenen Wege der Selbstsucht abgekommen war. In der Zueignung des Buches an den edlen König von Baiern, worin er diesem Fürsten für die von ihm empfangenen Beweise der Gnade dankt, gedenkt er Schillers, 5 des verstorbenen Freundes und beweint, daß nicht auch er, da er noch lebte, sich solcher fürstlichen Huld zu erfreuen gehabt; ja ihn rührt der Gedanke, daß Schiller vielleicht noch lebte, wäre ihm solche Huld zu Theile geworden. Göthe sagt: „Der Gedanke, wie viel auch er 10 von Glück und Genuß verloren, drang sich mir erst lebhaft auf, seit ich Ew. Majestät höchster Gunst und Gnade, Theilnahme und Mittheilung, Auszeichnung und Bereicherung, wodurch ich frische Anmuth über meine hohen Jahre verbreitet sah, mich zu erfreuen hatte ... Nun 15 ward ich zu dem Gedanken und der Vorstellung geführt, daß auf Ew. Majestät ausgesprochene Gesinnungen dieses alles dem Freunde in hohem Maße wiederfahren wäre; um so erwünschter und förderlicher, als er das Glück in frischen, vermögsamen Jahren hätte genießen können. 20 Durch allerhöchste Gunst wäre sein Dasein durchaus erleichtert, häusliche Sorgen entfernt, seine Umgebung erweitert, derselbe auch wol in ein heilsameres besseres Klima versetzt worden, seine Arbeiten hätte man dadurch belebt und beschleunigt gesehen; dem höchsten Gönner selbst 25 zu fortwährender Freude, und der Welt zu dauernder Erbauung.“

Dürfen wir unseren Augen trauen? Der Geheimerath von Göthe, der Karlsbader Dichter, wagt es, deutsche Fürsten zu schelten, daß sie Schiller, den Stolz und die 30 Zierde des Vaterlandes, verkümmern ließen? Er wagt es, so von höchsten und allerhöchsten Personen zu sprechen? Ist der Mann jung geworden in seinem hohen Alter? Ach nein, es ist Alterschwäche; es war keine freie Bewegung der Seele, es war ein Seelenkrampf gewesen. 35 Aber das verdammt ihn, daß er nicht vierzig Jahre früher und auch bei jedem Anlasse so hervorgetreten — das

verdammt ihn, weil wir jetzt sahen und erkannten, wie er hätte wirken können, wenn er es gethan. Er hat durch die wenigen Worte seines leisen Tadels ein Wunder bewirkt! Er hat die festverschlossene, uneindringliche Amtsbrust eines deutschen Staatsdieners wie durch Zauberei geöffnet! Er hat den fünf und zwanzigjährigen Frost der strengsten Verschwiegenheit durch einen einzigen warmen Strahl seines Herzens aufgethaut! Kaum hatte Herr von Beyme, einst preußischer Minister, Göthes Anklage gelesen, als er bekannt machte: Um den Vorwurf, den Göthe den Fürsten Deutschlands macht, daß Schiller keinen Beschützer unter ihnen gefunden, wenigstens von seinem Herrn abzuwenden, wage er, die amtlich nur ihm bekannte Thatsache zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, daß der König von Preußen Schillern, als dieser den Wunsch geäußert, sich in Berlin niederzulassen, aus freier Bewegung einen Gehalt von dreitausend Thalern jährlich und noch andere Vortheile gesichert hatte. Warum hat Herr von Beyme diesen schönen Zug seines Herrn so lange verschwiegen? Warum hat er gewartet bis eingetroffen, was kein Gott vorhersehen konnte, daß Göthe einmal menschlich fühlte? Daß der König von Preußen strenge Gerechtigkeit übt, das weiß und preißt das deutsche Vaterland; aber seinen Dienern ziemt es, auch dessen schöne Handlungen, die ein edles Herz gern verbirgt, bekannt zu machen, damit ihnen die Huldigung werde, die ihnen gebührt, und damit sie die Nachahmung erwecken, die unsern engherzigen Regierungen so große Noth thut.

In den Europäischen Staaten, die unverjüngt geblieben, fürchten die Herrscher jede Geisteskraft, die ungebunden und frei nur sich selbst lebt, und suchen sie durch verstellte Geringschätzung in wirklicher Geringschätzung zu erhalten. Wo sie dieses nicht vermögen, wo ein Talent sich durchgeschlagen und sich Hochachtung erbeutet, da schmieden sie es an die Schulbank, um es festzuhalten, oder spannen es vor die Regierung, um es zu zügeln. Ist die Regierung voll, und kann keiner mehr darin unter-

gebracht werden, zieht man den Schriftstellern wenigstens die Staatslivree an und gibt ihnen Titel und Orden; oder man sperrt sie in den Adelshof, nur um sie von der Volksstadt zu trennen. Daher gibt es nirgends mehr Hofräthe als in Deutschland, wo sich doch die Höfe am 5 wenigsten rathen lassen. In Oestreich, wo die Juden seit jeher einen großen Theil der Bürgerlichen und alle Staatsbürgerliche Rechte entbehren; in diesem Lande, wo man an Gottes Wort nicht deutelt und alles läßt, wie es zur Zeit der Schöpfung gewesen, adelt man doch die 10 niedergehaltenen Juden und macht sie zu Freiherrn, sobald sie einen gewissen Reichthum erlangt. So sehr ist dort die Regierung besorgt und bemüht, dem Bürgerstande jede Kraft, selbst den Reichthum und seinen Einfluß zu entziehen! Es ist zum Lachen, wenn man ließt, welchen 15 Weg der Ehre Schiller gegangen. Als er in Darmstadt dem Großherzoge von Weimar seine Räuber vorgelesen, ernannte ihn dieser zum Rath, der damalige Landgraf von Darmstadt ernannte ihn auch zum Rath; Schiller war also zweimal Rath. Der Herzog von Meiningen 20 ernannte ihn zum Hofrath; der deutsche Kaiser adelte den Dichter des Wilhelm Tell. Dann ward er Professor in Jena, er bekam Brod, er mußte aber arbeiten, und nur wenige Jahre lebte er frei und seiner Würde angemessen in Weimar von der Gunst seines Fürsten. Kein zweiter 25 übernahm die irdischen Sorgen dieses ätherischen Geistes, Gold hat ihm keiner gegeben. Doch ja — ein Erbprinz und ein Graf haben ihre beiden Herzbeutel zusammengeschossen, und haben in Compagnie dem Dichter auf drei Jahre einen Gehalt von tausend Thalern gegeben. 30 Wen Gott empfiehlt, der ist bei unsern regierenden Herren schlecht empfohlen. Und wäre es denn Großmuth, wenn deutsche Fürsten das Genie würdiger unterstützen, da sie doch die alleinigen und unbeschränkten Verwalter des Nationalvermögens sind? 35

Göthe hätte ein Herkules seyn können, sein Vaterland von großem Unrathe zu befreien; aber er holte sich blos

die goldenen Aepfel der Hesperiden, die er für sich behielt, und dann setzte er sich zu den Füßen der Omphale und blieb da sitzen. Wie ganz anders lebten und wirkten die großen Dichter und Redner Italiens, Frankreichs und
5 Englands! Dante, Krieger und Staatsmann, ja Diplomat, von mächtigen Fürsten geliebt und gehaßt, beschützt und verfolgt, blieb unbekümmert um Liebe und Haß, um Gunst und Tücke, und sang und kämpfte für das Recht. Er fand die alte Hölle zu abgenutzt und schuf eine neue, den
10 Uebermuth der Großen zu bändigen und den Trug gleisnerischer Priester zu bestrafen. Alfieri war reich, ein Edelmann, adelstolz, und doch keuchte er wie ein Lastträger den Parnaß hinauf, um von seinem Gipfel herab die Freiheit zu predigen. Montesquieu war ein Staatsdiener
15 und er schrieb seine persischen Briefe, worin er den Hof verspottete, und seinen Geist der Gesetze, worin er die Gebrechen Frankreichs richtete. Voltaire war ein Höfling; aber nur schöne Worte verehrte er den Großen und opferte ihnen nie seine Gesinnung auf. Er trug eine wohlbestellte
20 Perücke, feine Manschetten, seidene Röcke und Strümpfe; aber er ging durch den Koth, sobald ein Verfolgter um Hülfe schrie und holte mit seinen adeligen Händen Schuldlos Gerichtete vom Galgen herab. Rousseau war ein kranker Bettler und hülfsbedürftig; aber nicht die zarte
25 Pflege, nicht die Freundschaft, selbst der Vornehmen, verführte ihn, er blieb frei und stolz, und starb als Bettler. Milton vergaß über seine Verse die Noth seiner Mitbürger nicht, und wirkte für Freiheit und Recht. So waren Swift, Byron, so ist Thomas Moore. Wie war, wie
30 ist Göthe? Bürger einer freien Stadt, erinnert er sich nur, daß er Enkel eines Schultheißen ist, der bei der Kaiserkrönung Kammerdienste durfte thun. Ein Kind ehrbarer Eltern, entzückte es ihn, als ihn einst als Knabe ein Gassenbube Bastard schalt und er schwärmte mit der
35 Phantasie des künftigen Dichters, wessen Prinzen Sohn er wol möchte seyn. So war er, so ist er geblieben. Nie hat er ein armes Wörtchen für sein Volk gesprochen,

er, der früher auf der Höhe seines Ruhmes unantastbar, später im hohen Alter unverletzlich, hätte sagen dürfen, was kein anderer wagen durfte. Noch vor wenigen Jahren bat er die „hohen und höchsten Regierungen" des deutschen Bundes um Schutz seiner Schriften gegen den Nachdruck. 5 Zugleich um gleichen Schutz für alle deutschen Schriftsteller zu bitten, das fiel ihm nicht ein. Ich hätte mir lieber wie einem Schulbübchen mit dem Lineal auf die Finger klopfen lassen, ehe ich sie dazu gebraucht, um mein Recht zu betteln, und um mein Recht allein! 10

Göthe war glücklich auf dieser Erde und er erkennt sich selbst dafür. Er wird hundert Jahre erreichen; aber auch ein Jahrhundert geht vorüber und ewig sitzt die Nachwelt. Sie, die furchtlose, unbestechliche Richterin, wird Göthe fragen: Dir ward ein hoher Geist, hast du 15 je die Niedrigkeit beschämt? Der Himmel gab dir eine Feuerzunge, hast du je das Recht vertheidigt? Du hattest ein gutes Schwert, aber du warst nur immer dein eigner Wächter! Glücklich hast du gelebt, aber du hast gelebt.

G. S. VIII., 84—93. 20

Soden, 27. Mai 1830.

— Habe Göthe's West-östlichen Divan geendigt. Ich mußte ihn mit Verstand lesen; mit Herz habe ich es früher einmal versucht, aber es gelang mir nicht. So mit keiner Schrift des Dichters, den Ante-Aulischen Werther 25 ausgenommen, den er geschrieben, sich mit der zudringlichen Jugend ein für alle Male abzufinden.

Welch ein Beispielloses Glück mußte sich zu dem seltenen Talente dieses Mannes gesellen, daß er sechzig Jahre lang die Handschrift des Genies nachmachen konnte 30 und unentdeckt geblieben!

Nein, das sind keine Weingesänge, das sind keine Liebeslieder! Das sind keine losen, das sind feste Gedichte. Wol anmuthig säuselt die Luft durch Zweige und Blätter und schüttelt sie freundlich; aber den starren Stamm 35

bewegt sie nicht. Was wurzelt, ist halb der Nacht halb dem Lichte und hat nur halbes Leben. Warum, ein freier Mann, orientalisch dichten? Gefangene sind Jene, die durch das Gitter ihres dumpfen Kerkers hinaussingen in die kühle Luft. Das Lied ist leicht, das Herz ist schwer. Selbst Salomon seufzte bei Wein und Kuß, und er war Herr: wie mochten erst seine Sklaven lieben und trinken.

Von den Orientalen stammen alle Religionen. Gottes Schrecken und Milde, Zorn und Liebe, war in ihren despotischen Herrschern ihnen näher geführt, als den freien Abendländern. Ihre Poesie ist kindlich, weil aufgewachsen unter dem Schutze und den Augen ihres Vaters; aber auch kindisch aus Furcht.

Das zahme Dienen trotzigen Herrschern hat sich Göthe unter allen Kostbarkeiten des orientalischen Bazars am begierigsten angeeignet. Alles andere *fand* er, dieses *suchte* er; Göthe ist der gereimte Knecht, wie Hegel der ungereimte.

Göthes Styl ist zart und reinlich: darum gefällt er. Er ist vornehm: darum wird er geachtet — von Andern. Ich aber untersuchte, ob die so glatte Haut Kraft und Gesundheit bedecke, und ich fand es nicht; fand keine Ader, die von der Lilienweißen Hand den Weg zum Herzen zeige. Göthe hat etwas Würdiges, aber diese Würde kommt nicht von seiner Herrlichkeit, sondern von glücklicher Anmaßung, von Etikette. Wie ein König, hat er schlau und wohlbedacht Alles berechnet und angeordnet, statt *Ehrfurcht*, dieses ursprüngliche Gefühl, welches die gottentsprungene Macht erweckte, *Ehre* und *Furcht* zu erzwingen. Genug für die, welchen solche Huldigung genug ist; aber nicht genug für uns, die wir nur mit dem Herzen dienen. Blinzeln wir auch, wenn es uns um die Augen flittert, lassen wir uns doch nicht verblenden; stutzen wir auch, wenn Machtgewohnte Mienen und Worte uns entgegenkommen, kehren wir doch bald zurück und fragen: wo ist das Recht?

Göthe spricht langsam, leise, ruhig und kalt. Die dumme, Scheinbeherrschte Menge preist das hoch. Der

Langsame ist ihr bedächtig, der Leise bescheiden, der Ruhige gerecht und der Kalte vernünftig. Aber es ist Alles anders. Der Muthige ist laut, der Gerechte eifrig, der Mitleidige bewegt, der Entschiedene schnell. Wer auf dem schwanken Seile der Lüge tanzt, braucht die Balancirstange der 5 Ueberlegung; doch wer auf dem festen Boden der Wahrheit wandelt, mißt nicht ängstlich seine Schritte ab und schweift mit seinen Gedanken nach Lust umher. Seht euch vor mit Allen, die so ruhig und sicher sprechen! Sie sind ruhig aus Unruhe, scheinen sicher, weil sie sich 10 unsicher fühlen. Glaubet dem Zweifelnden, und zweifelt, wenn man Glauben gebietet. Göthe's Lehrstyl beleidigt jeden freien Mann. Unter Allem, was er spricht, steht: tel est notre plaisir; Göthe ist anmaßend oder ein Pedant, vielleicht Beides. 15

Göthe's Gedanken sind alle ummauert und befestigt. Er selbst will, sein Leser kann nicht mehr hinaus, sobald er in sie eingedrungen. Das Thor schließt sich hinter ihm, er ist gefangen. Göthe, weil er beschränkt ist, beschränkt. Das Umflattern der Phantasie, der eigenen wie der fremden, 20 belästigt ihn; er stutzt sie, und der Flügellahme Leser preist einen Dichter hoch, zu dem er sich nicht zu erheben braucht, weil er so gütig ist, auf gleichem Boden mit ihm zu stehen.

Göthe verbietet, ja selbst dem Eigenwilligsten verhindert er das Selbstdenken. Und man sage nicht: es 25 geschieht, weil er den Gegenstand bis auf den Grund ausschöpft, weil er der Wahrheit höchste Spitze erreicht. Der Menschenliebende, Gottverwandte Dichter entführt uns der Schwerkraft der Erde, trägt uns auf seinen feurigen Flügeln hinauf bis in den Kreis des Himmels, dann senkt er sich, 30 auch seine andern Kinder zu heben; uns aber zieht die Sonne an. Sinken wir mit dem Dichter zurück, so ist es, weil er den irdischen Dunstkreis nicht verließ. Der wahre Dichter schafft seinen Leser zum Gedichte, das ihn selbst überflügelt. Wer nicht dieses vermag, dem ist nichts ge- 35 lungen. Ein Gesell zieht er Gesellen an; aber er ist kein Meister und bildet keinen. G. S. VIII., 119—123.

Paris, den 5. November 1830.

5 ... Es ist recht feige von mir, und ich mache es mir zum großen Vorwurfe, daß ich meine Gesinnung gegen Göthe noch nicht öffentlich ausgesprochen. Es wäre von der größten nationellen Wichtigkeit.

N. S. V., 16.

Paris, den 5. November 1830.

10 ... Mittwoch Abend war ich bei Gerard, dem berühmten Maler, dessen Salon schon seit dreißig Jahren bestehet und wo sich die ausgezeichnetesten Personen versammeln ... Ich fand dort ... den Bildhauer David, der im vorigen Sommer in Weimar war, um Goethes Büste aufzunehmen. G. S. IX., 117—118.

Paris, Samstag den 20. November 1830.

15 Ein Wiener Gelehrter[1]) hat mir in diesen Tagen geschrieben ... Hören Sie ..., was er von Goethe sagt, wobei ich nur nicht begreife, was ihn auf den Gedanken

---

[1]) D. i. Josef Reichel vgl. Aus Bauernfelds Tagebüchern von Carl Glossy (Jahrbuch der Grillparzer Gesellschaft V, 59,
20 165): Neue Freie Presse Nr. 4459 vom 25. September 1877. (Erinnerungen von Bauernfeld. Ein Wiener Philosoph). Horner, Bauernfeld. Leipzig, 1900. S. 71. Der Wortlaut des Original-Manuskriptes an Mad. Wohl-Straus ist, wie mir Herr Dr. G. Schnapper-Arndt mitzuteilen so gütig ist, folgender:

25 Paris, Samstag d. 20. Nov. 1830.

... Sie haben mir, so viel ich mich erinnere, früher geschrieben, der Brief des Wiener Gelehrten an mich, den Sie heute mit den Sachen durch den Fuhrmann erhalten, sei sehr langweilig. Ich finde das aber nicht. Der Ton darin ist so wahr und so
30 herzlich. Ich habe das größte Mitleid mit den armen Wiener Gelehrten, die im schnödesten Geistesdruck leben, und darum und weil sie sich gar nicht aussprechen dürfen, die freisinnigen Ideen in Philosophie und Politik lebhafter fühlen und viel schmerzhafter von ihnen gequält werden müssen, als wir Andern. Warum
35 gefiel Ihnen denn der Brief nicht? Was er über Göthe sagt, ist so wahr. Was mich aber ärgert und wundert ist, daß er aus

gebracht haben mag, daß ich hierin anderer Meinung sei, als er selbst. Ich erinnere mich zwar nicht, je meine Abneigung gegen Goethe deutlich ausgesprochen zu haben; aber sie ist so alt und so stark, daß sie in meinen Schriften doch wohl einmal hervorgeschienen haben muß. 5
„Was mich aber wundert, ist dies, daß sie den wilden Goethe öfters anführen. Dieser Mensch ist ein Muster von Schlechtigkeit; man kann in der Weltgeschichte lange suchen, bis man einen seines Gleichen findet. Thöricht ist es, daß man immer sagt: Schiller und Goethe, wie 10 Voltaire und Rousseau. Um so viel Rousseau mehr ist als Schiller, um so viel ist Goethe schlechter als Voltaire.

---

meinen Schriften nicht gemerkt, daß ich selbst ein großer Feind von Göthe bin. Er schreibt mir: „Was mich aber wundert, ist dieß, daß Sie den wilden Göthe öfters anführen. Dieser Mensch 15 ist ein Muster von Schlechtigkeit, man kann in der Weltgeschichte lange suchen, bis man einen seines Gleichen findet. Thörigt ist es, daß man immer sagt: „Schiller und Göthe, Schiller und Göthe“ wie Voltaire und Rousseau. Um so viel Rousseau mehr ist als Schiller, um so viel ist Göthe schlechter als Voltaire 20 Göthe war immer nur ein Despotendiener; seine Satire trifft weislich nur die Kleinen, den Großen macht er den Hof. Dieser Göthe ist ein Krebsschaden am deutschen Körper ꝛc.“ Ist das nicht allwahr, und doppelt schön gesagt von einem Wiener? Es ist recht feige von mir und ich mache es mir zum großen Vor= 25 wurfe, daß ich meine Gesinnung gegen Göthe noch nicht öffentlich ausgesprochen. Es wäre von der größten nationellen Wichtigkeit. Göthe ist der König und stürzte man ihn, wäre mit dem Volke leicht fertig zu werden“ — —

Es scheinen somit in die leider nicht mehr vorhandene 30 „Druckvorlage“ die fehlenden Stellen hineingeschrieben worden zu sein. Briefe von Reichel an Börne existieren nicht, ja der Name des Wiener Gelehrten ist im Manuskripte nicht ausgeschrieben.“ Übrigens war der „grimmige Reichel“, wie ihn Schwind in einem Briefe an Bauernfeld vom 2. IV. 1854 35 (Grillparzer Jahrb. VI, 276) nennt, nicht der einzige Verehrer Börnes in Wien. Ad. Glasbrenner berichtet (in seinen „Bildern und Träumen aus Wien“, Leipzig 1836 I, 35): „Daß Börne in keinem Lande so stark als in Oestreich gelesen wird, und die Wiener lesen ihn nicht nur, um ihn gelesen zu haben; er ist 40 ihnen zum Bedürfniß geworden, weil er mit geistreicher und eisenfester Sprache ihre geheimsten Empfindungen offenbart; weil sie

Goethe war immer nur ein Despotendiener; seine Satyre trifft weislich nur die Kleinen; den Großen macht er den Hof. Dieser Goethe ist ein Krebsschaden am deutschen Körper, und das Aergste ist noch, daß Alles die Krankheit
5 für die üppigste Gesundheit hält, und den Mephistopheles auf den Altar setzt und Dichterfürsten nennt. Ja Fürsten= d. i. Despotendichter sollte er eigentlich heißen."

Wie wahr, wie wahr das Alles, und wie heilsam wäre es, solche Gesinnung — nicht zu verbreiten, sie ist
10 verbreitet genug — sondern den Muth zu verbreiten, sie auszusprechen. Goethe ist der König seines Volkes; ihn gestürzt, und wie leicht dann mit dem Volke fertig zu werden! Dieser Mann eines Jahrhunderts hat eine ungeheuer hindernde Kraft; er ist ein grauer Staar im
15 deutschen Auge, wenig, nichts, ein bischen Horn — aber beseitigt das und eine ganze Welt wird offenbar. Seit

---

ihn für einen Gottgesandten halten, dessen mächtiger Einfluß auf unsere Zeit unverkennbar ist." Bauernfeld selbst widmet ihm nicht nur (1831—1840) die folgenden Vierzeiler:

20 „Es bleibt das alte Wesen
Conservativ, stabil!
Doch wenn wir Börne lesen,
So bessert sich unser Stil."

„Wenn Börne über Göthe schimpft,
25 Er thut's in seinem Glauben;
Doch wenn Herr Menzel die Nase rümpft,
Der darf sichs nicht erlauben".

(Ed. Bauernfeld, Ges. Schriften (Wien, 1873) XI, 149, 155.)

es erliegt von ihm, wie mir sein Biograph, Herr Dr. Emil
30 Horner, mitteilt, in der Wiener Stadtbibliothek ein Ms. mit dem Titel: „Hanswurst. Possenspiel. Den Manen Ludwig Börnes und Carl Immermanns 1840".

Ja, sogar in dem Tagebuche der Fürstin Melanie Metternich [Aus Mett. nachgel. Papieren V (Wien, 1882), 545] findet man
35 folgende Notiz: 26. Januar 1834 „Ich brachte die ersten Abend= stunden bei Clemens zu, dem ich Börne's Briefe vorlas. Sie sind natürlich so boshaft als möglich, der Styl ist aber von einer dämonischen Ausgelassenheit und ungemein geistreich".

ich fühle, habe ich Goethe gehaßt, seit ich denke, weiß ich warum. Wir haben oft davon gesprochen, und Sie begreifen meine Freude, in einer Geistes-Wüste, wie Oesterreich ist, einem menschlichen Wesen begegnet zu seyn, das fühlt und denkt wie ich. 5

G. S. IX., 143—148.

Paris, Mittwoch den 8. Dezember 1830.

— Es ist entsetzlich mit Goethe's Sohn! Ich hätte weinen mögen. Wie hart mußte ein Schicksal seyn, das diesen harten Mann mürbe machte. Nach dem letzten 10 Berichte war er hoffnungslos und jetzt ist er wahrscheinlich todt. Es ist mir, als würde mit Goethe die alte deutsche Zeit begraben, ich meine an dem Tage müsse die Freiheit geboren werden.

G. S. IX., 161. 15

Paris, Mittwoch den 26. Januar 1831.

. . . ich hatte aus der Psychologie vergessen, welche Leidenschaft, welche Gemüthsbewegung den Menschen in Schweiß bringt. Da fiel mir ein, in Goethe's Leben gelesen zu haben, wie in der Schlacht von Valmy, zwar 20 in bescheidener Entfernung vom Schlachtfelde, doch nahe genug, daß er den Kanonendonner hören konnte, dem Dichter ganz heiß geworden war, wie mir im Othello. Daraus schloß ich denn, daß es die Furcht sei, die den Menschen schwitzen mache. Darüber mußte ich lachen und 25 das erleichterte mir das schwere Herz.

G. S. X., 9.

Paris, Dienstag den 15. Februar 1831.

Was ich über die Briefe eines Verstorbenen gesagt, ist alles gerecht. Ich habe nichts mit Unrecht getadelt . . . 30 Das Goethe und Varnhagen das Buch eines Vornehmen gelobt, hat ihm bei mir Nichts geholfen. Ich kenne diese Herren, und weiß, wie sie, ihr eignes Gewicht nicht zu

verlieren, diplomatisch bemüht sind, das literarische Gleichgewicht in Deutschland zu erhalten. Darum stärken sie mit so viel Liebe alle schwachen Schriftsteller.

G. S. X., 80.

5 Paris, Samstag den 19. Februar 1831.

. . . Eine Revolution aufhalten, ehe sie von selbst stille stehet, das heißt ihren Weg verlängern, ihr Ziel entfernen. Man hat, mehr aus einer lächerlichen Eitelkeit, als aus Politik, sich dem Auslande stark zeigen wollen. 10 Man wollte zeigen, daß man Herr des Volkes sei, seine Leidenschaft meistern könne. Mir fiel dabei gleich anfänglich der alte Goethe ein. Als er die Nachricht von dem Tode seines einzigen Sohnes erfuhr, glaubte er seinen Schmerz zu mäßigen, wenn er ihn verberge. Er bekam einen Blut- 15 sturz davon, der ihn an den Rand des Grabes führte. Ich fürchte, Frankreich bekommt einen Blutsturz.

G. S. X., 110.

Paris, Donnerstag, den 3. März 1831.

Monsieur Paul de Kock sagt: „c'est une bien jolie 20 chose d'aimer et d'être aimé“ — dabei kann man sich nicht verbrennen. Und Philosophie hat er auch, Lebens-Philosophie! Zwar gibt er uns nicht wie Goethe im Wilhelm Meister Lehrbriefe mit Trüffeln; aber es ist eine recht kräftige Philosophie, bürgerlich zubereitet.

25 G. S. X., 163—164.

Paris, Samstag den 19. März 1831.

— Also in Frankfurt ist man mit dem faulen Treiben hier auch nicht zufrieden? was ist zu thun? die vielen Menschen, welche durch die letzte Revolution ihren Ehr- 30 geiz und ihre Habsucht befriedigt, wollen Ruhe und Frieden haben „Ruhe und Frieden! ich glaubs wohl, den wünscht jeder Raubvogel die Beute nach Bequem-

lichkeit zu verzehren" — läßt Goethe seinen Götz von Berlichingen sagen.

G. S. X., 246—247.

Paris, den 25. März 1831.

Kein Mann von Geist könnte jetzt ein Drama dichten, er müßte denn wie Goethe zugleich kein Herz haben, aber Geist ohne Herz, das bringt das nehmliche Jahrhundert nicht zweimal hervor.

G. S. X., 272.

Paris, den 31. März 1831.

Es war die Oper Le dieu et la Bajadére, in der ich sie (die Taglioni) sah. Musik von Auber. Leichte Waare. Rossini ist Marmor dagegen ... Die Poesie ist von Scribe. Es ist die schöne Legende: Der Gott und die Bajadere von Goethe, gehörig scribirt ... Die Bajadere versteht wohl die fremde Sprache, aber bis zum Sprechen hat sie es darin noch nicht gebracht. Nicht einmahl Ja oder Nein kann sie auf indisch sagen. So erklärt eine Gespielin das stumme Räthsel und so sind alle Schwierigkeiten auf das glücklichste gehoben. Und glauben Sie, ja nicht das sei leicht gewesen. Es ist das Ei des Kolumbus und ich versichere Sie, Schiller und Goethe hätten diesen Ausweg nicht gefunden.

G. S. X., 288—290.

Paris, den 31. März 1831.

Welchen schönen Enthusiasmus haben die Engländer für die Reliquien ihrer großen Männer. Für einen Brief von Lord Byrons Vater, der ein unbedeutender Mensch war, wurden fünf Guineen vergebens geboten. Wie viel zahlt wohl ein Frankfurter Banquier für einen Brief von Göthe's Vater?

G. S. X., 296.

Paris, den 30. September 1831.

Es ist doch herrlich in Paris! Da sitze ich Abends acht Uhr auf meinem Zimmer, rauche eine Pfeife, lese einen Band von Göthe und bekümmere mich um die ganze
5 Welt nicht, kann man das in Deutschland auch haben?

N. S. V., 50—51.

Paris, Samstag, den 8. October 1831.

Goethe's Tagebuch, von dem ich Ihnen neulich geschrieben, habe ich nun geendigt. So eine dürre, leblose
10 Seele giebt es auf der Welt nicht mehr, und nichts ist bewundernswürdiger als die Naivität, mit welcher er seine Gefühllosigkeit an den hellen Tag bringt. Das Buch ist eine wahre Bibel des Unglaubens. Ich habe beim Lesen einige Stellen ausgezogen, und ich lege das Blatt hier
15 bei. Viele Bemerkungen hierüber waren gar nicht nöthig; Goethes klarer Text macht die Noten überflüssig. Und solche Consuln hat sich das deutsche Volk gewählt! Goethe — der angstvoller als eine Maus, beim leisesten Geräusche, sich in die Erde hineinwühlt, und Luft, Licht,
20 Freiheit, ja des Lebens Breite, wonach sich selbst die todtgeschaffenen Steine sehnen — alles, alles, hingiebt, um nur in seinem Loche ungestört am gestohlenen Speckfaden knuppern zu können — und Schiller, der edler aber gleich muthlos, sich vor Tyrannei hinter Wolkendunst ver-
25 steckt, und oben bei den Göttern vergebens um Hülfe fleht, und von der Sonne geblendet die Erde nicht mehr sieht, und die Menschen vergißt, denen er Rettung bringen wollte. Und so — ohne Führer, ohne Vormund, ohne Rechtsfreund, ohne Beschützer — wird das unglückliche
30 Land eine Beute der Könige und das Volk der Spott der Völker.

G. S. XI., 20—21.

Paris, Samstag, den 8. October 1831.

Tag- und Jahres-Hefte als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse, von 1789 bis 1806.

(Goethes Werke 31ster Band.)

„Der Geist nähert sich der wirklichen, wahrhaften Natur, durch Gelegenheits-Gedichte.“ — Wie Einen Gelegenheits-Gedichte zur wahrhaften Natur führen können, begreife ich nicht, Goethe müßte denn auch die Liebe zu den Gelegenheiten rechnen — was ihm leicht zuzutrauen ist. Aber wer ein so wetterwendisches Herz hat, daß ihn die Gelegenheit leicht in ihre Kreise fortzieht, wenn die Gelegenheit das Herz nicht bricht, der hat die Dichtkunst gefunden, gestohlen, erworben vielleicht mit seiner Händearbeit, geschenkt wurde sie ihm nie.

1789.

Kaum hatte sich Goethe nach seiner Rückkehr aus Italien in die Weimarischen Verhältnisse wieder eingesponnen, als die Revolution losbrach. „Schon im Jahre 1785 hatte die Halsbandgeschichte einen unaussprechlichen Eindruck auf mich gemacht. In dem unsittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgrunde, der sich hier eröffnete, erschienen mir die gräulichsten Folgen gespensterhaft, deren Erscheinung ich geraumere Zeit nicht loswerden konnte; wobei ich mich so seltsam benahm, daß Freunde, unter denen ich mich eben auf dem Lande aufhielt, als die erste Nachricht hievon zu uns gelangte, mir nur spät, als die Revolution längst ausgebrochen war, gestanden, daß ich ihnen damals wie wahnsinnig vorgekommen sei. Ich verfolgte den Prozeß mit großer Aufmerksamkeit, bemühte mich in Sicilien um Nachrichten von Cagliostro und seiner Familie, und verwandelte zuletzt, nach gewohnter Weise, um alte Betrachtungen los zu werden, das ganze Ereigniß unter dem Titel: Der Groß-Cophta, in eine Oper, wozu der Gegenstand vielleicht besser als zu einem Schauspiele getaugt hätte“. Die Ausbrüche der Revolution zu einer Oper begeistert! Wer jedes Gefühl, sobald es ihm Schmerzen verursacht, gleich ausziehen läßt, wie einen hohlen Zahn, den wird freilich nichts in seinem Schlafe

stören; aber mit Gefühllosigkeit, mit einer hohlen Seele, ist der Schlaf doch etwas zu theuer bezahlt!

O welch' ein Klein-Cophta! Statt in der Hofgeschichte eine Weltgeschichte zu sehen, sieht er in der Weltgeschichte eine Hofgeschichte. Und wie ihn seine Philister-Ehrfurcht vor den Großen wie blind und taub, so auch stumm gemacht. Den Cardinal Rohan verwandelt er in einen Domherrn. Die Königin in eine unvermählte Dame! Es ist gar kein Sinn in dieser Geschichte, so dargestellt. Aber Cagliostro! Es ist nicht zu leugnen, daß ihn Goethe mit Freundschaft behandelt. Es war Dankbarkeit. Einem moralischen Gourmand wie Goethe mußte Cagliostro's Lehre, die er im höchsten Grade seiner Mysterien, nach langer, langer Prüfung endlich dem Eingeweihten offenbarte — die Lehre: — Was du willst, das die Menschen für dich thun sollen, das thue für sie nicht," — diese Lehre des Anti-Christs mußte wohl einem Goethe munden.

1790.

Kehrte mit der Fürstin Amalie von seiner zweiten Reise in Italien zurück. „Kaum nach Hause gelangt, ward ich nach Schlesien beordert, wo eine bewaffnete Stellung zweyer großen Mächte den Congreß von Reichenbach begünstigte. Erst gaben Cantonierungsquartiere Gelegenheit zu einigen Epigrammen ... In Breslau hingegen, wo ein soldatischer Hof und zugleich der Adel einer der ersten Provinzen des Königsreichs glänzte, wo man die schönsten Regimenter ununterbrochen marschiren und manövriren sah, beschäftigte mich unaufhörlich, so widerlich es auch klingen mag, die vergleichende Anatomie, weßhalb mitten in der bewegtesten Welt ich als Einsiedler in mir selbst abgeschlossen lebte. Dieser Theil des Naturstudiums war sonderbarlich angeregt worden. Als ich nehmlich auf den Dünen des Liedo, welche die venezianischen Lagunen von dem adriatischen Meere sondern, mich oftmals erging, fand ich einen so glücklich geborstenen Schaf-

schädel, der mir ... jene große früher von mir erkannte Wahrheit: die sämmtlichen Schädelknochen seyen aus verwandelten Wirbelknochen entstanden, abermals bethätigte ..." Was? Goethe ein reich begabter Mensch, ein Dichter: damals in den schönsten Jahren des Lebens, wo der Jüngling neben dem Manne steht, wo der Baum der Erkenntniß zugleich mit Blüthen und mit Früchten pranget — er war im Kriegsrathe, er war im Lager der Titanen, da, wo vor vierzig Jahren der zwar freche, doch erhabene Kampf der Könige gegen die Völker begann — und zu nichts begeisterte ihn dieses Schauspiel, zu keiner Liebe, zu keinem Hasse, zu keinem Gebete, zu keiner Verwünschung, zu gar nichts trieb es ihn an, als zu einigen Stachelgedichten, so werthlos, nach seiner eigenen Schätzung, daß er sie nicht einmal aufbewahrte, sie dem Leser mitzutheilen? Und als die prächtigsten Regimenter, die schönsten Officiere an ihm vorüberzogen, da — gleich der jungen blassen Frau eines alten Mannes — bot sich seinem Beobachtungsgeiste kein anderer, kein besserer Stoff der Betrachtung dar, als die vergleichende Anatomie? Und als er in Venedig am Ufer des Meeres lustwandelte, — Venedig, ein gebautes Mährchen aus Tausend und einer Nacht; wo alles tönt und funkelt: Natur und Kunst, Mensch und Staat, Vergangenheit und Gegenwart, Freiheit und Herrschaft; wo selbst Tyrannei und Mord nur wie Ketten in einer schauerlichen Ballade klirren; die Seufzer-Brücke, die Zehen-Männer; es sind Scenen aus dem fabelhaften Tartarus—Venedig, wohin ich sehnsuchtsvolle Blicke wende, doch nicht wage ihm nahe zu kommen, denn die Schlange oesterreichische Polizei liegt davor gelagert, und schreckt mich mit giftigen Augen zurück — dort, die Sonne war untergegangen, das Abendroth überflutete Meer und Land, und die Purpurwellen des Lichtes schlugen über den felsigen Mann und verklärten den ewig Grauen — und vielleicht kam Werthers Geist über ihn, und dann fühlte er, daß er noch ein Herz habe, daß es eine Menschheit gebe um ihn, einen Gott über ihm, und

dann erschrak er wohl über den Schlag seines Herzens, entsetzte sich über den Geist seiner gestorbenen Jugend; die Haare standen ihm zu Berge, und da, in seiner Todesangst, „nach gewohnter Weise, um alle Betrachtungen loszuwerden“ — — verkroch er sich in einen geborstenen Schafs-Schädel und hielt sich da versteckt, bis wieder Nacht und Kühle über sein Herz gekommen! Und den Mann soll ich verehren? Den soll ich lieben? Eher werfe ich mich vor Fitzli-Putzli in den Staub; eher will ich Dalai-Lama's Speichel kosten. Hätte Deutschland, ja hätte die ganze Welt nur zwei Dichter, nur zwei Brunnen, ohne die das Herz verschmachten müßte in der Sandwüste des Lebens — nur Kotzebue und Goethe — Tausendmal lieber labte ich meinen Durst mit Kotzebue's warmer Thränen-Suppe, die mich doch wenigstens schwitzen macht, als mit Goethe's gefrorenem Weine, der nur in den Kopf steigt, und dort hinauf alles Leben pumpt.

1792.

„In der Mitte des Sommers ward ich abermals ins Feld berufen, dießmal zu ernsteren Scenen. Ich eilte über Frankfurt, Mainz, Trier und Luxemburg nach Longwi, welches ich den 28. August (Goethe's Geburtstag — das vergißt er nie) schon eingenommen fand; von da zog ich mit bis Valmy, so wie auch zurück bis Trier; sodann, um die unendliche Verwirrung der Heerstraße zu vermeiden, die Mosel hinab nach Koblenz, Mannheim. Naturerfahrungen schlangen sich, für den Aufmerksamen, durch die bewegten Kriegsereignisse. Einige Theile von Fischers phisikalischen Wörterbuche begleiteten mich; manche Langeweile, stockende Tage betrog ich durch fortgesetzte chromatische Arbeiten ...“ Kein Wort über die Kriegsereignisse! Interessirt ihn auch die Politik nicht, konnte ihn doch als Dichter und Beobachter das Kriegsleben, dem es an beliebter plastischer Dickleibigkeit gewiß nicht fehlt, Stoff zu Wahrnehmungen und künstlerischen Darstellungen geben.

Aber die ehrfurchtsvolle Scheu, von höchsten und allerhöchsten Personen und ihren höchsten und allerhöchsten Dummheiten zu reden, läßt ihn noch nach vierzig Jahren verstummen.

1793. 5

Während der Blockade von Mainz, der er bis zum Ende der Belagerung beiwohnte, beschäftigte er sich mit Reinecke Fuchs und übte sich im Hexameter. Warum sagt er nicht, was er zu jener Zeit so oft im Hauptquartier gemacht? Hat er vielleicht an der Abfassung des berühm- 10 ten Manifests des Herzogs von Braunschweig Theil gehabt? Auch fuhr er fort am Rhein unter freiem Himmel die Farbenlehre zu treiben.

„Und so hielt ich, für meine Person wenigstens, mich immer fest an diese Studien, wie an einem Balken im 15 Schiffbruch; denn ich hatte nun zwei Jahre unmittelbar und persönlich das Zusammenbrechen aller Verhältnisse erlebet.“

„Einem thätigen, productiven Geiste, einem wahrhaft vaterländisch gesinnten, und einheimische Literatur befördern- 20 den Manne wird man es zu Gute halten, wenn ihn der Umsturz alles Vorhandenen schreckt, ohne daß die mindeste Ahndung zu ihm sprach, was denn besseres, ja nur anderes daraus erfolgen solle. Man wird ihm beistimmen, wenn es ihn verdrießt, daß dergleichen Influenzen sich nach 25 Deutschland erstrecken, (die französische Revolution eine verdriesliche Geschichte!) und verrückte, ja unwürdige Personen das Heft ergreifen. In diesem Sinne war der Bürgergeneral geschrieben, ingleichen die Aufgeregten entworfen, sodann die Unterhaltungen der Ausgewanderten.“ 30

Der Bürgergeneral ward gegen Ende von 1793 in Weimar aufgeführt, „aber die Urbilder dieser lustigen Gespenster waren zu furchtbar, als daß nicht selbst die Scheinbilder hätten beängstigen sollen“.

Nun wahrhaftig, die in Weimar müssen unerhört 35 schwache Nerven gehabt haben, wenn sie dies Scheinbild der französischen Revolution, das Goethe im erwähnten

Lustspiele darstellt, in Angst versetzt hat. Ich glaube es aber nimmermehr. Sie werden sich wohl bei der Aufführung jener Possen ebenso gelangweilt haben, als ich es beim Lesen gethan, mit dem ich so eben fertig geworden; und
5 Goethe schrieb das Gähnen statt der Langeweile den Vapeurs zu. Des Bürgergenerals großer Inhalt ist folgender: Gevatter Schnaps, ein Dorfbarbier, ließ sich weißmachen: Zu den Jacobinern in Paris, welche alle gescheide Leute in allen Ländern aufsuchten, an sich zögen und benutzten,
10 wäre sein Ruf erschollen, und seit einem halben Jahre gäben sie sich alle erdenkliche Mühe, ihn für die Sache der Freiheit und Gleichheit zu gewinnen. Man kenne in Paris seinen Verstand und seine Geschicklichkeit. Ein Spaßvogel, der sich für einen Abgesandten der Jacobiner
15 ausgiebt, ernennt den Barbier zum Bürgergeneral und beauftragt ihn, in seinem Dorfe die Revolution anzufangen. Man giebt ihm eine Freiheitsmütze, Säbel, Uniform und einen falschen Schnurrbart. Die ganze Freiheits-Komödie geht aber darauf hinaus, den Bauer Martin um einen
20 Topf Milch zu prellen. Und in diese alberne Milchsuppengeschichte wollte Goethe den Weimaranern einen Abscheu vor der französischen Revolution einbrocken! Und die Weimarer sollen wirklich Krämpfe davon bekommen haben! Es ist nicht möglich.

25 Noch lächerlicher ist das Lustspiel die Aufgeregten. Auch in diesem dramatischen Bilde wollte Goethe die Gräuel der französischen Revolution darstellen, um die Deutschen vor Freiheitsschwindel zu bewahren. Nun lese man die Folgen, welche das unglückselige Revolutionsfieber
30 in einem Dörfchen gehabt. Erste Folge. Louise sagt: sie habe vergangenen Winter ein Paar Strümpfe mehr gestrickt, weil ihr Vater, der Barbier, ihr Muße dazu gegeben, da er wegen der Zeitungen später nach Hause gekommen. Zweite Folge. Das Kind der Gräfin fällt
35 sich ein Loch in den Kopf, weil sein Hofmeister, der die Zeitungen las, nicht auf dasselbe Acht gegeben. Und das ist Alles! Die Berliner freilich werden manches in diesem

Drama sehen, was einem kurzsichtigen Süddeutschen entgeht. Sie haben einen Herschel'schen Göthoskop — — wir nur unsere Augen.

1794.

„Man sendete mir aus dem südlichen und westlichen Deutschland Schatzkästchen, Sparthaler, Kostbarkeiten mancher Art, zum treuen Aufbewahren, die mich als Zeugniß großen Zutrauens erfreuten, während sie mir als Beweise einer beängstigten Nation traurig vor Augen standen."

Guter Gott, welche Gewichte sind es, die den zentnerschweren Haß Goethes gegen die französische Revolution bildeten! Seine liebe Mutter in Frankfurt hatte ein bequemes Haus mit schönen Möbeln, mit wohlversorgtem Keller, mit Büchern, Kupferstichen und Landkarten. Durch die Feindseligkeiten der Franzosen geängstigt, wollte die Mutter ihren Besitz veräußern, sich eine Wohnung miethen; aber eben wegen der unruhigen Zeiten wurden unvortheilhafte Kaufanträge gemacht; das Berathen mit Freunden und Mäklern war von unendlicher Verdrießlichkeit. Und das der Schmerz eines Dichters! Ist der ein Mann des Jahrhunderts, der mit solchem Herzen einer Eintagsfliege die Welt umfaßt?

Er erzählt, wie er sich über Fichte's Lehrweise in Jena entsetzte, daran verbrannte; wie Fichte sich in seinen Schriften „nicht ganz gehörig über die wichtigsten Sitten- und Staatsgegenstände erklärt habe". Wie „uns dessen Aeußerungen über Gott und göttliche Dinge, über die man freilich besser ein tiefes Stillschweigen beobachtet, von außen beschwerende Anregungen zugezogen."

1795.

Mit Kapellmeister Reichardt zerfiel er, mit dem er, „ungeachtet seiner vor- und zudringlichen Natur, in Rücksicht seines bedeutenden Talents in gutem Vernehmen gestanden; er war der Erste, der mit Ernst und Stätigkeit meine lyrischen Arbeiten durch Musik ins Allgemeine

förderte . . . ohnehin lag es in meiner Art, aus herkömmlicher Dankbarkeit unbequeme Menschen fortzudulden, wenn sie mir es nur nicht gar zu arg machen, als dann aber meist mit Ungestüm ein solches Verhältniß abzu-
5 brechen. Nun hatte sich Reichardt mit Wuth und Ingrimm in die Revolution geworfen; ich aber, die gräulichen unaufhaltsamen Folgen solcher gewaltthätig aufgelösten Zustände mit Augen schauend und zugleich ein ähnliches Geheimtreiben im Vaterlande durch und durch blickend,
10 hielt ein für allemal am Bestehenden fest, an dessen Verbesserung, Belebung und Richtung zum Sinnigen, Verständigen, ich mein Lebenlang bewußt und unbewußt gewirkt hatte, und konnte und wollte diese Gesinnung nicht verhehlen."

15 Goethe, wie alle Grenz-Menschen das Stadtthor seiner Welt, sie schließend, vertheidigend. Die Gemeinde erweitert sich, das Thor wird niedergerissen oder überbauet und dient zum Durchgange wie früher zur Abwehr.

20 „Reichardt war von der musikalischen Seite unser Freund, von der politischen unser Widersacher, daher sich im Stillen ein Bruch vorbereitete, der zuletzt unaufhaltsam an den Tag kam."

Ich kannte Reichardt etwas. Er war ein Preuße,
25 das heißt ein Windbeutel. Wo er sich befand, entstand gleich ein Luftzug, selbst im verschlossensten Zimmer. Er hatte bewegliche Gefühle, doch er fühlte; man konnte ihn herbeiziehen und wegschieben. Er stand nicht, gleich Goethe, wie eine Mauer im Leben da, die wenn auch mit Obst-
30 spalieren bedeckt und verziert, doch unbeweglich, undurchsichtig bleibt, uns die Aussicht versteckt, und uns zu einem Umwege nöthigt, so oft wir in Gottes freie Welt gehen oder sehen wollen. Und naiv ist Goethe! Er gesteht, er habe Reichardt lieb gehabt, so lang er ihm nützlich
35 gewesen, indem er durch Compositionen seiner Lieder diese verbreiten half; den Reichardt außer Diensten aber habe er gehaßt. Das ist *sachdenklich*!

1799.

Entwurf der natürlichen Tochter. „In dem Plane bereitete ich mir ein Gefäß, worin ich alles, was ich so manches Jahr über französische Revolution und deren Folgen geschrieben und gedacht, mit geziemendem Ernste 5 niederzulegen hoffte.“ Ich will diese natürliche Tochter, dieses vieljährige Werk geziemenden Ernstes wieder einmal lesen; aber jetzt nicht, nicht in diesen rauhen Herbsttagen. Im nächsten Sommer, im Juli, in den Tagen, wo man Gefrornes liebt. 10

1800.

„Der Propyläen drittes und letztes Stück ward bei erschwerter Fortsetzung gegeben. Wie sich bösartige Menschen diesem Unternehmen entgegenstellt, sollte wohl zum Troste unserer Enkel, denen es auch nicht besser gehen wird, ge- 15 legentlich näher bezeichnet werden.“

Nun, warum bezeichnet er es nicht näher? Warum? Darauf ist leicht die Antwort gegeben. Goethe besann sich, daß etwas zum Troste der Enkel zu sagen, wie jede Menschenfreundlichkeit, nebulistischer Natur und eines 20 so realen Mannes, wie er, ganz unwürdig sey.

1802.

Goethes Gesinnung über Preßfreiheit spricht sich hier gelegentlich aus. Schlegels Jon kam zur Aufführung und schon am Abende der Vorstellung trat „ein Oppo- 25 sitions-Versuch unbescheiden hervor; in den Zwischenacten flüsterte man von allerlei Tadelnswürdigem, wozu denn die freilich etwas bedenkliche Stellung der Mutter erwünschten Anlaß gab. Ein sowohl den Autor als die Intendanz angreifender Aufsatz war in das Mode-Journal projectirt, 30 aber ernst und kräftig zurückgewiesen; denn es war noch nicht Grundsatz, daß in demselbigen Staat, in derselbigen Stadt es irgend einem Glied erlaubt sey, das zu zerstören, was andere kurz vorher aufgebauet hatten.“

1803.

Nichts lächerlicheres, als bald der ernste dürre Ton, bald die breite kunstschmausende Behaglichkeit, mit welchen Goethe in diesem seinen Büchelchen über das kleinstädtische Hof- und bürgerliche Stadtbauwesen in Weimar sich so oft ausläßt. Was der Kunstfreund an solcher Puppen-Architektur so Erquickliches finden mochte, daß er noch nach vielen Jahren sich damit beschäftigt, wäre ganz unerklärlich, wenn man Goethes Charakter nicht kennte. Des Lebens Behaglichkeit war ihm das Leben selbst. Darum ist ihm nichts klein, was diesen Kreis berührte, darum ist ihm alles klein, was von diesem Kreise ablag.

1805.

Und in diesem Büchelchen auch, wie in den größten und bedeutendsten Werken Goethes, trat mir was mich immer beleidigt, halb lächerlich, halb ärgerlich entgegen. Zuvörderst die holländische Reinlichkeit des Styls, die jeden Zimmerboden mit gekräuselten Sande bedeckt, und oft die Bäume vor den Häusern mit Oelfarbe anstreicht. Dann die aufgenöthigte Ruhe, das Bleigewicht, das Goethe an jede Empfindung, jeden Gedanken seiner Leser hängt. Endlich die tyrannische Ordnung, die Geist und Herz nach dem Takte eines Melzel'schen Metronomen sich bewegen heißt.

1806.

Man dachte daran, Oehlenschlägers Tragödie Hakon Jarl auf die Weimarische Bühne zu bringen, und schon war alles dazu vorbereitet. „Allein späterhin schien es bedenklich, zu einer Zeit, da mit Kronen im Ernst gespielt wurde, mit dieser heiligen Zierde sich scherzhaft zu gebärden."

Denkwürdigkeiten, die Goethe von diesem wichtigen Tage bemerkt. Am 30. Januar der Geburtstag unserer Großherzogin, und wie das Trompeter-Chor eines Preußischen Regiments in dem Theater Proben seiner

außerordentlichen Geschicklichkeit gegeben. — Theater-Repertoir — geschenkte Zeichnungen und andere Kunstnachrichten. — Vollständiges Verzeichniß der von Goethe durch Gefälligkeit erworbenen Kunstgegenstände. — Reise nach Carlsbad und dort genossene Kupfersammlungen. Farbenlehre. Bei jeder Gefahr hält Goethe ein Prisma vor die Augen, um jene nicht zu sehen, und sonderbar genug versteckt er sich vor dem Lichte hinter Farben. — In Carlsbad: „Fürst Reuß XII., der mir immer ein gnädiger Herr gewesen, befand sich daselbst, und war geneigt, mir mit diplomatischer Gewandtheit das Unheil zu entfalten, das unsern Zustand bedrohte. — Mineralien."

„Ueber eine pädagogisch-militairische Anstalt bei der französischen Armee gab uns ein trefflicher aus Baiern kommender Geistlicher genaue Nachricht. Es werde nehmlich von Offizieren und Unteroffizieren am Sonntage eine Art von Katechisation gehalten, worin der Soldat über seine Pflichten sowohl als auch über ein gewisses Erkennen, so weit es ihn seinem Kreise förderte, belehrt werde. Man sah wohl, daß die Absicht war, durchaus kluge und gewandte, sich selbst vertrauende Menschen zu bilden; dieß aber setzte freilich voraus, daß der sie anführende große Geist demungeachtet über jeden und alle hervorragend blieb und von Raisonneurs nichts zu fürchten hatte." Daß man ja nicht denke, indem er solche Schulen lobend erwähnt, er sey der Meinung, daß man aus einem Soldaten einen denkenden Menschen machen sollte. Der Unterricht ist nur das Oel, womit man das Rad einer Maschine schmieret, daß diese besser gehe. Raisonniren soll das Rad nicht, sondern nur geschmeidiger werden, um der lenkenden Hand zu folgen. —

„Die prägnante Unterhaltung mit meinem Fürsten im Hauptquartier zu Niederrosla" möchte schwer auszusprechen seyn.

Und als beim Herankommen des Ungewitters Jedermann ängstlich einen Schlupfwinkel suchte, rief Goethe,

als man eben die ersten Lerchen speiste, aus: „Nun, wenn der Himmel einfällt, so werden ihrer viele gefangen werden.“ —

1807.

Schrieb in Carlsbad eine kleine mineralogische Abhandlung. „Ehe der kleine Aufsatz nun abgedruckt werden konnte, mußte die Billigung der obern Prager Behörde eingeholt werden, und so hatte ich das Vergnügen, auf einem meiner Manuscripte das visa der Prager Censur zu erblicken.“

In Carlsbad erwieß ihm die Fürstin Solms „ein gnädiges Wohlwollen“.

1808.

Bekennt, daß er seit einigen Jahren keine Zeitungen gelesen. Nach Carlsbad aber nahm er die Jahrgänge 1805 bis 1807 der allgemeinen Zeitung mit, ein Blatt, das er wegen seiner klugen Redartation noch leiden mag.

Schrieb ein Gedicht „zu Ehren und Freuden der Frau Erbprinzessin von Hessen-Cassel.“

1810.

„Die Gegenwart der Kaiserin von Oesterreich Majestät in Carlsbad, rief gleich angenehme Pflichten hervor, und manches andere kleine Gedicht entwickelte sich im Stillen.“

1811.

Er und andere gingen nach Wehnditz, einem Dorfe bei Carlsbad, und tranken Ungarwein. „Man trug sich über eine solche Wallfahrt mit folgender Anekdote: „Drey bejahrte Männer gingen nach Wehnditz zum Weine!

Obrist Otto, alt	87	Jahre
Reimschneider Müller . .	84	„
Ein Erfurter	82	„
	253	Jahre

Sie zechten wacker und nur der letzte zeigte beim Nachhause-
gehen einige Spuren von Bespitzung; die beiden andern
griffen dem Jüngern unter die Arme, und brachten ihn
glücklich zurück in seine Wohnung."

1813. 5

Durch die Kriegsereignisse geängstigt suchte er Ruhe,
indem er sich mit ernstlichstem Studium dem chinesischen
Reiche widmete.

„Hier muß ich noch einer Eigenthümlichkeit meiner
Handlungsweise gedenken. Wie sich in der politischen 10
Welt irgend ein ungeheures Bedrohliches hervorthat, so
warf ich mich eigensinnig auf das entfernteste."

Unter den kleinen Bemerkungen über die Ereignisse des
Tages findet sich: „Die Freiwilligen betragen sich unartig
und nehmen nicht für sich ein." 15

1816.

Man verzeiht Goethe fast die kindische Aufregung, in
welche ihn jeder Widerspruch seiner Farbenlehre versetzt,
weil er doch da einmal aus seinem engen Egoismus,
wenn auch auf verbotenem Wege, heraustritt, weil ihn 20
doch da einmal das Urtheil der Menschen kümmert.
„Professor Pfaff sandte mir sein Werk gegen die Farben-
lehre, nach einer den Deutschen angebohrenen unartigen
Zudringlichkeit." Das kann doch den Deutschen wahrlich
ihr ärgster Feind nicht nachsagen, daß sie unartig zu- 25
dringlich wären. Nur zu schüchtern und artig sind sie!
Goethe legte das Buch ungelesen bei Seite!

Goethe war vergnügt und wie in Baumwolle gehüllt,
als ihn ein Donner aufschreckte. „Ein solcher innerer
Friede ward durch den äußern Frieden der Welt be- 30
günstigt, als nach ausgesprochener Preßfreiheit die An-
kündigung der Isis erschien, und jeder wohldenkende
Weltkenner die leicht zu berechnenden weitern Folgen mit
Schrecken und Bedauern voraussah."

1817.

„Ein Symbol der Souverainität ward uns Weimaranern durch die Feierlichkeit, als der Großherzog von Thorn den Fürsten von Thurn und Taxis, in seinem
5 Abgeordneten, mit dem Postregal belieh, wobei wir, sämmtlichen Diener in geziemendem Schmuck, nach Rangsgebühr erschienen."

Zu jener Zeit studirten in Jena und Leipzig viele junge Griechen. Der Wunsch, sich besonders deutsche
10 Bildung anzueignen, war bei ihnen höchst lebhaft, so wie das Verlangen, allen solchen Gewinn dereinst zur Aufklärung, zum Heil ihres Vaterlandes zu verwenden. Ihr Fleiß glich ihrem Bestreben; nur war zu bemerken, daß sie, was den Hauptsinn des Lebens betraf, mehr von
15 Worten als von klaren Begriffen regiert werden!"

„Papadopulos, der mich in Jena öfters besuchte, rühmte mir einst in jugendlichem Enthusiasmus den Lehrvortrag seines philosophischen Meisters. Es klingt, rief er aus, so herrlich, wenn der vortreffliche Mann von
20 Tugend, Freiheit und Vaterland spricht. Als ich mich aber erkundigte, was denn dieser vortreffliche Lehrer eigentlich von Tugend, Freiheit und Vaterland vermelde, erhielt ich zur Antwort: Das könne er so eigentlich nicht sagen, aber Wort und Ton klängen ihm stets vor der
25 Seele nach: Tugend, Freiheit und Vaterland." Gott welch' ein Spott! Die Griechen haben es wohl gezeigt, was sie darunter verstehen, wenn auch der edle Jüngling Tugend, Freiheit und Vaterland nach Goethes dürrer Weise nicht zu schematisiren verstand.

30 „Hierauf ward mir das unerwartete Glück, Ihro des Großfürstin Nikolaus und Gemahlin Alexanders Kaiserliche Hoheit, im Gebiet unserer gnädigsten Herrschaften bei mir im Haus und Garten zu verehren. Der Frau Großfürstin Kaiserliche Hoheit vergönnten einige poetische
35 Zeilen in das zierlich prächtige Album verehrend einzuzeichnen." Das schrieb er in seinem 71sten Jahre. Welche Jugendkraft! G. S. XI., 25—57.

Paris, den 22. October 1831.

. . . Ihr Conrad liest schon seit vierzehn Tagen Iphigenia, Egmont, die natürliche Tochter und das übrige Theater von Göthe, mit dem größten Eifer. So oft ich nach Haus komme, finde ich ihn über den Büchern. Es 5 ist mir nicht lieb, ich will nicht, daß meine Unterthanen aufgeklärt werden, das führt zu Revolutionen.

N. S. V., 64.

Paris, den 29. October 1831.

. . . Vorgestern fing ich einen Aufsatz an, mit dem 10 ich mein projektirtes Journal beginnen sollte. Darin heißt es: „Auf dem Wege nach Paris fing ich an, ein eitler Narr zu werden, und ich bin es geblieben diese vier Wochen lang, die ich hier schon zugebracht. Erst gestern schüttelte ich mich und kam wieder zur Besinnung. Ich 15 wollte es dem großen Goethe nachthun, ich wollte das Unnachahmliche nachahmen. Ich wollte werden, seyn wie er — unnahbar kalt, wurzelfest, theilnehmend aber nicht theilgebend und gefühlloser als selbst eine Steinwand, die doch Empfindung schwitzt, wenn sich der Frühling 20 nahet. Schlachten und Stürme und jammervoller Schiffbruch, Tyrannenwuth, athemlos gehetzte Freiheit, gemordete Unschuld, Himmel und Erde, Feuer und Frost, die Natur und die Geschichte — alles wollte ich mir in behaglicher Ordnung in meinem Zimmer aufstellen und mir dann aus 25 Wahrheit und Lüge, aus Recht und Betrug, aus Treue und Verrath, aus Liebe und Haß, aus Gott und Teufel ein köstliches Ragout bereiten, und kunstschmausend alle Stunden aller meiner Tage verleben, und nur während der Verdauung milde und leise beklagen, daß der Arm 30 des Teufels viel zu kurz, und daß Gott der Vater etwas nachgedunkelt . . . Titanen-Uebermuth! Kindische Vermessenheit! Nicht bis an die ersten Wolken komme ich. Ich fiel hinunter; aber mit blutigem Munde küßte ich meine gute Erde und vergaß meine Schmerzen. Ich will 35 lieben und streiten wie vor.

G. S. XI., 90—92.

Mittwoch, den 9. November 1831.

Welche Zeit! wohin soll man sich wenden? wo findet das zerrissene Herz einen geschickten Schneider? Wo? Im Weimarischen, in dem glücklichen Lande „wo die 5 Liebe befiehlt und die Liebe gehorcht“.

G. S. XI., 133—134.

Paris, Freitag den 3. December 1831.

— Diese Woche habe ich mich einen Abend sehr amusirt. Ich war zu einem jungen Dichter, Namens 10 * * * eingeladen, um eine Uebersetzung des Makbeths vorlesen zu hören . . . Da waren genau gezählt 32 Schriftsteller versammelt, meistens jüngere, alle Romantiker. Da war nichts zum Lachen, die Masse war zu groß, zu Ehrfurcht gebietend, es war wie eine Kirche, wie eine 15 Gemeinde. Ich habe mit Vielen gesprochen, mit Victor Hugo und Andern . . . Sie sprachen mir von Goethe und Schiller, und von Schiller und Goethe ohne Ende. Sie meinten wohl, ich hätte Vergnügen daran. Einer fragte mich nach Klopstock, Kleist, Ramler, die ich alle 20 nicht kenne . . .

G. S. IX., 156—157.

Paris, Freitag den 30. December 1831.

Ich lasse mich von keiner Wahrheit gern einschränken; ich trinke, wie der goldgelockte Felix in Wilhelm Meister, 25 am liebsten aus der Flasche.

G. S. XII., 18.

Paris, Freitag den 10. Februar 1832.

Alexis: . . . „Der Patriot fingirt, daß ihm jemand aus Oesterreich folgendes schreibt.“ Das haben die andern 30 Philister auch gesagt: ich hätte den Brief erdichtet, denn ich hätte den Muth nicht gehabt, in meinem eigenen Namen gegen Göthe zu schreiben; sie wollen mich nur allein stellen, alle Schuld auf mich allein häufen: das ist

ein Pfiff, den sie von irgend einem abgesetzten Polizei-Diener gelernt. Vielleicht hoffen Sie auch auf diese Weise, mir den Namen des braven Mannes abzulocken, der den Brief geschrieben. O! geht, geht. Ich bin ein gerader, schlichter Mann, aber für euch bin ich noch zehntausendmal 5 zu schlau. G. S. XII, 256—257.

Paris, Freitag den 10. Februar 1832.

Der Referendär Hering oder Willibald Alexis, wie er mit seinem Süßwasser-Namen heißt, baut ein Pantheon für die großen deutschen Männer und stellte die Büsten 10 von Menzel, Pustkuchen, Heine und Börne hinein. Wie kommt Pustkuchen hieher? Pustkuchen hat gegen Göthe geschrieben und wer gegen Göthe schreibt, den hohen Priester von Karlsbad, ist ein Revolutionair.

G. S. XII., 266—267. 15

Paris, Freitag den 10. Februar 1832.

Lernet von diesem Hofzeitungs-Schreiber [Lindner] wie man mit Hofmanier grob sey. Als er gegen den Baruch in Börne losziehen wollte, durch welche Theilung er nichts gewann, als was Göthes Zauberlehrling durch 20 die Spaltung des Besenstiels gewonnen: daß er von zweien bedient wird, statt früher von einem . . .

G. S. XII., 286—287.

Paris, Donnerstag den 29. März 1832.

. . . In der heutigen Zeitung steht, Göthe wäre 25 gestorben. N. S. V., 199.

Châlons, Freitag, den 30. März 1832
Abends zehn Uhr.

. . . Lesen Sie doch im gestrigen Journal des Débats (jeudi 29. Mars) den Artikel über Göthe's Tod. Die 30 politische Bedeutung, die diesem Ereigniß gegeben wird, wird Sie frappiren. Es ist die weitere Erörterung meines

Sazes in den Pariser Briefen, wo ich von Göthe's Sterbetag redend sagte: „Ich meine an diesem Tage müßte die Freiheit geboren werden." Der Artikel hat treffende Bemerkungen und ich möchte wissen wer ihn gemacht hat ...
N. S. V., 203.

Zürich, den 21. Juli 1832.

... Der Gräfin [Benzel-Sternau] bin ich ganz ein Mann ihres Herzens und ihres Geistes, sie denkt und fühlt wie ich. Meine Briefe lagen im Zimmer, sie wurden im vorigen Winter unter Jubel vorgelesen. Aus meinem 8ten Theile (den sie noch nicht besizt) hatte der Graf die Stellen über Göthe handschriftlich mitgetheilt: „Ueber Göthe haben Sie ganz aus meinem Herzen gesprochen," sagte die Gräfin. N. S. V., 276.

Mariahalden, Donnerstag den 26. Juli 1832.

... Ich lebe jezt ganz das adlige Landleben, wie es Göthe in seinen Romanen beschreibt. Wäre ich so ein Geck wie er, könnte ich die erhabenste Poesie darin finden, und daraus dichten. N. S. V., 296—297.

Mariahalden, den 30. August 1832.

Indessen versteht sich, daß beide Bände [der „Briefe aus Paris"] zugleich erscheinen; aber es wird lange dauern. Es ist nichts wegzulassen, auch nicht einmal das von Robert. Nach reiflicher Ueberlegung habe ich gefunden, daß es gar nicht meine Pflicht ist, die Wahrheit der Convenienz aufzuopfern. Dazu gekommen ist manches, gewöhnlich nur hie und da eine Stelle; aber über Göthe ein ganzer gedruckter Bogen. N. S. V., 334.

Luzern, den 7. October 1832.

... Kürzlich las ich in einem Pariser Blatte: „Opinion de Boerne sur Goethe" aus dem 8ten Theile übersezt. N. S. V., 400.

Paris, Donnerstag den 22. November 1832.

Der nämliche Correspondent[1]) schreibt mir: Dr. Spazier der bekannte Polenfreund, schrieb mir: „Sollten Sie Dr. Börne nächstens schreiben, dessen Aufenthalt mir unbekannt ist, so bitte ich ihm mitzutheilen, daß ihm zur 5 größten Wuth der Berliner und anderer Absoluten, meine Biographie Jean Paul's, die als 13te Lieferung von dessen sämmtlichen Werken in viertausend Hände kommen dürfte, dedizirt und Jean Paul überall als Dichter der Freiheit und des Volkes im Gegensatze zu Göthe im Werke hervor- 10 gehoben werden wird . . . N. S. VI., 32.

Paris, Sonntag den 24. November 1832.

Der Satan von sechszehen Jahren [Diderots Tochter] erkennt keine Seele an. Sie trägt an dem Tage eine Art Haube, die man damals Caleche nannte. Sie lächelt, 15 sagt ihrem Vater, wie auf der Straße sie alle jungen Leute schön fänden, und wie ihr das Freude mache. „Ich will lieber Vielen ein wenig gefallen, als Einem viel." Der Vater weint vor Freude. Gott! wann ich eine solche Tochter hätte — es käme auf die Jahreszeit an — 20 Sommers würde ich sie in das Wasser, Winters in den Kamin werfen. Doch genug moralisirt „Ich bin des trocknen Tones satt, muß wieder einmal den Teufel zeigen". Hören Sie — G. S. XIII., 42—43.

Paris, Mittwoch den 28. November 1832. 25

Die Xenien und das Göthe-Büchlein und die Didaskalia schicken Sie mir doch, wenn sich eine Gelegenheit findet.
G. S. XIII., 69.

Paris, Mittwoch den 19. December 1832.

Ich warte mit Ungeduld auf das Göthe-Büchlein. 30 Gestern las ich in einem Inhaltsverzeichnisse der Berliner

[1]) Heinrich Laube. Vgl. Anhang III.

Jahrbücher der Literatur, daß Varnhagen von Ense dieses Göthe-Büchlein rezensirt hat. Dieser Varnhagen ist der wüthendste Göthe-Pfaffe. Er ist es, auf den ich in meinem 8ten Theile und in meinen Briefen angespielt habe. Nun 5 möchte ich diese Kritik gar zu gerne haben, aber woher schaffen? Wenn ja möglich, lassen Sie mir den Artikel abschreiben (der Varnhagen schreibt breite Artikel) aber es liegt mir viel daran.

N. S. VI., 47.

10 Paris, Montag den 31. December 1832.

Guten Morgen! Es ist der zweite gute Morgen, den ich Ihnen gebe . . . Und mit dem Glockenschlage kam Conrad herein und überreichte mir folgendes Gedicht, das er eben erst fertig geschrieben.

15 Dienstag, den 1. Januar 1833.

Da ist die Abschrift von dem Gedichte.

Lang und glücklich sei Ihr Leben,
Unter Gottes Himmelszelt
Diesen Wunsch kann ich nur beten
20 Weil er Gott auch wohlgefällt.

Jedes Jahr bring' Ihnen Wonne
Guter, edler Freiheitsmann.
Blitzt einst die reine Freiheitssonne
O dann ist allen wohlgethan.

25 Er der Schöpfer aller Werke,
Reiche Ihnen Kraft und Muth
Nur mit Gottes Macht und Stärke
Endet jede Sache gut.

Am ersten Tage des Jahres 1833
30 gewidmet
von
Conrad Ullrich.

Ist das nicht schön und gut und treu? Goethe hat nur schöner gedichtet. N. S. VI., 53—54.

Paris, Mittwoch den 2. Januar 1833.

Ihr Päckchen wurde mir gestern gebracht. Die Didaskalia, die Xenien, der Tabak, das Büchlein von Goethe und der falsche Liberalismus. G. S. XIII., 216.

Paris, Samstag den 5. Januar 1833. 5

... Von Cotta's Tod haben Sie wohl schon gehört. Das ist jetzt nach Robert der zweite, der es nicht erlebt, daß ich ihn in meinen Briefen heruntergemacht; Göthe mitgerechnet eigentlich der dritte. Meine Gegner haben Glück. N. S. VI., 63. 10

Paris, Freitag den 11. Januar 1833.

... Heute ist in der allgemeinen Zeitung von der „Dornenlese aus Göthe" im dritten Bande der Briefe die Rede, doch ohne weitere Bemerkung. N. S. VI., 67.

Paris, Samstag den 12. Januar 1833. 15

... Ich habe heute mit Ihrem Bilde schon drei Seiten voll gesprochen, das macht mit dieser geschriebenen vier. Gegen das Oelbild habe ich einen wahren Haß. Es steht noch eingepackt im Vorzimmer und friert erschrecklich. Sie sehen ich bin wie Göthe, ein reiner Kunstfreund. Am 20 Gegenstande liegt mir nichts, sondern nur an der Form. N. S. VI., 69.

Paris, Sonntag den 20. Januar 1833.

Die Volkskammer in Weimar hatte die Oeffentlichkeit ihrer Sitzungen beschloßen; denn was wäre selbst die 25 Wahrheit im Verborgenen? Nur eine gefährliche Waffe mehr in den Händen der Lüge. Aber die Edelleute in der andern Kammer haben die Oeffentlichkeit verworfen, denn sie meinten in ihrer Weisheit, damit hätten noch alle Revolutionen und Republiken angefangen und alle Monarchien 30 geendet — worin sie auch ganz Recht haben. Der Hauptmann der Edelleute, der Landesfürst hat den Antrag der

Kammer auch verworfen, mit all dem lächerlichen Hochmuthe, dessen ein kleiner deutscher Fürst nur fähig ist, mit dem ganzen Trotze, den der Schwager eines Kosaken-Kaisers sich glaubt erlauben zu dürfen. Man muß die
5 Epistel lesen, die der Großherzog seinen getreuen Ständen vor die Füße geworfen hat! Er sagt ihnen: sie möchten ihm ja mit solchem Zeuge nicht mehr kommen, und das Volk solle ja nie in Menge etwas fordern, mit zahlreichen Bittschriften nahen; denn wenn er noch so geneigt
10 wäre, etwas zu bewilligen, und wenn es das Billigste wäre — nie würde er thun was viele, was Alle von ihm verlangten! Die Epistel schließt mit den Worten: „Wir bestättigen übrigens sämmtlichen Abgeordneten und durch solche sämmtlichen geliebten Unter-
15 thanen noch wörtlich die Fortdauer unserer festbegründeten Huld und Gnade!“ Bedenke dich glückliches Volk! Sehen Sie, so spricht Göthe's würdiger Zögling.

G. S. XIII., 305—307.

Paris, Freitag den 25. Januar 1833.

20 Als ich gestern über den Boulevard St. Antoine der jetzt Boulevard Beaumarchais heißt, spazieren ging, sah ich mir genau drei Häuser an, die nicht weit von einander liegen . . . In dem ersten Hause hat Cagliostro gewohnt. Es sieht etwas labyrinthisch und theatralisch aus und ist
25 ganz geeignet zu einem Schauplatze für Geisterbeschwörungen, Goldmacherei, Somnambulistischen Spuk und andere Täuschungen. Goethes aristokratische Verstocktheit und beispiellos enge Hofbeschränkung, wurden mir durch nichts klarer als durch die falsche Ansicht, unter welcher er das
30 Leben des Cagliostro und die Halsbandgeschichte betrachtete. Er sah sie als revolutionaire Erscheinungen, als die ersten Blitze an, mit welchen das Weltgewitter begann. Und sie waren gerade das Gegentheil: das helle Aufflackern einer verlöschenden Zeit. Cagliostros Treiben war eine
35 Parodie der monarchischen Taschenspielerkunst. Ganz wie er, zu gleichen Zwecken, und mit gleichen Mitteln, haben

die Fürsten aller Zeiten, die Völker aller Länder betrogen, so oft wegen unzureichender Macht die List nöthig geworden. Die Halsbandgeschichte war die Sittenverderbniß aller Höfe, nur daß sie hier zum erstenmale öffentlich geworden. Freilich, wenn wahr ist, was neulich die Monteskickelchen an der Ilm und der Saale, die edlen Ritter des Thüringer-Waldes, die Großherzoglich-Sachsen-Weimar-Eisnach-Moskowitische Adelskammer behauptet: Daß Öffentlichkeit der Anfang aller Revolutionen gewesen — dann war die Halsbandgeschichte wohl eine revolutionaire Erscheinung. G. S. XIV., 22—24.

Paris, Freitag den 25. Januar 1833.

... Sein [Beaumarchais'] Abentheuer mit Clavigo in Spanien ist durch Goethe bekannt geworden.

G. S. XIV, 31.

Paris, Montag den 4. Februar 1833.

[Beranger] sagt ... unter andern: „J'ai toujours penché à croire qu'à certaines époques les lettres et les arts ne doivent pas être des simples objets de luxe.“ Das mögen sich unsere Deutschen gelehrten Zeug-Fabrikanten und unsere poetischen Goldarbeiter merken, die in der Schule Goethe's gebildet, ihre Wissenschaft und Kunst und ihr edles Gewerbe herabzuwürdigen glauben, wenn sie je auf etwas anders als neue Erfindungen für die Lust der Reichen und Vornehmen sinnen, wenn sie je an etwas Anderm als an Kronen und Ordenssternen arbeiten.

G. S. XIV., 78.

Paris, Mittwoch den 13. Februar 1833.

Wie freue ich mich auf den Frühling! Wie will ich lieben! Auch will ich sobald ich meinen letzten Brief aus Paris geschrieben, eine Frühlingskur gebrauchen. Brunnenkresse, den Werther, oder was sonst das Blut reinigt.

G. S. XIV., 145.

Samstag, den 16. März 1833.

. . . Göthe, den er [Heine] so wenig achtet wie ich streicht er heraus, um den Berlinern den Hof zu machen. Varnhagen von Ense, ein Berliner Legationsrath, der den 5 Kopf einer Ameise hat, nennt er: „un homme qui a dans le coeur des pensées grandes comme le monde". Auf mich wird er wohl noch kommen, doch sagte er im letzten Blatte, wo von Göthes Gegnern die Rede ist, in Bezug auf mich: „un enragé sans-culotte lui présentant 10 la pointe de sa pique". N. S. VI., 94.

Auteuil, Sommer 1835.

„Ich Dich ehren? wofür?
Hast Du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
15 Hast Du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?

Göthe's Prometheus.

Die mißtrauische Stimmung, mit der ich das Buch in die Hand nahm, ging sogleich in eine freundliche über, 20 als ich auf der zweiten Seite der Vorrede das Geständniß der Verfasserin las, daß sie an orthographischen Fehlern leide und mit Komma und Punkt nicht umzugehen wisse. Bei einer gebildeten Frau ist die Unorthographie die Blüthe weiblicher Liebenswürdigkeit.

25 Auch in jeder andern Sprache geschrieben, selbst in der gebildeten, feinen und vornehmen Literatur der Engländer und Franzosen würden diese Briefe eines Kindes die höchste Auszeichnung verdienen und erhalten; aber als ein deutsches Werk sind sie von noch größerer Bedeutung. Ist 30 es doch das erstemal, daß wir deutschen Geist, ein Schiff mit reicher Ladung, auf offner See bei günstigem Winde mit geschwellten Segeln stolz dahin fahren sehen. Soll uns das nicht freudig überraschen, uns, die wir die deutschen Schiffe nur immer im Hafen sahen, einladend 35 oder ausladend, aber bewegungslos?

Und Göthe ist der Anker dieses Schiffes! Bettina würde sagen: er ist mein Polarstern, mein Magnet und mein Steuermann. Geschwätz eines Kindes, worauf wir nicht achten. Göthe ist der Anker, und wie freuen wir uns darüber, wenn das kalte, harte, schwere und träge 5 Eisen, so oft das Schiff ausgeschlafen, hinaufgezogen und mit fortgeführt wird, hin in das Ungewisse, getragen von dem Schwankenden, unter sich den Abgrund, hinter sich die Launen des Windes; und Alles ohne Rahmen, ohne Farbe, ohne Gestaltung! 10

Betet dieses Kind an, denn der Himmel ist in ihm, und erkennt, daß es einen Gott gibt und eine gerechte Vergeltung! Bettina ist nicht Göthe's Engel, sie ist seine Rachefurie.

Einst vor vielen Jahren schmolz wieder einmal der 15 Schnee in unserem rauhen Lande, und die Herzen wurden wieder warm und Gedanken keimten wieder. Da ragte unter allen sprossenden Geistern einer hervor, mit tausend Knospen prangend, er allein ein ganzer Frühling. Die Götter sprachen: diesen Dichter wollen wir ehren durch 20 unsere Gunst; denn er wird uns verherrlichen, uns und sein Vaterland, und sein armes Volk wird durch ihn erfahren, daß wir noch seiner gedenken in unserer Höhe. Sie sendeten dem Dichter einen ihrer vertrautesten Geister herab, ein holdes, zauberisches Wesen, das sich in irdischer 25 Gestalt ihm näherte. Die schönsten Blumen, die süßesten Früchte brachte sie ihm dar. Sie war ihm Tochter, Freundin, Geliebte, und sang ihm vor mit Harfenstimme von ihrem Heimathlande, wohin sie ihn zu führen versprach. Göthe fühlte sich gerührt und immer tiefer und tiefer, 30 und da, aus Furcht zu lieben, haßte er; denn Göthe haßte die Liebe, die ihm Tod, Fäulniß war, und er fürchtete den Tod; den Haß aber liebte er, denn er liebte das Leben, und im trennenden Hasse erkannte er allein das Leben.

Göthe schlug Mignon todt mit seiner Leyer und be- 35 grub sie tief, und verherrlichte ihr Andenken mit den schönsten Liedern. Die Todte versprach er sich zu lieben,

behaglich, nach Bequemlichkeit, nach Zeit und Umständen und so oft ihn die Optik, Karlsbad und seine gnädigste Herrschaft nicht in Anspruch nähmen.

Aber Mignon war keine Sterbliche. Noch einmal
5 weinte sie, dann ließ sie ihre Hülle sinken und entschwebte. Oben aus einer Gewitterwolke rief sie herab: Wehe dem Undankbaren, der die Gunst der Götter verschmäht! Du hast mich nicht geliebt, als Jüngling, so sollst du mich lieben als Greis; du hast mich nicht umarmt in den Tagen
10 deiner Kraft, so sollst du mich umarmen in den Jahren deiner Ohnmacht; du hast mich von dir gestoßen, da ich deine Lust wollte seyn, du sollst mich an deine Brust drücken, wenn ich deine Qual werde seyn. Lebe nur fort in Hochmuth und Todesfurcht, einst erscheine ich dir
15 wieder.

Und wie sie gedroht, vollstreckte sie. Nach vierzig Jahren kam sie wieder und nannte sich Bettina. Sie liebte ihn und er glaubte, sie spotte seiner; er liebte sie und sie heuchelte, es nicht zu glauben, und er hatte doppelten
20 Schmerz, und war sehr unglücklich.

Es fehlte der Frau von Arnim nur an einer größern Schaubühne der Beobachtung, einer solchen, wie sie in Deutschland Keiner findet, dort, wo für jede Loge ein eigenes Stück aufgeführt wird, — nur daran fehlt es ihr,
25 sonst wären ihre Briefe den interessantesten französischen Memoiren zu vergleichen und wir hätten eine deutsche Sevigné, nur verschönert und veredelt durch jene Liebe und jene Tiefe des Gemüths, welche die deutsche Nation über die französische erheben. Die Verfasserin hat ein merk-
30 würdiges Talent zu porträtiren, sowohl Zeiten als Menschen, welches sich mit ihrem nationellen Talente, zu idealisiren, gar wohl verträgt. Es wäre gut, sie gründete eine Unterrichts-Anstalt für die historischen Professoren der deutschen Universitäten, welche die Kunst besitzen, sehr gute
35 Geschichtsbücher zu schreiben, aber nicht die Kunst, sie lesen zu machen. Es wäre eine Kochschule, in der man lernte, wie aus den vortrefflichen Victualien der deutschen Lite-

ratur, alles Zähe, alle Säure, und fixe Luft zu vertreiben sey, damit sie zur wohlschmeckenden und gesunden Nahrung werde.

Wer Frankfurt kennt, den Geburtsort der Verfasserin, und ihrem Buche die Bewunderung zuwendet, die es verdient, der wird nicht begreifen können, wie sie Freiheit des Geistes und des Herzens gewinnen konnte. Die Auflösung des Räthsels liegt darin: Frau von Arnim war eine Katholikin, hingehörte zu den unterdrückten Volksklassen, sie war also Weltbürgerin, und dieses bewahrte sie vor der Engherzigkeit und der Philisterei, von der sich der Protestant Göthe, dessen Familie zur herrschenden Partei gehörte, nie losmachen konnte. Was machte Göthe, den größten Dichter, zum kleinsten Menschen? Was schlang Hopfen und Petersilie durch seine Lorbeerkrone? Was setzte die Schlafmütze auf seine erhabene Stirne? Was machte ihn zum Knechte der Verhältnisse, zum feigen Philister, zum Kleinstädter? Er war Protestant, und seine Familie war rathsfähig. Er war schon sechzig Jahre alt, stand auf dem höchsten Gipfel seines Ruhms, und Weihrauchwolken unter seinen Füßen wollten ihn trennend schützen vor den niedern Leidenschaften der Thalbewohner; — da ärgerte er sich, als er erfuhr, die Frankfurter Juden forderten Bürgerrechte, und er geiferte gegen die „Humanitätssalbader“, die den Juden das Wort sprächen. Ja, der Gott ärgerte sich und geiferte, und das Kind Bettina mußte ihm weiche Umschläge auf sein gichtisches Herz legen und ihn beschwichtigen, wie einen leidenden, mürrischen Onkel!

Bettina liebte Göthe, wie einst Petrarca seine Laura; sie liebten beide nur die Liebe. Bettina kniete nicht vor Göthe; sie kniete in ihm; er war ihr Tempel, nicht ihr Gott.

Göthe war König, nicht der gemeinen noch der vornehmen Geister, sondern ein König bürgerlicher Seelen. Ehrfurcht und Liebe umgaben ihn nicht, aber Bettelei und Dankbarkeit. Er war der Gönner der literarischen Gewürz-

krämer, die Nationalgarde der Egoisten, verschmähend Alles, was Allen, hassend das, was den Besten gefiel. Er beschützte die Mittelmäßigkeit der Literatur und ließ sich von ihr bewachen.

Er schrieb dem Kinde: „dein Malen des Erlebten sammt aller innern Empfindung von Zärtlichkeit und dem, was dir dein witziger Dämon eingiebt, sind wahre Original-Skizzen, die auch neben den ernsteren Beschäftigungen ihr hohes Interesse nicht verläugnen; nimm es daher als eine herzliche Wahrheit auf, wenn ich dir danke.“ Wenn Göthe für *Original-Skizzen* dankt, kann Niemand an der Aufrichtigkeit seines Dankes zweifeln. Wären diese Briefe nicht Original-Skizzen gewesen, sondern an Alle geschrieben, gedruckt, dann hätte sie Göthe unleidlich gefunden. Daß er sie, selbst in ihrer ausschließlichen Beziehung zu ihm, zu würdigen verstanden, mußte er in seinem Geist, wir zweifeln nicht daran, sie als *orientalische Poesie* angesehen haben. War ihm ja der ganze Jean Paul nur unter dieser Vorstellung begreiflich und verzeihlich. Diese Weise der Anschauung und des Urtheils war begründet in Göthe's innerster Natur. Feuer, das Nichts verzehrte, Licht, das Nichts beleuchtete, Wärme, die Nichts erwärmte, waren ihm grauenvoll. In der Kohle, in der Farbe, in der Kälte, die sondern und sperren, sah er allein das Leben. Stoffloses Feuer, farbenloses Licht waren seinem Herzen unverständlich, und seinem Verstande, seiner Wißbegierde nur als eine Seltsamkeit werth, die aus dem Morgenlande kam.

Frau v. Sevigné, als einst Ludwig XIV. einen Menuet mit ihr getanzt, rief begeistert aus: es ist doch wahr, wir haben einen großen König! So haben gar viele Personen Göthe groß gefunden und bewundert, nur weil er so gnädig war, ihnen zu schreiben, weil er ein Brief-Menuet mit ihnen getanzt. Aber zu diesen eiteln Enthusiasten gehörte Bettina nicht; sie hatte ein zu großes Herz, um eitel zu seyn. Aber wie konnte sie Göthe lieben und bewundern? Es ist das Geheimniß der Apokalypse, man

kann hundert Auslegungen versuchen und des Unerklärlichen bleibt noch viel zurück.

Bettina hatte einen bewunderungswürdigen Höhesinn und eine unstillbare Kletterlust. Sie kletterte an Göthen hinauf, wie an Thürmen, Mauern und Bäumen, und oben, 5 wenn ihr warm geworden war von der Bewegung, glaubte sie, sie hätte oben die Wärme gefunden, und die schöne Aussicht, die sie auf der Höhe gewann, sie glaubte, die Höhe hätte sie geschaffen.

Da ihr Herz heller aufloderte, so oft Göthe es berührte, 10 wähnte sie, von ihm käme seine Gluth. Und doch war es nichts Anderes, als daß er Wasser in ihre Flamme spritzte. Wenn aber der Kälte zu viel kam, die Gluth dämpfend, statt anzufachen, dann kam Bettina zur Besinnung und sie erkannte Göthe, und sie pochte mit ihrer 15 Kinderhand zornig an seine eiserne Brust.

Wem hätte Göthe nicht wehe gethan, wer hätte nichts an ihm zu rächen? Darum wird es viele Tausende erquicken, wenn sie Folgendes lesen, was Bettina, überwältigt von ihrer sich nicht bewußten Sendung, von Zeit 20 zu Zeit an Göthe schrieb. Kinder sagen die Wahrheit und Narren verbreiten sie. Aber wer wäre nicht gern ein Kind mit diesem Kinde, ein Narr mit dieser Närrin.

„Ich habe von der Mutter viel gehört, was ich nicht 25 vergessen werde, die Art, wie sie mir ihren Tod anzeigte, habe ich aufgeschrieben für dich. Die Leute sagen, du wendest dich von dem Traurigen, was nicht abzuändern ist, gerne ab; wende dich in diesem Sinne nicht von der Mutter ihrem Hinscheiden ab, lerne sie kennen, wie weise 30 und liebend sie gerade im letzten Augenblicke war und wie gewaltig das Poetische in ihr."

„Bei der Hand möchte ich dich nehmen und weit wegführen, daß du dich besinnen solltest über mich, daß ich dir in einem Gedanken aufginge, als etwas Merkwürdiges, 35 dem du nachspüreſt, z. B. einem Intermaxilliarknochen, über den du dein Recht in so eifriger Correspondenz gegen

Sömmering behauptest; sag mir aufrichtig, werde ich dir so wichtig seyn, als ein solcher todter Knochen?"

„Ich möchte zum Wilhelm Meister sagen: Komm, flüchte dich mit mir jenseits der Alpen zu den Tyrolern, 5 dort wollen wir unser Schwert wetzen, und das Lumpenpack von Komödianten vergessen, und alle deine Liebsten müßten dann mit ihren Prätensionen und höhern Gefühlen eine Weile darben; wenn wir wiederkommen, so wird die Schminke auf ihren Wangen verbleicht seyn und die flornen 10 Gewande und die feinen Empfindungen werden vor deinem sonnverbrannten Marsantlitze schaudern."

„Ja ich glaub's, daß ich dir lieb bin, trotz deinem kalten Briefe; aber wenn deine schöne Mäßigung plötzlich zum Teufel ging, und du bliebst ohne Kunst und ohne 15 feines Taktgefühl, so ganz wie dich Gott geschaffen hat in deinem Herzen, ich würde mich nicht vor dir fürchten, wie jetzt, wenn ein so kühler Brief ankommt, wo ich mich besinnen muß, was ich denn gethan habe.

Ach! du hast einen eignen Geschmack an Frauen, 20 Werthers Lotte hat mich nie erbaut, so geht mir's auch mit Wilhelm Meister; da sind mir alle Frauen zuwider, ich möchte sie alle zum Tempel hinausjagen."

„Ach, Göthe, laß dir keine Liedchen vorlallen und glaube nicht, du müßtest sie verstehen und würdigen; ergib 25 dich auf Gnade und Ungnade, leide in Gottes Namen Schiffbruch mit deinem Begriff. Was willst du alles Göttliche ordnen und verstehen, wo's herkommt und hin will."

„Ja, das hat Christian Schlosser gesagt: Du ver-30 ständest keine Musik, du fürchtetest dich vor dem Tod und habest keine Religion." Und in einem langen herrlichen Briefe über Musik, erzählt Bettina, so oft sie spiele oder singe, kämen in ihrem Zimmer eine Maus und eine Spinne aus ihrer Verborgenheit vor und äußerten bei den Tönen 35 das lebhafteste, freudendurchdrungenste Mitgefühl. Dann spricht sie fortfahrend zu Göthe: „Diese beiden kleinen Thierchen haben sich der Musik hingegeben; es war ihr

Tempel, in dem sie ihre Existenz erhöht, vom Göttlichen berührt fühlten, und du der sich bewegt fühlt durch die ewigen Wellen des Göttlichen in dir, du habest keine Religion? Du, dessen Werke, dessen Gedanken immer an die Muse gerichtet sind, du lebtest nicht im Element der Erhöhung, der Vermittelung mit Gott?"

„Du bist ein koketter zierlicher Schreiber, aber du bist ein harter Mann; die ganze schöne Natur, die herrliche Gegend, die warmen Sommertage der Erinnerung — das alles rührt dich nicht, so freundlich du bist, so kalt bist du auch."

Einmal schickte Bettina Liebes=Aepfel an Göthe. Darauf schrieb er ihr: er habe sie nach deren Empfange an eine Schnur gereiht, an's Fenster in die Sonne gehängt und Farbenbeobachtungen dabei angestellt. Nicht einmal die Dankbarkeit konnte diesen kalten Mann erwärmen, ihn, der doch so gern Geschenke nahm. Man muß es ihm verzeihen, daß er so gern Geschenke nahm, ja oft erbettelte; Göthe war der ärmste Mann seines Landes und seiner Zeit. Er konnte nur genießen, was er besaß, und er besaß nur, was unter seinen Augen stand, was er mit den Händen fassen konnte. Sein Gaumen hatte keine Phantasie. Für ihn gab es keine Erinnerung, keine Hoffnung, keine Sehnsucht, keine Gläubigkeit.

Kein erhabner Mensch, kein großer Fürst, kein Gott hat je eine seelenvollere, glühendere, herzinnigere Anbetung gefunden, als sie Göthe von Bettinen empfing. Ihre Briefe sind Gebete des Geschöpfes an seinen Schöpfer, jedes Wort zu seiner Verherrlichung. Ein Gott selbst hätte solche Lobpreisungen nur mit Rührung und Demuth aufgenommen und gesagt: ich will werden, was ich scheine. Wie aber nahm sie Göthe auf? Bettinens Gefühle fand er oft zu natürlich, ihre Gedanken zu roh, und dann schickte er sie gekocht zurück. Die Prosa ihrer Briefe putzte er in Poesie, machte Sonette daraus, und besang und verherrlichte sich selbst mit der erstaunenswürdigsten Sachdenklichkeit. Bachus, obzwar Herr des Weines, wird doch

oft sein Diener und berauscht sich selbst; aber Göthe hat einen starken, felsenfesten Kopf; er kann Fässer seines Lobes austrinken und es schwindelt ihn nicht und er wankt nicht.

Göthe hatte weder Sinn noch Geist für edle Liebe, 5 er verstand ihre Sprache nicht, noch ihr stummes Leiden. Die Liebe, die er begriff, die ihn ergriff, das war die gemeine, jenes Herzklopfen, das aus dem Unterleibe kommt; und selbst in dieser galt ihm nur geliebt werden, lieben galt ihm nichts. Abends, wenn Göthe müde war vom 10 Stolze, ward er eitel, sich auszuruhen. Man mustere die liebenden Paare, die durch seine Dichtungen streichen, loses Gesindel, das in alten Reichsstädten dem Konsistorium zugefallen wäre. Die glückliche Liebe ist ein Verbrechen, die unglückliche ein verbrecherischer Wunsch, Sinnlichkeit, 15 Eitelkeit, Heuchelei mit Stickereien von blumigen Redensarten als Schleier darüber. Seine geliebten Frauen sind Maitressen, seine geliebten Männer Günstlinge und bezahlt. Die Liebeswirthschaft in Wilhelm Meister hätte die Polizei keinen Tag geduldet, wären nicht Barone und Gräfinnen 20 dabei im Spiele gewesen.

Göthe fürchtete sich vor der Liebe, denn Alles, was er nicht mit Händen greifen konnte, war ihm Gespenst. Er schlug sie todt auf seine gewohnte Weise. Die Liebe war ihm Chemie des Herzens, Sympathie nannte er Wahl- 25 verwandtschaft. Er stellte die Liebe in gut verstöpselten Gläsern in sein Laboratorium und da war ihm wohl.

Bettina erzählte Göthen von seinen Kinderjahren, was sie von seiner Mutter gehört: „Einmal stand Jemand am Fenster bei deiner Mutter, da du eben über die Straße 30 herkamst mit mehreren andern Knaben; sie bemerkten, daß du sehr gravitätisch einherschrittest und hielten dir vor, daß du dich mit deinem Geradehalten sehr sonderbar von den andern Knaben auszeichnetest. Mit Diesem mache ich den Anfang, sagtest du, und später werde ich mich noch 35 mit Allerlei auszeichnen.“

Knaben, die sich gerade halten, werden Männer, die sich bücken, und darin hat sich Göthe ausgezeichnet, er hat

sich tief gebückt vor Allen, die sich noch gerader gehalten als er.

Seine Mutter erzählt weiter: „In seiner Kleidung, war er nun ganz entsetzlich eigen; ich mußte ihm täglich drei Toiletten besorgen. Auf einen Stuhl hing ich einen 5 Ueberrock, lange Beinkleider, ordinäre Weste, stellte ein Paar Stiefel dazu. Auf den zweiten einen Frack, seidne Strümpfe, die er schon angehabt hatte, Schuhe u. s. w. Auf den dritten kam alles vom feinsten, nebst Degen und Haarbeutel. Das erste zog er im Hause an, das zweite, wenn 10 er zu täglichen Bekannten ging, das dritte zur Galla."

Göthe war stolz und hochmüthig, aber alle seine großen Gaben berechtigten ihn zu keinem Stolze: denn die Gaben, die allein dazu berechtigten, fehlten ihm: Muth und Seelengröße. Und ist man ein Dichter ohne Muth? 15 Wahrheit und Schönheit sind verzauberte Prinzessinnen. Gar manchen Riesen und Drachen mußte man erlegen, durch Feuer und Wasser gehen, über einen Draht reiten, um sie zu erlösen. Aber Göthe ist auch kein Dichter, die Muse war ihm nie vermählt, sie war seine Dirne, die 20 sich ihm hingab für Geld und Putz, und Bastarde sind die Kinder seines Geistes.

Ja wahrlich, Göthe mußte um seine Freundin erträglich, um sie nur begreiflich, und in seinem Naturalien-Kabinet ein Schubfach für sie zu finden, sie als seine 25 Hofnärrin betrachten.

Wenn Bettina ihre schöne Begeisterung für die Treue, den Heldenmuth der Tyroler, und ihren Schmerz und Zorn bey Hofers Tod Göthen anvertraut, und von ihm Verständniß, Erwiederung ihrer Gefühle erwartet, muß 30 man da nicht laut auflachen über das närrische Kind, das seiner Puppe seine Leiden vorweint? Und möchte man nicht laut aufweinen, wenn man gewahrt, wie ein so bedeutender Mann als Göthe, vor jeder Empfindung bleich wird und zittert, weil er die hypochondrische Einbildung 35 hat, das Herz wäre von Glas und müsse brechen von einer heftigen Berührung? Ja wahrlich, Göthe hatte eine

fixe Idee, so traurig als man nur je eine im Irrenhause fand. Die Natur verwahrt alle ihre Kleinodien in Futteralen, wie der Mensch, aber für Göthe galten die Futterale selbst als Kleinodien; innen die Kostbarkeiten gewahrte er gar nicht, und wenn ja, betrachtete er sie als eingeschlossene Diebe, die seinen Schatz bedrohten. Göthe hatte eine lächerliche Schachtelwuth; er nannte das Kunstliebe, seine Verehrer nannten es Kunstkennerschaft, Sachdenklichkeit. Aber es war eine betrübte Kunstliebe, eine lächerliche Kunstkennerschaft und eine wahnsinnige Sachdenklichkeit. Jedes Kunstwerk ist der sterbliche Leib eines unsterblichen Gedankens, die Versinnlichung des Uebersinnlichen. Aber für Göthe war ein Kunstwerk der Sarg einer Idee, und hörte er etwas sich darin rühren, floh er entsetzt davon, ihm schauderte vor den lebendig Begrabenen.

Es gibt keine Staatsgeheimnisse mehr. Göthe's ehemaligen Meister und Günstlinge werden freilich die Verwirrungen ihres Gebieters auch nach dessen Tode nicht verrathen; aber mögen sie schweigen, so tief sie wollen, wer erräth es nicht, daß Bettina Göthe's Quälgeist war, und daß sie ihn mit ihren Briefen, mit ihren Besuchen oft zur Verzweiflung gebracht haben mußte? Mit ihrer Begeisterung, ihrer Schwärmerei, ihrer schattenlosen Mittagsglut, ihren Gedanken, Sternschnuppen gleich, dem Kometenwandel ihrer Phantasie, konnte Göthe's Sachdenklichkeit nicht fertig werden. Nicht in seiner Gemälde-Gallerie, nicht in seinem Naturalien-Kabinette wollte sie still halten, ja aus dem festesten unterdischen Gedichte wußte sie zu entspringen. Das eine, was ihm mit ihr gelang und ihn vor Trostlosigkeit auf kurze Zeit schützte, war, daß er sie wie Sand auf eine Glastafel streute und sie zu Chladnischen Klangfiguren formte. Aber wie lang hilft das, und wie wenig! Hatte sie anschwindelnd getanzt bis zur willkommenen Gestaltung — ein Lüftchen, und sie stäubte wieder auseinander.

Nach einer langen Reihe von Briefen, worin sie mit Göthe von Musik, von Liebe, von der schöpferischen Natur,

von Freiheit, von Vaterland, von Andreas Hofers Tode gesprochen, schrieb ihr der betrübte Freund zurück: „Indem ich nun Deinen letzten Brief zu den andern lege, so finde ich abermals mit diesem eine interessante Epoche abgeschlossen. Durch einen lieblichen Irrgarten zwischen 5 philosophischen, historischen und musikalischen Ansichten hast Du mich zu dem Tempel des Mars geleitet." Um den Lichtwechsel und den launischen Gang der Liebe zu begreifen mußte er sich das Herz als einen englischen Garten vorstellen, und um aus Andreas Hofer etwas zu machen, 10 ließ er ihn als einen Priester des Marstempels gelten. Der unglückliche Mann, der nur in einem Kerker ruhig schlafen konnte!

Göthe hat nur das Räumliche und das Zeitliche verstanden, das Unendliche und die Ewigkeit verstand er nicht; 15 aber unsterblich ist nur, wer die Unsterblichkeit begreift. Lächerlicheres gibt es nichts auf der Welt, als Gott und Teufel, wie sie Göthe in seinem vielgepriesenen Faust dargestellt; Göthe hat Gott und Teufel nach seinem Ebenbilde geschaffen. Dort ist Gottes Weisheit, fünf gerade 20 seyn lassen; und des Teufels Klugheit, es mit Gott nicht zu verderben, weil er doch ein vornehmer Herr ist.

Hätte Bettina die schöne Musik ihres Herzens vor rohen Ohren hören lassen, vor einem Philister ihrer Vaterstadt, vor einem Sachsenhäuser, der aus dem Äpfelwein 25 seine Begeisterung schöpft — es hätte uns gewundert, aber nicht verdrossen. Wir hätten gedacht: sie ist ein Sonntagskind, die einen edlen Geist da erkennt, wo wir Wochenmenschen nur die rohe Hülle sehen. Aber daß sie sich Göthen zugewendet, der seinen ganzen Schatz an 30 den Koffer verwendet, der bei andern großen Geistern den Schatz einschließt; den jeder Alltagsmensch begreift, nach seinem vollen Werthe schätzt, weil er nichts zu errathen übrig läßt, weil er sein eigner Hintergrund ist — das betrübt uns. 35

Göthe hat nur verstanden, was todt war, und darum tödtete er jedes Leben, um es zu verstehen. Nicht die

Natur, nicht den Menschen faßte er. Er zerstückelte das Leben in seine Glieder, in seine einzelnen Organe, und zeichnete sie sehr richtig, wie in den besten anatomischen Kupfertafeln. Freilich findet ihr Alles in seinen Schriften
5 Hand und Fuß, Rumpf und Schädel, Herz und Nieren; aber setzet sie nur zusammen, macht einen lebendigen Menschen daraus, wenn ihr könnt. Ihr findet freilich Sterne und Götter in seinen Dichtungen, aber gerissen aus ihrer Liebesbahn, ihr macht nie einen Himmel daraus.
10 Göthe lebt nur in seinen Liedern, da allein ist er ganz und vollständig, denn das Lied ist die Scheidemünze der Poesie, die sich nicht mehr theilen läßt, die nicht mehr gewechselt werden kann.

Bettina ist ein reichbegabtes, gottgesegnetes Kind, das
15 wir lieben und verehren müssen. Sie ist glückliche Gespielin der Blumen, Vertraute der Nachtigall; sie verstand die Sprache der Stille, der Göthe taub war, und wußte das Mienenspiel der stummen Natur zu deuten. Ihr waren die Sterne näher, sie leuchteten ihr, wie uns
20 Mond und Sonne. Ihr Buch ist ein Gedicht, und ihr Leben ein holdes Mährchen. Göthe's Nachwelt ist auch die ihre, sie richtet beide. Wird Göthe verurtheilt, ist Bettina freigesprochen, wird Göthe freigesprochen, ist Bettina schuldig. Göthe nannte sie eine Närrin, und er mußte wohl; denn
25 Bettina selbst sagt es: „Narrheit ist die rechte Scheidewand zwischen dem ewig Unsterblichen und dem zeitlich Vergänglichen."

Göthe wagte sich nicht zu berauschen im Weine der Begeisterung. Er hätte selbst Wasser in den Nektar ge-
30 mischt und ihn wie Arznei getrunken, in Maaß und Zeit.

Bettina besiegte Göthen, aber nicht wie die Liebe besiegt; er floh vor ihr, und so eilig und angstvoll, daß er nicht einmal seinen Körper mitnahm.

Die Biene erquickt uns nicht blos mit Honig, sie
35 spendet uns auch das Licht der Nacht. So soll auch der Dichter seyn: süß dem Freudedurstigen, leuchtend in der Dunkelheit der Trauer. Göthe war nur das Erstere,

der Dichter der Glücklichen, er war nicht der Dichter der Menge. Keiner weint an ſeinem Grabe, denn nur die Unglücklichen haben Thränen.

Göthe hat nur immer der Selbſtſucht, der Liebloſigkeit geſchmeichelt; darum lieben ihn die Liebloſen. Er hat die gebildeten Leute gelehrt, wie man gebildet ſeyn könne, freiſinnig und ohne Vorurtheile und doch ein Selbſtling; wie man alle Laſter haben könne, ohne ihre Rohheit, alle Schwächen ohne ihre Lächerlichkeit; wie man den Geiſt erhalte von dem Schmutze des Herzens, mit Anſtand ſündige und den Stoff jeder Nichtswürdigkeit durch eine ſchöne Kunſtform veredle. Und weil er ſie das gelehrt, verehren ihn die gebildeten Leute.

Göthe hat ſich mit wenigen Worten treffender und wahrer geſchildert, als irgend ein Anderer vermöchte. Er ſagt in ſeinem Leben: „*Es liegt nun einmal in meiner Natur, ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen als eine Unordnung ertragen.*“ So war Göthe immer und überall, ſo hat er ſich gezeigt in allen ſeinen Worten und Handlungen. Wenn edle Menſchen ſich gegen ihre böſe, tyranniſche Natur empören, ſich von ihr frei zu machen ſuchen, war es Göthe's Weisheit, ſich ihr zu unterwerfen mit Lakaien-Demuth. Die Liebe, die alle Trennung aufhebt, die kunſt-tödtende galt ihm für Unordnung. Für Unordnung galt ihm, wenn die Macht wechſelte, wie Alles wechſelt, und von dem Starken zu dem Schwachen, von den Unterdrückern zu den Unterdrückten überging. Goethe war ein Stabilitäts-Narr, und die Bequemlichkeit war ſeine Religion. Er hätte gern die Zeit an den Raum feſtgenagelt. Das gelang ihm nicht, aber es gelang ihm, ſein Volk aufzuhalten, da er lebte und noch nach ſeinem Tode; denn über ſeine Leiche muß es ſchreiten, will es zu ſeinem Ruhme und ſeinem Glücke kommen.

Blind iſt jede Liebe, aber blinder hat ſie ſich noch nie gezeigt, als bei Bettina. Ihr Buch, bekannt gemacht zur Verherrlichung Göthe's; hat ſeine Blöße gezeigt, hat ſeine

geheimsten Gebrechen aufgedeckt. Die arme Bettina, rieb sich die Hände wund, ihren Gott zu reinigen, es gelang ihr nicht; sie hat ihm manchmal den Kopf gewaschen, aber das Herz konnte sie ihm nicht waschen. Wäre die Liebe
5 nicht blind, hätte sie statt zu Göthe für ihn gebetet, gebetet mit seinen eigenen schönen Worten:

Ist auf deinem Psalter
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
10 So erquicke sein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste.
15 G. S. XVI., 418—438.

Goethes Divan.

Merkwürdig ist der Commentar zum Divan. Durch ihn wird Göthe deutlicher als er sich selbst gemacht in seinem beschriebenen Leben. Darin ist alles Wahrheit
20 und nirgends Dichtung. In dem Garten der Poesie hat der Dichter einmal die Blumen mit der Wurzel ausgerissen; wir sehen den Farbenglanz der Blüthen, wir sehen die dunkle Erde. Er hat nicht gut gethan, aus dem Schweigen seines ganzen Lebens zu treten; er hat
25 nicht gut gethan eine Brücke zu bauen, die von der Bewunderung zur Untersuchung führt. Vieles hat man ihm vorgeworfen; doch fehlte das eigene Geständniß seiner Schuld. Nach dem Divan fehlte es nicht mehr. Meinungen sind frei. Philosophie und Kunst mögen sie beurtheilen, ver-
30 urtheilen darf man sie nie. Ganz persönlicher Art, stehen sie unter keinem Gesetze, und übertreten kein Gesetz, wohin sie auch schweifen. Gesinnungen aber stehen unter dem Gesetze der Sittlichkeit und werden gerichtet. Nicht was Göthe meint, wie er gesinnt ist, zeigt der Divan.
35 Mahomed hat betheuert: er wäre Prophet und kein Poet. Göthe will nun den Unterschied zwischen Propheten

und Poeten näher andeuten und sagt „Der Poet vergeudet die ihm verliehene Gabe im Genuß, um Genuß hervorzubringen, Ehre durch das Hervorgebrachte zu erlangen; allenfalls ein bequemes Leben. Alle übrigen Zwecke versäumt er. Der 5 Prophet hingegen sieht nur auf einen einzigen bestimmten Zweck . . . Irgend eine Lehre will er verkünden. Hierzu bedarf es nur daß die Welt glaubt, er muß also eintönig werden und bleiben.“ Nein, den Propheten und den Poeten unterscheidet nur ein Wort. Für den Poeten gibt 10 es keine Zukunft, denn ihm ist Alles gegenwärtig; für den Propheten gibt es keine Gegenwart, denn sie ist ihm die Hülle der Zukunft. Beide lehren, beide sind eintönig; doch eintönig nur, wie der gleiche Himmel sich über alle irdische Mannichfaltigkeit verbreitet. Man kann im gleichen 15 Tone verschiedene Melodien spielen. Der Prophet zeigt seinen Gott überall, die Kunst, die Einheit in der Mehrheit. Wehe dem Dichter, der nicht wie der Prophet Glauben sucht und findet; dreifach wehe ihm, wenn er nur Genüsse erstrebt und gibt, und um schnöden Beifall und um 20 schnödern Gewinnst des Himmels heilige Gunst vermäkelt! Mit der seeleninnigsten Behaglichkeit preißt Göthe in seinem Divan die Despotie. Kein Liebchen im Leben und im Gedichte war ihm je so werth als diese stolze Schöne, die ihre Verächter in eisernen, ihre Verehrer in goldenen 25 Ketten nach sich schleppt und sich feilbietende Menschenwürde mit nichts als einer dummen Farbe bezahlt. Wer noch sonst, als der einzige deutsche Göthe, war je so schamlos, das Knechtische in der Natur des Menschen zu verherrlichen und nackt zu zeigen, was ein edler Mensch 30 mit Trauer bedeckt. Tyrannen hat schon mancher Dichter geschmeichelt, der Tyrannei noch keiner. Da will er einmal zeigen, wie unter den verschiedenen Regierungsformen die Charaktere sich auf verschiedene Weise ausbilden und er sagt: „In der Republik bilden sich große, glückliche, 35 ruhig-rein thätige Charaktere; steigert (steigert!) sie sich zur Aristokratie, so entstehen würdige, consequente,

tüchtige im Befehlen und Gehorchen bewunderungswürdige Männer. Die Despotie dagegen schafft große Charaktere; kluge, ruhige Uebersicht, strenge Thätigkeit, Festigkeit, Entschlossenheit, alles Eigenschaften, die man braucht um den
5 Despoten zu dienen, entwickeln sich in fähigen Geistern und verschaffen ihnen die ersten Stellen des Staats, wo sie sich zu Herrschern ausbilden." —

N. S. IV., 324—328.

1835.

10 Goethianer. — Eure Kunst, eure Poesie ist nichts als Formschneiderei — wer für die Zukunft lebt, lebt in ihr und weil körperlos auch schattenlos und im reinsten Lichte seines Daseins. Man wird meiner noch gedenken, wenn man längst aufgehört haben wird euch zu ver-
15 schmähen, wenn man euch vergessen haben wird. — Ihr liebt nichts als euch und haßt nichts als die Liebe. — Die wahre Kunst ist eine Tochter der Zeit, aber die eure ist ein Findelkind, wie eure Kunst so ihr. Ohne Vergangenheit und ohne Zukunft lebt ihr nur in der Gegen-
20 wart, klammert euch daran fest. Darum zittert Ihr, wenn die Gegenwart wankt, darum haßt Ihr wer sie rüttelt, darum haßt Ihr was wird und noch nicht ist, jede Hoffnung, und lebt nur dem Genusse.

Tieck — Wahrheit, Freiheit, Recht, Menschenliebe sind
25 Tieck und seinen Gläubigen nur Mährchen. — Die betrübten Waisen des todten Apis (Goethe), die sich einen neuen Gott und Vater suchen. — Tieck zeige uns das Wort, das er gegen Napoleon gedichtet, als seine Herrschaft auf Deutschlands Fürsten lastete, nur zu leicht für ihre Schuld,
30 nur zu kurz für die Wohlfahrt des deutschen Volkes; er zeige uns das Wort, das er in der Dresdner Insurrektion gesprochen. Ihr seid wie Emigranten aus dieser Zeit der Freiheit und schimpft ohnmächtig und droht lächerlich von der Grenze des achtzehnten Jahrhunderts zu uns herüber.
35 Weimar ist euer Coblenz und Goethe euer Condé. —

Goethe hatte seine Jugend wie die Blattern ausgehalten, der Werther blieb ihm als eine Narbe zurück, denn Gott sei Dank, Deutschland hat noch keinen Jenner gehabt, gleich Paris, der gelehrt die Jugend inoculiren, daß auch nicht eine Narbe im Herzen übrig bleibe — das poetische 5 Polizei-Gesindel! —

N. S. VI., 300—301.

[Paris, Januar 1836.]

Die Deutschen werden leicht mißmuthig über literarisches Königthum, sie verhöhnen die Höflinge des guten Geschmacks 10 und gehen der Geistesaristokratie keinen Schritt aus dem Wege. Nicht, daß die großen Schriftsteller, die Philosophen, Dichter und Künstler ersten Ranges nicht alle Achtung genössen, welche ihrem Verdienste gebührt und daß sie in der geistigen Welt ohne Einfluß wären, keineswegs; aber 15 die ihnen erwiesene Huldigung ist nur eine freiwillige und vereinzelte, und man unterwirft sich ihrer Oberhoheit nur auf Bedingung und auf Zeit. Man erkennt ihnen kein Recht, keine Macht gesetzlich zu. Wenn Goethe schlechte Bücher geschrieben, kritisirte man sie ohne Zögern und 20 ohne das mindeste Bedenken. Die Werke großer Schriftsteller stehen nicht in erblicher und pflichtschuldiger Gunst; jedes Werk wird an sich geprüft und dessen Werth bestimmt, und der berühmte Name eines Schriftstellers entscheidet nie über das Los seiner Leistungen. 25

G. S. XVII., 82—83.

[Paris, Januar 1836.]

In Deutschland fehlt es nicht an großen mit Recht gefeierten Schriftstellern, aber sie sind daselbst nicht so zahlreich als in mehreren andern Ländern. Das Verdienst 30 und der Ruhm Schiller's und Goethe's kommen nicht dem Shakespeare's, Calderon's, Dante's, Voltaire's und Rousseau's gleich.

G. S. XVII., 83.

[Paris, Januar 1836.]

Anmuth, Gewandheit, Zartheit, Kraft, Erhabenheit, Tiefe, mit einer schrankenlosen Freiheit vermählt, dies Alles findet ihr in der Sprache, welche Uhland eigen-
5 thümlich ist; weder Goethe noch Schiller genügen, um den Ausländern die Freiheit und den Reichthum der deutschen Sprache zu veranschaulichen. Goethes Stil ist kalt, marmorartig, er ist nicht malerisch. Goethe sieht es nicht gern, daß man sich zu vertraut mit ihm mache: er läßt euch
10 nicht vor sich in der heitern Aufwallung des Herzens, die von der wahren Poesie stets erregt wird. Man sieht sich im Pallast des Dichterfürsten versammelt, wie der Pariser im Theater; der Strom eurer Empfindungen wird in enge, von schweren Balken getragene Gallerien eingezwängt; sie
15 stehen zu zwei und zwei, Gensdarmen bewachen sie, und dann treten sie eine nach der andern ein. Ruhe und dichterische Ordnung ist Goethes Wahlspruch, auch hat ihn die Nationalgarde der bürgerlichen Literatur zu ihrem Commandanten ernannt. Schiller's Stil hat den entgegen-
20 gesetzten Fehler, er ist zu philosophisch, zu sehr in sich versunken, seine Zeichnung entbehrt oft der Genauigkeit. Goethe und Schiller sind Dichter von umfassenderm Genie als Uhland; aber in seiner Art ist Uhland größer als Beide.

25 G. S. XVII., 92—93.

[Paris, Januar 1836.]

In Deutschland hat jeder unbedeutende Schriftsteller seine kleine Stadt, deren Voltaire er ist, und es gebricht ihm weder an Achtung noch an Brod. Er hebt sein
30 Haupt stolz empor und lebt in glücklichem Vertrauen auf sich selbst, denn er fühlt sich als einen Ebenbürtigen Goethe's und Schiller's nicht der That, sondern dem Rechte nach: er gehört zu den Geschworenen und sitzt zu Gericht über die großen Schriftsteller.

35 G. S. XVII., 85.

[Paris, Januar 1836.]

In seinen Balladen und Romanzen wird Uhland von keinem Dichter Deutschlands übertroffen, und nur Goethe kommt ihm gleich, aber auch nicht immer.

G. S. XVII., 121. 5

[Paris, März 1836.]

Dämmerungsgesänge von V. Hugo.

Was sie den Geist der Zeit nennen
Das ist im Grunde der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln. Faust. 10

G. S. XVII., 134.

Auteuil bei Paris, den 25. April 1836.

... Lenau wünscht, ich möchte seinen Faust in der Balance kritisiren, das kann ich aber nicht. Erstens werde ich wahrscheinlich die Balance nach Erscheinung des dritten 15 Heftes wieder aufgeben. Ich bin darin in meinem Ideengang zu sehr gestört. Hundert Dinge kann man im Französischen nicht sagen. Dann möchte ich bei Gelegenheit des Lenauschen Faust auch vom alten Goethe'schen sprechen, gegen welchen Letzteren ich Vieles einzuwenden habe. Es 20 ist aber gegen mein Gefühl in französischer Sprache etwas gegen Göthe zu sagen und die Hochachtung, welche die Franzosen vor ihm haben, zu stören. Ich will lieber den Lenau in einem deutschen Artikel besprechen.

G. S. XVII., 386. 25

Auteuil, den 5. Juni 1836.

Den Artikel über Lenau würde ich Ihnen, um mich Ihnen gefällig zu bezeigen, mit dem größten Vergnügen mittheilen, aber ich schreibe ihn nicht. Es Ihnen im Vertrauen zu sagen, Lenaus Faust hält die Kritik nicht 30 aus. Mit meiner gewohnten Aufrichtigkeit wäre ich gezwungen, ihn mehr zu tadeln als zu loben.

G. S. XVII., 387.

1837.

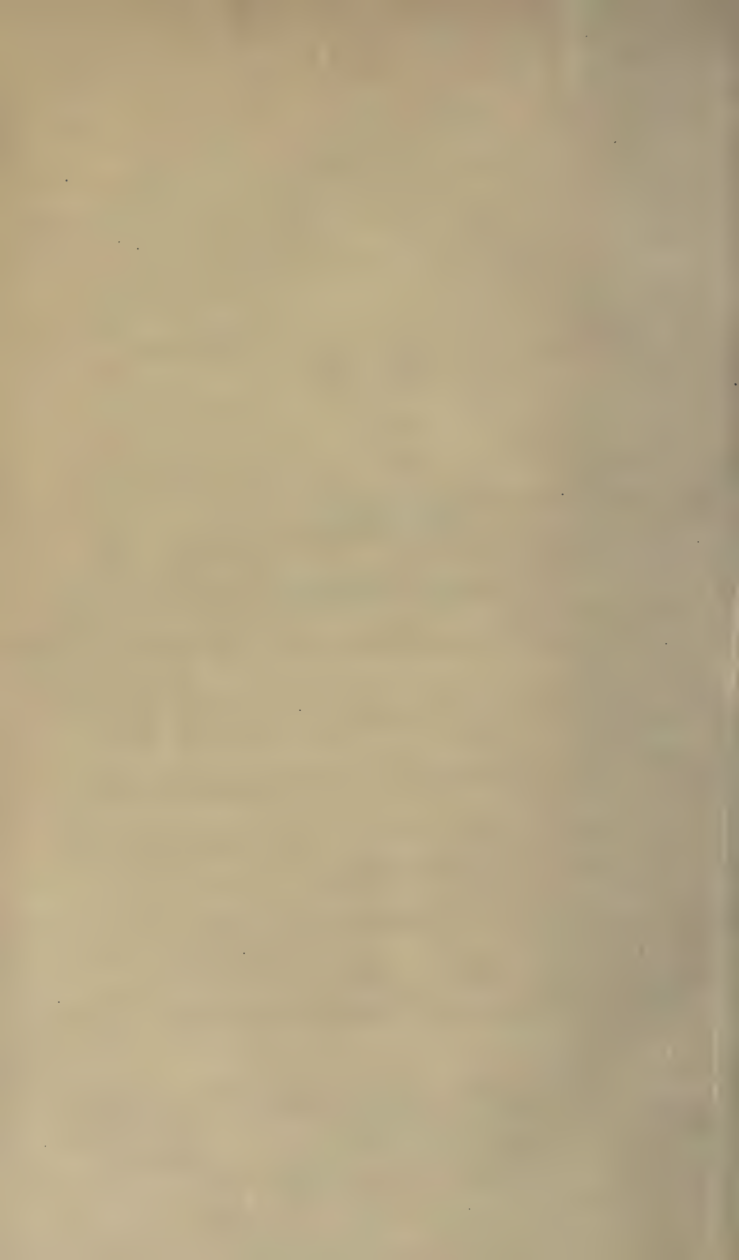
Semilasso sitzt auf dem Bocke graziös zurückgelegt; hierin muß ich freilich nachstehen, denn ich habe in diesem Punkte sehr weislich die Grazie der Bequemlichkeit auf-
5 geopfert. Ich liege in meinem Wagen in aller Länge ausgestreckt, denn es ist ein Wiener Schlafwagen, demjenigen ähnlich, in dem einst Goethe nach der Champagne gereist, und der ihm so werth war, und von dem er so viel erzählte, daß er ganz die französische Revolution
10 darüber vergaß. Der Glückliche!

G. S. XV., 11.



Anhang.

(Inedita Boerneana.)



I. Tasso. Iphigenie. Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde.[1])

Tasso.[2])

Ich weiß nicht wie andere denken, aus welchem Tone
5 sie fühlen, aber seit meiner frühesten Jugend gerathe in
Zorn wenn ich ihn lese, möchte ihn zerreißen. — Nicht
Sieg der Kälte über Wärme, der Bosheit über Güte,
Sieg der Taschenspielerei über d[ie] Gesetze d[er] Natur
Reglen der Sinne.

10 Nicht daß Tasso unterliegt, daß er sich besiegt bekennt. —

Wovor soll ihn der Minister schützen? Nur vor der
Bestrafung. Die Ungebührlichkeit ist unheilbar, ist begangen. —

15 Die lange erste Scene des zweiten Aufzugs besonders
Schluß. —

Oeffentliche Umarmung. Als wüßte er die revolut[ionäre] Frechheit eine Prinzessin zu lieben, nur als Verrücktheit zu entschuldigen. —

20 Antonio reizt den Jüngling und beträgt sich gar
nicht wie ein Hofmann, dem man nur wegen seiner edlen
Ruhe seine unedle Kälte vergeben kann. —

Glatter Boden wie in Pallästen, ich wage nicht schnell
zu gehen. —

---

25 [1]) Mitgetheilt und mir einstweilen zum Abdruck überlassen
von dem Besitzer des handschriftlichen Nachlasses Börnes, Herrn
Dr. Gottlieb Schnapper-Arndt.

[2]) Bleistiftbemerkungen aus einem Notizbuche Börne's.
Wahrscheinlich im Frühjahr 1828 niedergeschrieben.

Auch mit einem edlen geisteshohen Fürsten störte mich die Ceremonie so hier bei Göthe. Göthe will den Dichter und den Weltmann retten und läßt darüber beide zu Grunde gehen.

Iphigenie.[1])

Im Tone aber nicht im Takte der Leidenschaft. Ein tiefes Meer und man sieht doch hinunter in den Grund.

Wenn ich mir nur Rechenschaft geben könnte, warum es mir nicht gefällt.

Zweck der Kunst Ruhe oder Bewegung, Sammlung oder Zerstreuung bewirken.

Ein Ausruhen.

Die Leidenschaft wie Operngesang, wo Liebe, Haß ꝛc. doch im Takte singt.

Paralipomena und Varianten zu Börne's Abhandlung „Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde".[2])

Aber wie konnte ein so weibliches Weib einen Mann wie Göthe lieben und bewundern?[3])

Bettina Göthes böses Gewissen.[4])

Hat die Verfasserin die Verbesserungen Göthes berücksichtigt? Das durchstrichene weggelassen ꝛc. Sie hätte sich darüber aussprechen sollen.

Arme Bettina! er hat dich nicht geliebt.[5])

---

[1]) Bleistiftbemerkungen aus dem gleichen Notizbuch, wie die vorstehenden und wahrscheinlich aus der gleichen Zeit.

[2]) Manuskript: Vier engbeschriebene Folioseiten, betitelt: Göthes Briefwechsel mit einem Kinde. Die hier wiedergegebenen Sätze finden sich zerstreut zwischen zahlreichen Excerpten aus dem Bettina'schen Buche und eigenen kritischen, nachmals in die Abhandlung übergegangenen Bemerkungen Börne's.

[3]) Anschluß an S. 185 24. Z. v. o. Aehnlich S. 186 14. Z. v. o.

[4]) Variante zu S. 186 13. Z. v. o.

[5]) In dem vollendeten Aufsatz heißt es S. 187: „Sie liebte ihn und er glaubte, sie spotte seiner; er liebte sie und sie heuchelte es nicht zu glauben, und er hatte doppelten Schmerz und war sehr unglücklich."

Durch ihre Liebe mußte sie ihn erst würdig machen einer solchen Liebe; früher war er's nicht. Ich sage das nur für Andere; könnte die Verfasserin mir es glauben, ich sagte es nicht. Alles wirkliche, das man aus Bosheit
5 oder Unvernunft verletzt, kann man vergüten; aber ein zerstörter Traum ist unersetzlich.

S. 55 schön, was Bettina an Göthes Mutter über berühmte Weiber bei Anlaß der Frau v. Stael sagt.

Deutscher Geist und Gemüth auf den leichten Flügeln
10 der Sevigné.[1])

Der herrliche Brief von Wartburg. S. 150. die vom Sturme herabgestürzte Linde.

[Göthe] . . . der einen Händedruck hatte für jeden, ein Lächlen für alle . . . Der Justemilieu der Literatur.[2])

15 Und wenn Bettina Göthen anbetet, der und weil er ihr schreibt, glaubt man die Frau Sevigné zu hören, die, nachdem einst Ludwig XIV. einen Menuet mit ihr getanzt, entzückt ausrief:

es ist doch wahr, wir haben einen großen König.[3])

20 Göthes Mutter liebenswürdig, ihre schöne Schreibart in mütterlicher Weise.

Göthe keinen Sinn für Liebe. Alle seine liebenden Paare in seinen Schriften sind solche, die sich nicht heirathen können, weil sie der Stand oder frühere Ehe von einander hält.[4])

25 Der Ton des zweiten Bandes ganz ernsthaft. Vielleicht weil Göthes Mutter todt? So lange diese lebte konnte sich Bettina als Göthes Schwester betrachten.

---

[1]) Durchstrichene Variante zu S. 187 28. Z. v. o.

[2]) Variante zu S. 189 2. Z. v. o. durchstrichen.

30 [3]) Durchstrichen. Im Abdruck folgt auf einen ähnlichen Satz: „Aber zu diesen eitlen Enthusiasten gehörte Bettina nicht." (S. 189 34. Z. v. o.)

[4]) Durchstrichen. — Gegen Ende des Manuscripts folgende Notiz, die offenbar hiermit zusammenhängt: 1. Lotte und Werther.
35 2. Wilhelm Meister, Mariane. Aurelie, Philine, Gräfin. 3. Ottilie, Wahlverwandtschaften. 4. Clavigo, Marie-Götz. Weislingen-Tasso. Leonore-Clärchen, Egmont-Gretchen.

Bettina, Göthes Quälgeist böser Geist durch hassen konnte man Göthe nicht ängstigen, ein Feind ein abgesondertes plastisches Wesen wäre ja Labsal seiner Kunstliebe u[nd] Sachdenklichkeit.

Ein ächter Feind wäre Göthe ein Kunstwerk, und er 5 lobte ihn für den Genuß den er ihm verschafft.

Das ganze Buch eine Protestation gegen Göthe. Ihn zu strafen schickt er ihm Bettina zu.

Die Liebe die ihm die Aepfel schickte verstand er nicht.[1])

Göthe an Bettina. „Es wäre mir sehr angenehm, 10 zu sehen, daß man den finanzgeheimräthlichen, jacobinischen Israelssohn (Jacobssohn) so tüchtig nach Hause geleuchtet hat. Kannst du mir den Verfasser der kleinen Schrift nicht nennen? . . . Leider ist das Ganze nicht rasch, kühn u[nd] lustig genug geschrieben, wie es hätte sein müssen, 15 um jenen Humanitätssalbader vor der ganzen Welt einfür allemale lächerlich zu machen." Welch' ein Dichter der nicht mehr Herz hat als ein Frankfurter Senator. —[2])

Das Gesetz setzt den leichtsinnigen Verschwender unter Vormundschaft, warum nicht auch [den] der sein Herz 20 verschwendet?[3])

Hat Göthe seine Mutter erkannt wie Bettina? Hat er in seinem Leben und wie von ihr gesprochen?

---

[1]) Variante zu S. 192.

[2]) Variante zu S. 188. — Die hier citirten Schriften sind: 25 „Unterthänigste Vorstellung an seine Hoheit den Fürst Primas der Rheinischen Konfäderation über Höchstdessen neue Stättigkeits- und Schutzordnung für die Judenschaft in Frankfurt am Main. Vom Geheimen Finanzrath Israel Jacobsohn." (Braunschweig 1808 bei Vieweg) und „Bemerkungen über des Herrn Geh. 30 Finanzrathes Israel Jacobsohn unterthänigste Vorstellung" rc. 1808 (Frankfurt am Main bei Varrentrapp). Gegen letztgenannte Broschüre schrieb der jugendliche Börne gleichfalls im Frühjahr 1808 seine „Freymüthigen Bemerkungen", die indes erst von G. Schnapper-Arndt veröffentlicht worden sind. (Vgl. „Jugend- 35 arbeiten Ludwig Börnes über jüdische Dinge" in Geigers Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland. Bd. IV.)

[3]) Steht zwischen den S. 191 abgedruckten Stellen der Bettina über die Musik.

Göthe spielt den Baß zu Bettina's Musik.
Bettina belagert Göthe ihr Leben lang.
Das ganze Tagebuch für Göthe unverständlich, böhmische Dörfer. Höchstens mußte er es orientalisch auffassen wie
5 er mit Jean Paul gethan.[1])
„Schönheit ist Erlösung. Schönheit ist Befreiung vom Zauber, Schönheit ist Freiheit; himmlische; hat Flügel und durchschneidet den Aether. — Schönheit ist ohne Gesetz, vor ihr schwindet jede Grenze, sie lößzt sich in
10 alles, was ihren Reiz zu empfinden vermag, sie befreit vom Buchstaben, denn sie ist Geist." Konnte das Göthe verstehen, und wenn ja ohne die grämlichste Mißbilligung anhören?
Was ist es was so viele mit leidenschaftlichem Wider-
15 willen gegen Göthe erfüllt, Menschen die nicht mit ihm wetteifern, die es gern zugeben, daß er an Dichtergaben sie alle überragt? Es war nur ein Schriftsteller, der es gesagt: der Neid sei es gewesen, der ihn gegen Göthe aufgebracht: Heine. Er wagt es sich mit ihm zu
20 messen, und nur weniger als Göthe zu seyn, kann schon die Eitelkeit befriedigen.
„O Du! — Von Dir sagt die öffentliche Stimme du seist glücklich" ꝛc. (p. 114.) War Göthe glücklich?
Göthe duckt sich, sein Gott sein Teufel nach seinem
25 Bilde. Sie ärgern sich beide nicht.

II. Der Narr im weißen Schwan oder: Die deutschen Zeitungen. (Die ersten Kapitel eines größeren Werkes.)

Dieses Bruchstück wurde zum erstenmale von Börne selbst im IV. Bd. der G. S. Hamburg 1829 S. 259—329
30 veröffentlicht. Es ist jedenfalls vor Juli 1827 geschrieben worden. Daß das folgende (sechste) Kapitel, welches Börne gleichfalls um diese Zeit begonnen haben dürfte, nicht ebenfalls veröffentlicht wurde, scheint an Frau Wohl gelegen

[1]) Variante zu S. 189 17. Z. v. o. Der letzte Satz durch-
35 strichen.

zu haben, wie aus folgenden mir gleichzeitig mit diesem sechsten Kapitel von Herrn Dr. Schnapper-Arndt mitgeteilten brieflichen Äußerungen der Frau Wohl an Börne hervorgeht:

„Ich meine, es störe die Täuschung und schade der 5 humoristischen Einkleidung durch das Erklären. Sie dürfen nicht viel gute Worte geben. Ihre Schreibart erlaubt dies nicht und es kleidet Sie nicht gut. Man weiß, daß Sie es gut und ehrlich meinen da dürfen Sie denn auch manchmal etwas derb und grob sein. Wie könnte 10 ich Ihnen denn sonst auch nur nadelgroß gut geblieben sein?"

Sechstes Kapitel.

Bald kommt der Mai, der junge schöne Fürst; schon stäubt es vor ihm her. Greise wanken ihm entgegen, Knaben jubeln, Felder und Gärten werden mit Blumen 15 geschmückt und die königlichen Sänger versuchen ihre Lieder. Die Unglücklichen bereiten ihre Klagen vor und hoffen und Günstlinge lächeln und sind still geschäftig. Freude steht in jedem Angesichte es flötet Schmeichelei von allen Lippen, und ich, der ich so vieles zu erbitten, muß streng 20 sein, muß richten, wenn ich verzichten möchte! Es ist schwer gerecht zu seyn, wenn uns der weiche Frühling mit falschen Zeugnissen verwirrt. Aber ich will standhaft bleiben und wahr. Länger als eine halbe Stunde habe ich es bedacht, ob ich es gerade heraussagen soll: ich 25 meyne etwas anderes als ich sage — oder ob ich dieses verschweigen und es nur erraten lassen soll. Nach guter Ueberlegung habe ich mich für das erstere entschieden. Eine lange Beobachtung von Menschen und deutschen Büchern hat mich belehrt, daß die letzteren oft in den 30 ersteren Räthsel suchen, wenn sie nicht zu finden, wenn sie aber zu finden, sie niemals suchen. Wir sind zu ehrlich, wir erkennen keine andere Feinheit als unsere eigene, wie ich eben selbst beweise. Darum ist es besser, ich gestehe es, daß wenn ich von Zeitungen spreche, ich ihre Originale, 35 die Zeiten, meyne. Ich bin kein böser Zauberer; aber zu

guten Zwecken, übe ich etwas Herzen-Sympathie. Ich hoffe, daß wenn ich die Bildnisse unserer Feinde mit Nadeln steche, sie es fühlen werden an ihrem Leibe.

5 Wenn daher der geneigte Leser und der geneigte Kritiker dieser Geschichte, von ihr urtheilen sollten: es werde darin zu viel gesprochen, wenig gethan und oft gegessen und getrunken — verschiedene Mahlzeiten folgen nach — so würde ich mich sehr dadurch geschmeichelt fühlen; denn ich habe nichts anderes gewollt, als ein flüchtiges
10 Bild des deutschen Lebens zeichnen. Werfe mir keiner vor, daß ich das Bild verzerrt, daß ich nur die häßlichen Züge genommen die schönen weggelassen; daß ich nur den gemeinen Wegen der Natur nachgegangen, die auch durch die erhabenste Landschaft ziehen und nur diese gezeichnet habe —
15 nein, das that ich nicht. Nicht verkenne ich das Schöne und Gute, das in den Deutschen ist. Vielleicht sind sie besser, wirklich selbst glücklicher als sie es je gewesen; aber wer kann mit seinen Gefühlen rechten? Sie schmerzen mich weniger, die Deutschen der früheren Jahrhunderte; denn ich will lieber
20 dem triefäugigen Winter in das Angesicht sehen, als dem weinenden Frühlinge, den der Frost gekränkt. Doch kehren wir zu unserer Geschichte und unserer Verstellung zurück.

III. Zwei ungedruckte Briefe H. Laubes an Börne.

Unter dem 5. März 1833 schrieb Börne an Frau
25 Jeanette Straus-Wohl: „. . . Ich habe neulich von einem mir unbekannten Schriftsteller Namens Laube, der mir aus Leipzig ein Buch geschickt, einen närrischen Brief erhalten, aus dem ich Ihnen einige Stellen mittheilen will.“ (N. S. VI. 86.) Dieser „närrische Brief“ nebst einem zweiten
30 Schreiben Laubes an Börnen seien hier zum erstenmale mit Genehmigung ihres Besitzers, Herrn Dr. G. Schnapper-Arndt, im vollen Wortlaute wiedergegeben.

Leipzig, 19. Jan. 33.

Ich werde mich nicht erst lange bei unnützen Krumm-
35 buckeln an der Thürschwelle aufhalten, sehr lieber Börne,

um mich zu entschuldigen, warum ich Ihnen schreibe. Ich liebe Sie sehr — das wäre ja genug; ich könnte Sie in ein Mädchen verwandeln und Ihnen sagen, daß mir solche Schönheit, solcher Reiz nicht mehr länger Ruhe lasse, daß ich mein Herz ausschütten müßte. Sie würden's als Mädchen nicht übel nehmen, als unser Volkstribun werden Sie's noch weniger. Vielleicht hat Ihnen unser beiderseitiger Freund Campe[1]) schon meinen Namen genannt; um so besser: dann verlieren Sie keine Zeit mit unnützer Verwunderung, was ein stockfremder Mensch will.

Ich will eigentlich nur Eins: Ihnen meine große Zuneigung, Liebe, Hochachtung auszudrücken, ich würde Verehrung sagen, wenn ich das Wort Menschen den Menschen gegenüber nicht haßte. Das kann ich indeß besser und nützlicher öffentlich thun; das Herz wollte aber auch ein wenig Zuckerbrot haben, ich gab ihm solches mit der Vertröstung, Börne werde ihm ein Paar Zeilen schicken. Zu dem Ende werde ich nämlich mit mehreren Geschäften auf Sie eindringen, deren Sie sich mit ein Paar Handgriffen erwehren müssen. Zuerst leg ich ihnen ein Paar Exemplare meiner polnischen Geschichte[2]) bei, und bitte Sie, das eine zu lesen, das andere dem Fürsten Czartoryski durch Ihren Konrad[3]) zu schicken — ich hoffe, Konrad, den Sie in Ihrer Rocktasche mit zur Berühmtheit genommen haben, befindet sich wohl. Durch die kompendiöse polnische Totalgeschichte und ihr romantisch verbrämtes Ueberkleid denk' ich Manchem zu Hilfe zu

---

[1]) Der bekannte Hamburger Verleger des Jungen Deutschlands, Julius Campe.

[2]) Das neue Jahrhundert von Heinrich Laube Bd. 1. Polen Bd. 2. Politische Briefe. Fürth. Fr. Kornsche Buchh. 1833. Später erschienen: Reisenovellen von Heinrich Laube 1. u. 2. Bd. Leipzig, Otto Wigand 1839, 3 u. 4. Band, Mannheim, Heinrich Hoff 1836. Neue Reisenovellen von Heinrich Laube, 1. u. 2. Bd., Mannheim, Heinrich Hoff 1837.

[3]) Konrad Ullrich, der durch die Pariser Briefe bekannte Diener Börnes (vgl. Gutzkow, Börnes Leben, 3. Ausg. Jena 1875 S. 347; Holzmann, Börne, Berlin 1888 S. 210 ff.)

kommen, der sich nicht entschließen kann ein dickes Buch zu lesen, und die Geschichte ohne Brimborium zu verbrauchen. In einigen Wochen erhalten Sie den zweiten Teil meines neuen Jahrhunderts — das zu lesen wird ihre Höflichkeit nothwendig machen, denn Sie sind selbst der Hauptheld des ersten Abschnittes, und gegen den geschichtlichen Börne müssen Sie doch in soweit artig sein, daß Sie ihn ansehen. — Das wäre das erste Geschäft; das zweite ist eine Anfrage, die hoffentlich überflüssig ist, eine mitgetheilte Freude, die Sie hoffentlich theilen. Spazier[1]) giebt nämlich Jean Pauls Biographie heraus — Sie werden sich erinnern, daß er ein Neffe ist und die Quellen dazu hat — und will sie den Berlinern zum Entsetzen Ihnen dediciren. Er hat zu diesem Zwecke bereits die Vorrede wörtlich vor dem Buche geschrieben. Ich frage Sie nicht einmal, ob Sie was dagegen haben, denn es wäre eine dumme Frage; ich habe aber doch angefragt, ob es Ihnen Freude macht! Auf meine Preußen — ich bin selbst in Schlesien geboren — freue ich mich aber wie ein Kind, wenn sie das Gebrüll eines auf den Kopf geschlagenen Rindviehs anheben werden, daß man ihnen den reinen Jean Paul revolutionair gemacht, daß man ihren Magnetiseur mit dem höllischen Torpaneur zu einer abominablen Mesalliance gekuppelt! —

Das dritte Geschäft ist eins, worüber Sie mich auslachen werden. Das thut nichts. Ich habe nämlich von diesem Neujahr an die Redaction des vertrockneten Lederblattes, der „Zeitung für die elegante Welt“ übernommen, — wenn Sie gelacht haben, denk ich, werden Sie mich nicht mehr schelten. Dieses langweilige Frauenzimmer hat nämlich Zugang zu allen Boudoirs Nord- und Ostteutsch-

---

[1]) Richard Otto Spazier, der Neffe Jean Pauls (vgl. Allg. deutsche Biogr. XXXV, 75—76), versah sein fünfbändiges Werk „J. P. Fr. Richter. Ein biographischer Commentar zu dessen Werken.“ Leipzig. C. Brüggemann und O. Wigand 1833 mit einer 29 Seiten langen Widmung „An Ludwig Börne in Paris“. (Vgl. N. S. VI, 32.)

lands, sie trinkt Thee mit der ganzen Aristokratie eben weil sie artig langweilig ist. Nun fällt mir nicht ein, diese Bande bessern zu wollen — wer heilt chronische Saecular=Uebel! — aber ich will sie ärgern, und das kann ich nun alle Wochen 5 Mal. Ich habe immer gesagt, der alte Unflath müsse absterben, nur durch vermischte Begattung kann die Race allmählich verbessert werden — durch die 5 Mal wiederkehrenden Aerger jeder Woche denk ich das große Viehsterben zu beschleunigen. Um ihnen nun alle Nahrung zu vergiften, die Luft zu verpesten, hab ich ein Blatt zum Literaturblatte gemacht. Da müssen sie dann allwöchentlich die guten Freunde gepeitscht die Todfeinde mit Gold und Purpur behängt vorüberziehen sehn.

Da hatte ich nun die kecke Idee, Sie allmonatlich um ein Paar Zeilen, und wenn es wirklich nur zwei sind, zu bitten, um eine stehende Gifttinktur, Ihren Namen, zu bringen. Vielleicht entschließen Sie sich des Spaßes halber dazu. Der Buchhändler hat zu dem Ende seine demüthige Hoffnung beigelegt. Sie könnten freilich nur weniger wichtige Gegenstände, vielleicht Literatur, Theater besprechen, sonst streicht es die Königl. Saechs. Censur oder das Königreich Preußen, unser Lesezirkel, sperrt uns den Zugang; aber Sie sind doch vielleicht so freundlich, meinem Aerger beizustehen. Sollte es Sie interessieren mein ärgerliches Blatt zuweilen anzusehen, so will ich dafür sorgen, daß Ihnen eins zugeschickt werde. — Ueber Ihre neuen Bände schreibe ich Ihnen nichts, weil ich an unsere Damen darüber referiren und vor aller Welt recensiren muß und ich schäme mich immer meiner Armuth, wenn ich dasselbe wiederholen soll. Sie sind ein Stück Weltgeschichte für Deutschland geworden, unser unbezahlbarer Tribun, unsre demokratische Behörde, wir müssen Ihnen unsre Klagen einschicken, denn Sie sind der einzige unabhängige, wahrheitsliebende Advokat Teutschlands. Zwar Damen — sie sind sehr hübsch von gutem Adel, aber durch meinen plebejen Umgang verdorben — schicken Ihnen

die wärmsten Küsse, und wenn sie einmal — großer Gott wann? — ins freie Teutschland kommen, dann halten wir ein großes Mahl, wo alle die alten Redensarten mit Creme servirt werden, die wir gegen Sie haben anhören müssen, und die wir nun versüßt hinunterschlucken.

Ich höre Ihre Briefstellerin[1]) in Frankfurt heirathet? Das hätten Sie nicht zugeben sollen — ich habe zu meinen öffentlichen Briefen auch eine Dame als Objekt, Zielscheibe, sie will aber nichts mehr von mir wissen, seit sie erfahren, daß man solche Dinge wie Sie an ein Frauenzimmer schreiben könne.

Brockhaus, mit dem ich zuweilen spreche, ist aus dem Häuschen über „den Viehstall"[2]) — dort habe ich Ihre Vertheidigung längst aufgegeben, ich ärgere die Leute nur durch immerwährendes Lachen, wenn die Rede auf Sie kommt und durch die Versicherungen daß Sie leider erst in 10 Jahren von einer gewissen Klasse verstanden, ewig aber gesegnet werden würden. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß der Buchhändler dies kritische Blatt selbst redigirt, und daß außer der Todesangst vor Preußen darin der Hauptkeim des Verderbens ruht. Verklagter und Richter in einer Person — das lassen wir Affen uns auch noch immer gefallen!

Heines geistreiche Vorrede[3]), aus der ich durch Campe einige Data habe, werde ich Ihretwegen den Leuten bei=

---

[1]) Die oben erwähnte Freundin Börnes, Jeanette Wohl, an welche bekanntlich die „Briefe aus Paris" gerichtet sind und die am 7. Okt. 1832 den Börne befreundeten Salomon Straus heiratete. (Vgl. außer Gutzkow a. a. O. S. 313 ff., Holzmann a. a. O. S 155 ff.: „Jeannette Straus=Wohl und ihre Beziehungen zu Börne" von Gottlieb Schnapper=Arndt (Westermanns Jll. deutsche Monatshefte 31. Jgg. Heft 367 S. 46—58); „Jeannette Wohl die Freundin Börnes" von C. Kühn (Wiener Allg. Zeitung Nr. 1909 u. 1911 vom 24. u 26. Juni 1885).

[2]) Unter dem „Viehstall" sind die Leipziger „Blätter für litterarische Unterhaltung" gemeint. (Vgl. Briefe aus Paris vom 19. Nov. 1831; G. S. XI, 168.)

[3]) Heines Vorrede zu den „Französischen Zuständen", welche Dez. 1832 in Hamburg erschienen. Im Juli 1833 erschien die

bringen, da man ihn stets auf Ihre Kosten erhebt — natürlich nicht zu seinem Nachtheile, sondern nur zu Ihrem Vortheile — man thut sich immer was darauf zu Gute, daß er nie so schonungslos gewesen, Ach, er ist darin schlimmer wie Sie, weil er kein so weiches Herz wie Sie 5 hat; Sie schlagen das Pack zürnend ins Gesicht, er sticht grimmig das Messer zwischen die Rippen; er ist viel südlicher denn Sie. — Adieu — Von Herzen wünsch ich Ihnen Wohlergehn.

Ihr 10

Heinrich Laube.

Leipzig, 7. Debr. 33.

Sie antworten zwar nicht, wertheşter Herr Revolutions-Hofrath; aber ich muß doch wieder einmal an Sie schreiben. Ich hoffe, Konrad und Sie befinden sich wieder wohl, 15 Sauerlaender[1]) aus Aarau schrieb mir, Sie kränkelten. Eben habe ich ein Expl. ds. 5. u. 6. Bds. Ihrer Briefe erwischt, und gelacht und geflucht und gewüthet mit Ihnen. Glauben Sie wohl, daß selbst wir Muthigsten mitten im Jagdterrain so eingekoppelt, ewig gerügelt und eingeschüchert 20 sind, daß ich auf den ersten Seiten Ihres Buches erschrak, bis ich wieder im Train von 1830 war. Wenn Sie sich den aergsten Begriff davon machen, wie ein Schriftsteller unsrer Art jetzt in Teutschland dran ist, so ist es rosenfarben gegen den wirklichen Zustand. Man bindet uns 25

---

französische Ausgabe des ganzen Werkes nebst Vorrede in dem Buche „De la France“ und etwa gleichzeitig bei Heideloff und Campe die deutsche Fassung unter dem Titel „Vorrede zu Heinrich Heines französischen Zuständen nach der französischen Ausgabe ergänzt und herausgegeben von P. G. g. r.“ (Geiger?) (Vgl. 30 Heinrich Heines sämtl. Werke. Hg. v. Ernst Elster, Leipz. [1887] V 9ff.; Ludwig Geiger, Das junge Deutschland u. die preuß. Censur. Berlin 1900 S. 24ff.; Deutsche Dichtung XXXIV [1903] S. 120ff.)

[1]) Der bekannte, aus Frankfurt a. M. gebürtige, Aarauer 35 Verleger und Freund Heinrich Zschokkes, Heinrich Remigius Sauerländer. (Vgl. Neuer Nekrolog 25, 138.)

im Dunkeln an den Pfahl, geißelt uns, stopft uns den Mund zu und wenn Sie nur an den Augen merken, daß wir inwendig muckſen, ſo werfen Sie uns aus der Stadt. Aber ich halte es für ein Verdienſt auszuhalten, damit doch eine Art Beſatzung dableibt — meinen Sie nicht auch. Ich habe ſogleich eine Anzeige Ihrer Briefe für mein Journal[1]) gemacht, es iſt nur zu fürchten, daß gar keine erlaubt wird — warum ließen Sie nicht einen teutſchen Druckort drauf ſetzen: Mannheim oder ſo etwas — Alles von Paris datirte iſt unbeſehen verboten (und) was verboten iſt, darf gar nicht erwähnt werden. Es iſt wie in den ſpaniſchen Stücken mit dem Könige, ſeine Richtigkeit iſt außer Frage wie die Luſt. Ich habe diplomatiſirt, denn nur ein Wort Lob wird nicht geduldet, und geſagt Ihre Bücher ſeien keine Bücher, ſondern politiſche Thaten, die hätte ich als literariſcher Kritiker nicht zu loben oder zu tadeln, nur die Form ihrer Erſcheinung gienge mich an nnd Sie ſeien nicht alt geworden, Ihr Humor, Ihre Satire ſeien friſcher denn je rc. — Sehen Sie denn die Elegante bei Galignani? Kaum wird ein andres Journal ein Wort über Sie ſagen — ſo weit ſind wir. Dann hab ich das Urteil über Heine ausgezogen, da außer dem Dramaturgiſchen Alles von Politik ſtrotzt, Sie können ſich nicht die Strümpfe ausziehn ohne auf einen Fürſten zu fluchen, ſich nicht barbiren laſſen ohne an Karl II. von Engelland zu denken.

Ich weiß nicht, ob Sie „Polen" von mir u. meine „politiſchen Briefe", meine Jugendarbeiten (Neues Jahrhundert 2 Bde.), bekommen haben. Ich fürchte, Sie haben Ihnen nicht gefallen. Sollten Sie das zweite nicht haben, ſo würde mir's ſehr leid thun, da es durch ſeinen Inhalt u. die vielfache Beſprechung Börnes Ihnen eigentlich dedicirt iſt. Hier ſchicke ich Ihnen ein neues, die Revolution in ſeidnen Strümpfen, unter den Mädchen

[1]) Zeitung für die elegante Welt. Nr. 243 vom 12. Dez. 1833; theilweiſe wieder abgedruckt bei Holzmann a. a. O. S. 309 ff.

in den Familien. Es (ist er)st Exposition und wird eine Trilogie, die zweite Abtheilung schreibe ich den Winter.

Traxel[1]) wird's Ihnen geben. Regt es Sie an, etwas darüber zu sagen, um so besser für mich, ich liebe auch den Tadel u. das ist keine Redensart. Gefall ich Ihnen hie und da, freut mich's doppelt.

Ich möchte Sie vor Hrn. Spazier, einem renommistischen Septembrisirer warnen, der jetzt in Paris ist, wenn es nicht immer etwas Klatschhaftes an sich hätte, zu warnen. Er hat keinen Theil an unserer Freude, denn er liebt nur sich und hat uns hier viel schlechte Streiche gespielt. Vielleicht hat Ihnen auch Campe davon gesagt. Doch wozu das? Sie werden's selbst sehen, wenn Sie ihn sehen.

Um etwas für die Elegante darf ich Sie wol nicht mehr bitten, da Sie nicht dazu kommen; aber ich meine, es müsse angenehm sein, mit dem was Einem eine Kleinigkeit ist, große Freude zu machen. So z. B. ein Paar französische Portraits. Aber ich will nicht bitten, Sie haben mir schon so viel gegeben, denn ich habe von keinem Menschen so viel gelernt als von Ihnen. Möge es Ihnen wohl dafür ergehen ich wünsche es von Herzen

Ihr

H. Laube.

Adresse:
Herrn Dr. Ludwig Börne
Rue Godot Nr. 1.

Als Ergänzung zu diesen beiden Briefen möge noch folgendes Selbstbekenntnis Laubes aus dem Jahre 1875 folgen:

„Ich habe öfters gehört und gelesen, daß die „Reisenovellen" den Heine'schen Reisebildern nachgebildet seien.

---

[1]) Christian August Traxel, bekannter unter seinem Schriftstellernamen Victor Lenz, geb. 1807 in Bittburg bei Trier, gest. 12. Okt. 1839 in Mannheim. (Vgl. Neuer Necrolog, 17, 1385; Dresdener Abendzeitung 1837 Nr. 149 u. 150; Andreas Gottfried Schmidt, Gallerie deutscher pseudonymer Schriftsteller. Grimma 1840 S. 115. J. Meyers Großes Conversations-Lex. XII. Bd. Hildburghausen 1853 S. 171.)

Heine ist gewiß in mir mächtig gewesen, aber durchaus nicht dergestalt, daß ich an eine Nachahmung gedacht hätte. ... Börne stand mir damals viel näher für die Schrift. Sein reales unmittelbares Anfassen dessen, wo-
5 rüber er schrieb, entsprach ganz und gar meiner schrift-stellerischen Neigung, und seine nackte politische Welt war mir verständlicher als die poetisch-politische Mischung in Heine ...

Beide, Heine und Börne waren übrigens von über-
10 wältigendem Einflusse auf die jungen Schriftsteller jener Zeit, und der Literarhistoriker muß sie als Führer einer Epoche hinstellen. Wenn auch Börne bald in den Hinter-grund gerathen ist, weil er keine schöpferische Fähigkeit hatte, sein Einfluß auf den Styl in unserer Schriftwelt
15 ist von nachhaltiger Bedeutung geworden. Er hat den Schwulst verjagt und den bündigen treffenden Ausdruck vorgezeichnet." (Erinnerungen [1810—1840] von Heinrich Laube, Wien 1875 S. 199f.)

IV. Zwei ungedruckte Briefe der Frau Jeanette Wohl.

20 In dem für seine Entwicklung so bedeutungsvollen Jahre 1830 befand sich Börne seiner leidenden Gesundheit wegen wieder in Soden. Diesem Aufenthalte verdanken wir den letzten Teil seines Tagebuches. In seiner Ge-sellschaft war damals Frau Wohl. Zwei Briefe von ihr
25 aus dieser Zeit in Angelegenheiten Börnes, die in meinem Besitze sind, teile ich als Kuriosität mit. Sie sind an den bekannten Politiker, Rechtsanwalt und Freund Börnes, Dr. Max. Reinganum[1]), gerichtet.

[Soden, Juny (?) 1830].
30 Undatiert.

Lieber Doctor

Der träge Herr Börne trägt mir auf, Sie zu bitten, die Schuhmacher-Angelegenheit auszugleichen, und wenn

---

[1]) Vgl. Gegenwart, Lpz. V. Bd. 1850; Augsburger Allg. Ztg.
35 v. 25. Juni 1878 S. 2576 u. s. w.

Sie es so für gut halten, die f. 45, welche Sie gütigst
bei Bernhardt Rindskopf für Dr. B's. Rechnung holen
laßen können, dem Stieritz (?) zu bezahlen. Auch ersucht
Sie B. dem Ueberbringer Dieses das Buch-Packet mit-
zugeben. Sie und die Ihrigen freundlichst grüßend, 5

Ihre

J. W.

Sollten Sie liebe Pauline zufällig die Hannchen
Kramm (?) sehen, grüßen Sie sie freundlichst, bis Montag
schicken wir die Botenfrau mit Brief, für heute ginge es 10
zu eilig.

Sr. Wohlg.

Herrn Doktor Reinganum
an der Brücke im Kayserischen
Hause, gleiche Erde 15

in

Frankfurt.

Soden 12ten Juny 30.

Ein lebhafter Briefwechsel!

Sie sollten nur gefälligst, der Ueberbringerin dieses, 20
den Hamburger Brief mitgeben, ihr dabei anempfehlen solchen
ja nicht zu verlieren, dann sey nichts gefährdet, meint der
Dr. Auch mit Post-Auslagen möchten Sie sich doch
bezahlt machen wenn Sie von Rindskopfs Geld holen
laßen, es käme sonst in Vergeßenheit. Ebenfalls viele Grüße 25

von Ihrer

J. W.

Sr. Wohlg.

Herrn Doktor Reinganum
an der Brücke im Kayserischen 30
Hause

in

Frankfurt.

Herrosé & Ziemsen, Wittenberg.

